This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

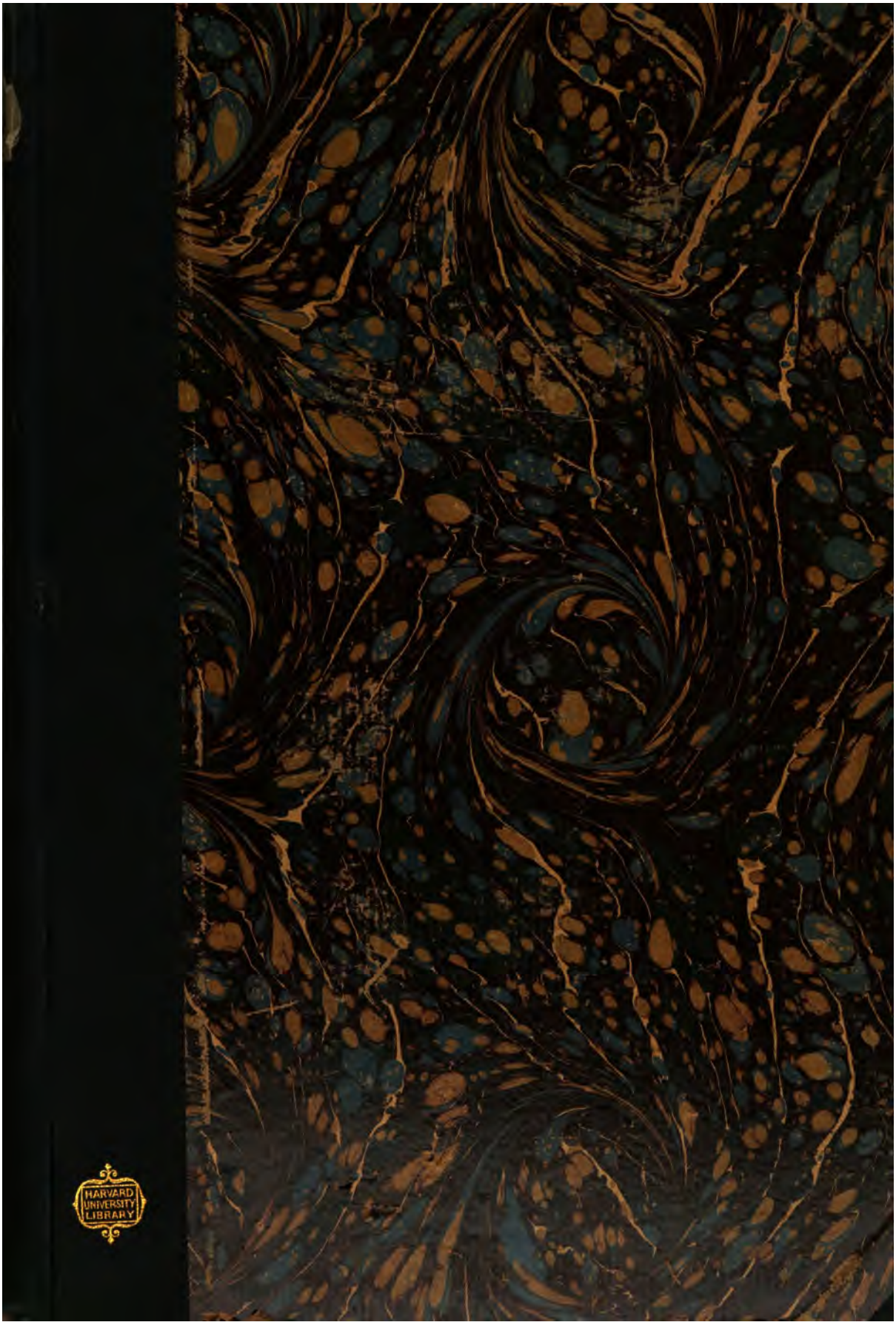
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

Educ 4696.77.5

Harvard College
Library

FROM THE BEQUEST OF
JOHN HARVEY TREAT
OF LAWRENCE, MASS.
CLASS OF 1862

Das Leben

eines ehemaligen

römisch-katholischen Priesters.

Eine Jubelschrift

von

Karl Alexander Freiherrn von Reichlin-Meldegg,

Doctor der Theologie, des Kirchenrechtes und der Philosophie, großherzoglich badischem Hofrath und öffentlichem ordentlichem Professor an der Universität zu Heidelberg.

Heidelberg.

Verlagsbuchhandlung von Fr. Bassermann.

1874.

Das Leben

T 410

eines ehemaligen römisch-katholischen Priesters.

Das Leben

eines ehemaligen

römisch-katholischen Priesters.

Eine Jubelschrift

von

Karl Alexander Freiherrn von Reichlin-Meldegg,

Doctor der Theologie, des Kirchenrechtes und der Philosophie, großherzoglich badischem Hofrath und öffentlichem ordentlichem Professor an der Universität zu Heidelberg.

Heidelberg.

Verlagsbuchhandlung von Fr. Bassermann.

1874.

Educ 4696.77.5

HARVARD COLLEGE
NOV 19 1920
LIBRARY
Bent fund

Buchdruckerei von G. Otto in Darmstadt.

Vorrede.

Unvergeßlich wird mir die Theilnahme bleiben, welche sich am 15. Mai d. J., dem Tage meines fünfzigjährigen theologischen Doctorjubiläums, von so vielen Seiten aus der Nähe und Ferne in so herzlicher und erhebender Weise kund gab. Als ich bei dem von der Universität veranstalteten Festmahle die schönen und beredten Trinksprüche des derzeitigen Prorectors, des Herrn Prof. ord. Dr. Stark, des damaligen Dekans der philosophischen Facultät, Herrn Geh. Hofraths und Prof. ord. Dr. Bartsch und des Freiburger Abgeordneten, des Herrn Hofraths und Prof. ord. Dr. Sengler erwiederte, verband ich in meiner Antwort mit dem tief gefühlten Danke für die mir an diesem Tage gewordene Auszeichnung und Anerkennung einen Rückblick auf die Vergangenheit, auf die lichten und trüben Bilder meiner ehemaligen theologischen Wirksamkeit. Vielseitig wurde mir der Wunsch nach einer Veröffentlichung meiner Erlebnisse geäußert.

So entstanden die nachfolgenden Blätter, welche ich der nachsichtsvollen Beurtheilung des Publikums übergebe. Die darin enthaltenen Charakteristiken früherer Lehrmethoden, Lehren und Lehrer, die Darstellung der Kämpfe und Conflicte mit den kirchlichen Behörden werden, wie ich hoffe, besonders in der gegenwärtigen Zeit des mehr als je hartnäckigen Streites der Hierarchie gegen die wohlbegründeten Rechte des Staates, auch für einen größeren Leserkreis, nicht ohne Interesse sein. Der Grund der vielfach vorherrschenden humoristischen Form dieses Beitrages zur Geschichte des Schul- und Kirchenwesens liegt theils in jenem Gefühle, welches man am sicheren Ufer, nach einem

glücklich überstandenen, heftigen Sturme, empfindet, theils in dem wahrhaft komischen Elemente mancher hier zur Sprache kommenden Persönlichkeiten und Zustände. Das ridendo dicere verum schwebte mir dabei als Wahlspruch vor. Das Ganze wurde unter die vier im Inhaltsverzeichnisse angegebenen Gesichtspunkte, als die natürlichen Abschnitte meiner Lebenserfahrungen, gefaßt.

Vor 50 Jahren, in der Zeit, da ich, ein zweiundzwanzigjähriger Jüngling, aus den Händen meines Promotors, des berühmten Theologen J. L. Hug, das Diplom eines Doctors der Theologie und des Kirchenrechtes empfing, war noch eine freiere Bewegung im Gebiete der katholischen Gottesgelehrtheit möglich. Wurde doch in der von den Theologen vor der Promotion zu beschwörenden Eidesformel, nach dem Rescripte Kaiser Josephs II. vom 27. April 1785, ausdrücklich das Gelöbniß einer Reinhaltung der Christuslehre von allen menschlichen Zuthaten und ein Wirken im Geiste des Evangeliums verlangt. Zwar hatte sich seit der Wiedereinführung des die Bekämpfung des Protestantismus und die Alleinherrschaft des Papstthums bezweckenden Jesuitenordens durch Pius VII., nach der Bulle: Sollicitudo omnium ecclesiarum vom 7. August 1814, ein anderer Geist der Hierarchie bemächtigt. Die alle freie Entwicklung des Katholicismus lähmenden Concordate waren nach Außen und der allmählige Ruin des Kirchenstaates nach Innen die Folge. Die Einflüsse der Jesuiten und die Anmaßungen des Papstthumes steigerten sich unter Pius' VII. Nachfolgern. Schon unter Leo XII. (1823) erhielt die von Kardinal Consalvi, der politischen Seele Pius' VII., verbotene Schrift des Carolo Fea, Aufsehers des capitolinischen Museums und der Chigi'schen Bibliothek, die Druckerlaubniß. Sie enthielt das non plus ultra geistlicher Arroganz. In ihr wurde geradezu die Oberherrlichkeit der Päpste über alle Fürsten nicht nur in kirchlichen, sondern auch in allen weltlichen Dingen als eine Art von Glaubenssatz aufgestellt. Zugleich wurde das Verbot der Bibelgesellschaften erneuert. Die Schrift des Carolo Fea war nur die That eines Einzelnen. Anders aber gestaltete sich die Sache unter Gregor XVI. (1831—1846). Durch sein Studienedict vom 12. September 1831 bekämpfte und verbot er alle theologische Wissenschaft, die nicht mit dem römischen Katechismus übereinstimmte. Mit der größten Entschiedenheit warf er bei seiner Thronbesteigung in dem Rundschreiben an alle Bischöfe den Fehdehandschuh aller modernen Cultur hin. Das Schreiben ist bezeichnend, weil es mit

Recht als der Vorläufer der neuesten Encyklika Pius' IX. bezeichnet werden muß.

„Es hallen Akademieen und Gymnasien, heißt es in diesem Rundschreiben, in entsetzlicher Weise wieder von neuen gräuelvollen Lehren, durch welche der katholische Glaube nicht mehr blos heimlich und verborgen befehdet, sondern in ruchlosem Kriege offen bekämpft wird. Durch den Unterricht und das Beispiel der Lehrer sind die Gemüther der Jünglinge verderbt, ist die ungeheuere Niederlage der Religion und der entsetzliche Verfall der Sitten bewirkt. Es muß deßhalb, um alle solche Neuerungen von der Kirche abzuhalten, entschieden daran festgehalten werden, daß dem Papste allein das Urtheil über die Lehre und die ganze Regierung der Kirche zusteht, die Bischöfe müssen daher an dem römischen Stuhle festhalten, die Priester aber den Bischöfen gehorsam sein. Die von der Kirche gebilligte Disciplin darf nicht mißbilligt oder gar der Staatsgewalt unterworfen werden. Es ist absurd, von einer Regeneration der Kirche zu sprechen, abscheulich, das Cölibatsgesetz anzugreifen und die Unauflöslichkeit des Ehebundes zu bezweifeln. Vorzüglich ist aber der Indifferentismus zu bekämpfen oder der Wahn, daß man in jedem Glauben selig werden könne. Aus ihm fließt der Wahnsinn, daß jedem Menschen Gewissensfreiheit gebühre. Diesem verderblichen Irrthume bahnt die unmäßige Freiheit der Meinungen den Weg, welche zum Verderben der Kirche und des Staates allgemein herrscht. Daher kommen die Veränderung der Gesinnungen, das Verderbniß der Jugend, die Verachtung der Religion und ihrer Gesetze unter dem Volke und das das Gemeinwesen bedrohende Verderben." ...

„Aus keiner anderen Ursache, sagt das Rundschreiben weiter, strengen die heutigen Neuerer ihre Kräfte an, als deßhalb, um mit Luther darüber triumphiren zu können, daß sie von allen Gesetzen frei seien und, um dieß leichter und schneller zu erreichen, scheuen sie die gräulichsten Schandthaten nicht. Hiermit hängt auch die schädliche und nicht genug zu verabscheuende Preßfreiheit zusammen, in Folge welcher die ungereimtesten und abgeschmacktesten Lehren und Irrthümer sich mit Leichtigkeit verbreiten, und es ist ungereimt, zu behaupten, daß die Wirkungen der schlechten Schriften durch einzelne Widerlegungsschriften aufgehoben werden. Daher ist der römische Index eine wohlthätige Einrichtung

und es ist ein schwerer Irrthum, der Kirche das Recht des Bücherverbots abzusprechen." Zum Schlusse werden die Bischöfe zum Widerstande gegen alle Neuerungen und die Fürsten zur Unterstützung der bischöflichen Gewalt aufgefordert, zugleich der Schutz und der Segen der „Jungfrau Maria" angefleht, welche „allein alle Ketzereien unterdrückt".

Das waren die päpstlichen Anschauungen und Befehle schon im Jahre 1831. Gehörte auch die Universität Freiburg, an welcher ich damals noch ordentlicher Professor der Theologie war, zu jenen „in entsetzlicher Weise von gräuelvollen Lehren widerhallenden Akademieen"? Wir, in Baden, spürten von den päpstlichen Breven und Encykliken im Anfange wenig oder gar nichts. Noch wirkte der Josephinische Geist unter den Geistlichen Badens fort. Noch äußerten Wessenberg's Institutionen auch nach dem Tode des designirten Erzbischofes Wanker eine wohlthätige Wirkung.

Unter Karl Friedrich's weiser Regierung und auch später noch kam der Einfluß der Exprälaten und Exmönche nicht zur Geltung. Die katholischen Gymnasien und die katholisch-theologische Facultät wurden mit Weltpriestern oder vorschriftmäßig geprüften Laien besetzt. Zur Zeit meiner Promotion hätte sich die ganze theologische Facultät Freiburgs, ungeachtet in ihr 2 Exmönche, ein Exjesuit und ein Exkarmeliter saßen, wie ein Mann, erhoben gegen die Encyklika und den Syllabus Pius' IX., wie gegen das auf dem vatikanischen Concil von 1870 geschaffene Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit. Man hätte es nicht begreifen können, daß es die Aufgabe der Kirchenleiter sei, sich dem Staate in dem zu widersetzen, das seines Rechtes ist. Der Grundsatz jenes berühmten Kirchenlehrers herrschte: „Im Nothwendigen Einheit, im Zweifelhaften Freiheit des Glaubens, in Allem Liebe und Duldung". Da konnte man noch mit Muth und frischer Kraft an die katholische Theologie gehen, da konnte man an den Fortschritt der deutschen katholischen Kirche, wie ihn der edle Wessenberg erstrebte, mit voller Seele glauben. Man ignorirte oder schien zu ignoriren, was von den Intriguen und Hetzereien der Jesuiten ausging.

Langsam, aber festen Schrittes gestaltete sich Alles anders, als der Exjesuit und Excisterzienser, Bernhard Boll, auf den erzbischöflichen Stuhl der oberrheinischen Kirchenprovinz (1827) erhoben wurde. Da, wo Wessenberg im Ritus die deutsche Sprache eingeführt hatte, wurde wieder die dem Volke unverständliche lateinische gebraucht, der Rosen-

kranz als ein heilsames Gebet erklärt. Man hörte und berücksichtigte die Denunciationen der Exmönche und der ultramontanen Blätter von Würzburg und Aschaffenburg. Man mischte sich in die Angelegenheiten der Wissenschaft und der Universitäten, wandte sich beschwerend und sich auf der Kirche zustehende Rechte berufend, an Staat, Facultät und Regierung. Die freie Forschung wurde unmöglich gemacht. Meine Entfernung und späterhin auch die des Moraltheologen und Historikers, Heinrich Schreiber, waren die Folge. Durch die Unterwerfung der theologischen Lehrbücher, nach denen in der Facultät Vorlesungen gehalten wurden, unter die erzbischöfliche Censur (Mai 1835) wurde die theologische Lehrfreiheit factisch aufgehoben. Unter Hermann v. Vicari verstieg sich die oberste Hierarchie des Landes bereits so weit, daß die frommen und aufgeklärten Priester, welche in dem Seelenamte für ihren verstorbenen, allverehrten Großherzog Leopold Gebete zum Himmel schickten, sich im erzbischöflichen Seminar zu St. Peter den andächtigen Bußübungen unter der Leitung des Jesuitenpaters Roh, zur Strafe ihres Vergehens, unterziehen mußten, diejenigen aber, welche nicht Folge leisteten, von ihrem geistlichen Amte suspendirt wurden. Ein Concordat mit Rom sollte der Schlußstein in den retrograden Bemühungen der den Erzbischof leitenden Camarilla werden.

Unser allgeliebter Monarch und seine weise und energische Regierung verhinderten das schlau begonnene Unternehmen. Das Concordat kam nicht zu Stande. Es bildete sich eine ultramontane Opposition in Vereinen und öffentlichen Blättern seit jener Zeit immer mehr aus, eine Opposition, welche mehr auf die hierarchischen Anmaßungen Roms, als auf die Stimme der Wissenschaft und des Rechtes hörte.

Wie weit man inzwischen unter der Leitung der Jesuiten im Kabinete an der Tiber gekommen war, zeigt die Encyklika Pius' IX. vom 8. December 1864. Als „verdammungswürdige und verderbliche Irrthümer" werden bezeichnet „die Religions- und Cultusfreiheit, die Unabhängigkeit der weltlichen Macht von der geistlichen, die Volkssouverainität". Die Gesellschaft kann allein ihre Rettung und ihr Heil finden in der Wiederherstellung „aller der Kirche über die Fürsten und Völker zustehenden Rechte". Der Papst kann Alles vor sein Gericht ziehen, die Fürsten dürfen sich in keine religiösen Angelegenheiten mengen. Die katholische Kirche hat allein das Recht der öffentlichen Religionsbethätigung, alle anderen Culte sind Ketzereien. Der Syllabus

enthält 80 einzeln aufgeführte Irrthümer. Der Fortschritt und die moderne Civilisation sind Hauptirrthümer. Außer dem absoluten und gemäßigten Rationalismus werden auch die Bibelgesellschaften insbesondere verdammt. Die „katholische Heiligkeit ist gleichbedeutend mit Weltflucht, die protestantische will Gestaltung und Bildung der Welt", wie es in der Fastenpredigt von 1866 heißt. Alle diese die Rechte der Fürsten und Völker verletzenden, aller Bildung den Krieg erklärenden Anmaßungen nicht als Aussprüche eines Einzelnen, sondern als göttliche Sentenzen hinzustellen, wurde auf der vatikanischen Kirchenversammlung von 1870 das Dogma der Unfehlbarkeit des Papstes festgestellt.

In derselben Zeit, in welcher diese Kirchenversammlung zusammen kam (Juli 1870), hatten die unerhörten Anmaßungen Frankreichs gegen Preußen unseren großen vaterländischen Krieg hervorgerufen.

Da schwand der Unterschied der Stämme, der Confessionen und Stände. Unter dem Heldenkaiser, Wilhelm I., vereinigten sich alle zu dem gemeinsamen Kampfe gegen den fränkischen Uebermuth. Der in der Geschichte Deutschlands einzig dastehende, überall siegreiche Krieg hatte die Gründung des neuen deutschen Reiches zur Folge. Fest stehet, eine Großmacht ersten Ranges, das deutsche Reich da, gekräftigt nach Außen durch seine heldenmüthige Abwehr überfrecher Feinde, und nach Innen durch seine einheitliche Gesetzgebung. Die Kirchengesetze des deutschen Reiches werden alle Deutschen vor den Uebergriffen der Hierarchie schützen.

In der altkatholischen Kirche erkennen wir jene Grundsätze wieder, welche die erleuchteten Theologen und Kirchenfürsten des gallikanischen und Josephinischen Zeitalters hatten. Sie stützt sich auf die Bibel und die Lehre ihrer Väter, ferne von dem Glauben an die Unfehlbarkeit eines einzelnen Menschen, ferne von der Alleinseligmachung und der Verfluchung Andersdenkender. Sie hält sich an die Forderungen der fortschreitenden Vernunft, an Glaubens- und Gewissensfreiheit, Duldung und Liebe. Sie spricht sich entschieden aus gegen alle Einmischung in weltliche Dinge, in die Zwecke des Staates. Sie ist kein Staat im Staate. In ihr erblicken wir die Morgenröthe einer bessern Zeit für die fortschrittliche Entwicklung der katholischen Kirche. In der Einweihung und staatsrechtlichen Anerkennung des intelligenten und allgemein geachteten Bischofes Reinkens hat diese Kirche die sicherste Bürgschaft für ihren Fortbestand und ihre fernere gedeihliche Entwicklung.

Als für unſer Vaterland der Ruf zu den Waffen erſcholl, da erhoben ſich für das gemeinſame Ziel, die Ehre und Freiheit ihres Landes, mit männlichem Muthe und deutſcher Begeiſterung, unſere katholiſchen und proteſtantiſchen Brüder. Sollten ſie ſich zu Hauſe bekriegen, während ſie auf dem feindlichen Boden in ſeltener heroiſcher Kraft wahrer Vaterlands- und echter Bruderliebe einig waren?

Der Unterſchied zwiſchen dem vatikaniſchen und dem katholiſchen Elemente, welchen neulich der geniale Staatsmann, Fürſt Bismarck, in ſeiner Rede gegen die Anfechtungen Gerlach's, ſo treffend hervorhob, wird dem deutſchen Volke immer mehr zum Bewußtſein kommen. Mit heiterem Auge ſehen darum alle Freunde Deutſchlands auf ſeine politiſche und religiöſe Zukunft.

Heidelberg, am 29. December 1873.

Der Verfaſſer.

Nachruf.

Mittwoch, den 7. Januar, verschied in Folge einer Lungenlähmung meine liebe Frau Babette, geborene Molitor, im 70. Lebensjahre.

Kurz ist das Leben, eine Spanne das Dasein, das zum Endziele führt, von welchem kein endliches Wesen zurückkehrt.

So ist auch sie heimgegangen, die der Stern meines Lebens war in den Strebungen und Kämpfen der Jugend, in dem rosigen Traume, den man das Lebensglück nennt, in den Mühen und Sorgen des Greisenalters, die treue Gattin, die liebende Mutter, die sorgsame Pflegerin des Hauses. Nimmer begegnet uns ihr holder, ihr liebender Blick, nimmer drücken wir die Hand, die über uns wachte und uns beglückte. Weinend stehen Vater und Sohn vor dem Grabhügel, welcher sich über ihren irdischen Ueberresten wölbt. Nichts ist ihnen von diesen geblieben, als eine Locke von ihrem Haupte und im Bilde die holden Züge, die auch noch im Tode so mild und freundlich waren, wie im Leben. Aber ihr Geist lebt fort in uns durch das unzerstörbare Andenken der Liebe; die Liebe ist ewig; denn Gott ist die Liebe.

Heidelberg, am 10. Januar 1874.

Reichlin-Meldegg.

Inhalt.

Vorrede . . . . . Seite V—XI

I.

Jugend- und Studienjahre . . . . . „ 1—36

II.

Das katholische Priesterseminar zu Meersburg . . . . . „ 36—53

III.

Die Freiburger Professorsjahre . . . . . „ 53—113

IV.

Heidelberg . . . . . „ 113—207

1. Jugend- und Studienjahre.

Ich wurde am 22. Februar 1801 zu Gravenau, einem Städtchen in Oberbaiern, nahe an der böhmischen Grenze, geboren. Der Ort war damals mit Soldaten überfüllt. Mein Vater, Joseph Alexander, aus dem Geschlechte der Reichsfreiherren von Reichlin-Meldegg, Auditor im Fürstlich. Fürstenberg'schen Regimente, war im Hause des Seifensieders Naumann einquartiert. Meine Mutter, Augusta Leuthin, aus einem angesehenen Patriziergeschlechte in Meersburg, hatte ihn in dem Feldzuge begleitet. In der Nacht vom 21. auf den 22. Februar herrschte große Bewegung im Naumann'schen Hause. Die Aerzte beriethen sich schon, ob man das Kind opfern solle, um die Mutter zu retten. Da half endlich die Zange und ich kam mit Hülfe derselben an das Tageslicht. Ein Weiser des Alterthums sagt, das Leben sei gut, besser das Sterben und am besten, nicht geboren zu sein. Es ist also noch eine große Frage, ob meine Geburt für mich ein Glück war. Ich muß sie als ein Geschenk des Himmels annehmen, selbst, wenn sie ein Danaergeschenk gewesen wäre. Nicht lange vor meiner Geburt hatte meine Mutter eine benachbarte Kirche besucht. Die Kirche umschloß, wie sie mir später oft erzählte, eine Reliquie, kostbarer, als die Feder aus dem rechten Flügel des Erzengels Michael, ja noch kostbarer, als jenes große Stück ägyptischer Finsterniß, welches man im Mittelalter so andächtig aufbewahrte, das von den Jesuiten unserer Tage noch immer mit rührender Verehrung gehütet und hoffentlich recht bald mit ihnen über die deutsche Grenze gehen wird. Die Reliquie jener Kirche war nämlich der Kamm, mit welchem die Jungfrau Maria das Jesuskind

gekämmt hatte. Der Altar, welcher diese Reliquie enthielt, prangte mit der goldenen Inschrift:

O du heiliges Kampel,
Womit man gekampelt
Das heilige Lampel!

Aus der baierischen Mundart in die hochdeutsche Sprache übersetzt:

O du heiliges Kämmchen,
Womit man gekämmet
Das heilige Lämmchen!

Sollten diese Worte, die meine Mutter, eine aufgeklärte Katholikin, lächelnd las, vielleicht ein ominöser Orakelspruch gewesen sein, daß ihr Erstgeborner, um mich eines oberbaierischen Ausdrucks zu bedienen, dereinst oft „abgekampelt" (abgekanzelt, mit Verweisen gesegnet) werden sollte?

Bei mir ging dieser Ausspruch, wenigstens in meiner theologischen Lebensperiode, wirklich in Erfüllung.

Am Morgen des 22. Februar verkündeten Kanonenschüsse den Gravenauern den mit Napoleon abgeschlossenen faulen Lüneviller Frieden. Ich hörte keinen dieser die Morgenröthe meines ersten Tages verkündenden Friedensschüsse; doch müssen sie mein Trommelfell unfreundlich berührt haben. Wenigstens leite ich daher meine ängstliche Empfindung bei dem Schießen ab, eine Eigenschaft, die ich mit dem k. k. österreichischen General Freiherrn von Z....r theile. Denn ich erinnere mich aus meiner frühesten Jugend (1815), daß dieser General im Theater jedesmal die Loge verließ, wenn der Räuber Karl Moor aus seiner Brusttasche den grausen Schlüssel zog, der uns die Pforten der Ewigkeit eröffnet. Jedenfalls war die Lüneviller Feierlichkeit auch eine Anspielung auf den faulen Frieden, den mir katholische und protestantische Theologen bereiteten.

Ohne daß ich eine Ahnung davon hatte, wurde ich des anderen Tages durch den Feldprediger Plims nolens volens in den Schooß der römisch-katholischen Kirche aufgenommen. Pathen waren der Oberstlieutenant und Commandant des Regimentes, später General, Freiherr von Neuenstein und die Gattin des Regimentsquartiermeisters und Hauptmanns, Rosina Bayer. Ich führe die Pathen an, um zu zeigen, wie es auch bei meiner Taufe militärisch herging, und was Pathen zu bedeuten haben, da ich sie später in meinem Leben nicht mehr sah. Was weiter mit mir geschah, weiß ich nicht. Mein Vater

ging nach Meersburg und advocirte. Hier hatte er früher am Hofe des nachmaligen Fürsten Primas, Karl von Dalberg, manche frohe Stunde zugebracht. Seine Praxis war eine glänzende. Freilich hatte ihm die Natur an seiner Wiege die Freude des Advokatenlebens nicht vorgesungen. Aber Gott denkt und die Stiefmutter lenkt. Sein Vater war der Hofrath Freiherr Maria Alexander, Grundherr auf Freudenthal, seine Mutter eine Freiin von Syrgenstein. Die zweite Frau des alten schwach gewordenen Freiherrn, geborne Freiin von Freiberg, hatte durch maßlose Verschwendung die Familie um ihr Vermögen gebracht. Mein Vater hatte, als der älteste Sohn aus der ersten Ehe meines Großvaters, den Anspruch auf die Grundherrschaft, welche leider veräußert wurde. So blieb ihm nichts von seinen Ansprüchen, als der alte Adelsname. Er hatte zu Freiburg im Breisgau, wo der freie Josephinische Geist unter den katholischen Lehrern herrschte, in den Neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit großem Erfolge die Rechte studirt. Damals faßte unter der lustigen Studentenschaft ein Graf Bissungen den Gedanken, als Räuber Moor sich in dem Schwarzwalde niederzulassen. Ein junges adeliches Fräulein fehlte als Amalie nicht. Sie sollte entführt werden. Meinem Vater wurde die Rolle des ehrlichen Räubers Schweizer zugedacht. Aber es blieb bei dem Plane. Die Träume der Jugend verflogen, wie viele andere. Meine Mutter lernte der Vater in Meersburg kennen. Ihr lebensfrischer Humor, ihr Verstand und das tiefe, wahrhaft religiöse Gefühl derselben werden mir, so lange ich athme, die schönste Erinnerung meines Lebens sein. Die Aufopferung, mit der sie für ihre frühe zur Wittwe gewordene Mutter und ihre jüngern Geschwister sorgte, nahmen meinen Vater vollends für sie ein. Der Bund wurde in Kippenhausen, einem Dorfe bei Meersburg, wo die Großmutter bei ihrem Sohne, einem Geistlichen, lebte, für das Leben abgeschlossen. Meinen beiden Eltern verdanke ich Alles, was ich geworden bin und was ich besitze. Aus meiner frühesten Jugend in Meersburg schweben mir zwei Erinnerungen vor, eine Freude, die mir eine dumme Magd verdarb, indem sie mich in die Kammer führte, wo die Gaben des heiligen Bischofs Nikolaus für mich aufgespeichert lagen. Der supernaturalistische Schein ihres Ursprunges aus dem Himmel verwandelte sich schon in dem zweijährigen Knaben in die prosaische rationalistische Wirklichkeit. Eine poetische Erinnerung bleibt mir dagegen eine Sammlung wunderschöner Tauben, die mir ein Mohr, James genannt, zeigte, den als

Knaben der Kardinalbischof von Konstanz, Freiherr von Rodt, aus Italien von der Papstwahl zurückkehrend, mitgebracht hatte, und der als ehemaliger bischöflicher Jäger sich in Meersburg aufhielt. Den Tauben zu Liebe überwand ich die Scheu vor dem Gesichte des alten Mohren. Mein Vater trat, als ich drei Jahre zählte, in den badischen Staatsdienst als Amtsassessor in Ueberlingen. Wir wohnten hier auf dem Münsterplatze, und oft besuchte ihn von Kippenhausen die Großmutter, eine liebenswürdige alte Frau. Von ihr lernte ich eine Menge Lieder, die ich als vierjähriger Knabe recitirte. Mit ernsten Schritten, die Hände auf dem Rücken, wie ein alter Präceptor, ging ich im Zimmer auf und ab und sang z. B. das auferbauliche Lied des Regimentes Königseck, welches also lautete:

Auf, auf, auf!
Ihr Martisknecht' von Königseck!
D'rauf, d'rauf, d'rauf!
Ein Jeder b'schütz den Posten wohl!
Hab' Acht, hab' Acht auf die Parol':
Vivat Königseck!
Freßt den Feind auf'm Kraut zusammen,
Hauet ihn nur in die Pfannen,
Freßt ihn auf dem Kraut hinweg wie Speck,
Hinweg wie Speck!
Vivat Königseck!

Die Einladung zum Speckessen war ein argumentum ad hominem, das aber bei den Franzosen nicht viel half. Hier in Ueberlingen wurde 1804 (12. Juni) meine unvergeßliche Schwester Anna, nachmalige Freiin von Pfürdt, spätere Hofgerichtspräsidentin Lilschgi, geboren. Mein Vater kam bald darauf als Oberamtsverweser nach Reichenau, wo mein lieber Bruder, jetzt großherzoglicher geheimer Regierungsrath außer Dienst, Joseph August Leopold, 1806 (19. Januar) geboren wurde. Ich gedachte diese Geburt in meiner Art zu feiern, indem ich, die Hand in der Form einer Trompete vor den Mund und ein hölzernes Pferd zwischen den Beinen haltend, um die Wiege herumritt und meine Trompete erschallen ließ. Da fiel ich bei dem Ritte auf den Stollen der Wiege und hatte mir die Zunge durchgebissen. Glücklicher oder unglücklicher Weise heilte meine Zunge wieder und machte mir es möglich, fünfzig Jahre lang meine Zungenfertigkeit an den Tag zu legen.

Mein Vater wurde schon 1807 nach Freiburg als Justiz-, nachmals Hofgerichtsrath versetzt. Hier besuchte ich die früher öfter-

reichische Normalschule unter dem Lehrer Fay zwei Jahre lang und an derselben Anstalt die lateinische Vorbereitungsklasse unter Ettensperger, den wir Schüler gewöhnlich wegen seiner Latinität Eselsperger nannten. Es war damals Sitte, für die verschiedenen Fächer den Schülern mit rother Tinte Fleißzettel auszutheilen. Welche Freude hatte ich, wenn ich ein solches Testimonium erhielt! Kaum war die Freude Pius' IX. so groß, als er das Dogma der Unfehlbarkeit durch seine Kostgänger durchsetzte. Ich bewahre sie noch als Erinnerung an die schöne Zeit der Jugend. Ich nahm damals den ersten Unterricht in der Flöte. Mein Lehrer war der alte Klarinettist Strohmeier, eine der ehrlichsten und pietätvollsten Naturen, die ich jemals kennen lernte. Er war in seiner Jugend Musikant in einem österreichischen Regimente gewesen und bewahrte zur ewigen Erinnerung ein Stück Tuch von dem Regimentsrocke, auf welchen ihn der Kaiser beim Defiliren freundlich geklopft hatte. Die Reliquie war jedenfalls echter, als der heilige Rock in Trier. Rührend war es, wenn er mich als Secund im Duett accompagnirte und auf der Flöte fortblasend aufstand, um meiner Mutter die Honneurs zu machen. Friede seiner Asche! Glücklich die Fürsten, welche solche Unterthanen haben! Ich konnte, was meine Flöte betraf, nicht, wie Ferdinand in Kabale und Liebe, ausrufen: „O unglückseliges Flötenspiel!" Denn mir wurde als neunjährigem Knaben wegen meines Flötenspielens die Ehre zu Theil, mit meiner Schwefelpfeife hinter dem Ofen des Schulzimmers auf die Ankunft unseres lateinischen Lehrers zu harren, während die ganze Schuljugend auf den Bänken versammelt war. Es war der Namenstag des Lehrers Ettensperger. Die Kanzel war mit Tannenreis geschmückt und unter einem Tempel von Croland erhob sich auf einem Piedestal ein Devisengenius, welcher den Kernpunkt, einen doppelten Louis in Gold, in den Händen trug. Ettensperger trat herein und ich spielte in demselben Momente mein erstes Flötenstückchen, das ich noch im Gedächtniß habe. Das Flötenspiel war ein glückliches; denn ich erhielt die Gunst des Lehrers, aber nicht ohne den Neid der Schüler; man nannte mich nur Ettensperger's Venuskindchen. Im Winterhalbjahre 1810 auf 1811 betrat ich im noch nicht vollendeten zehnten Lebensjahre das Freiburger Gymnasium. Director, oder, wie man ihn damals nach dem Klosterausdrucke nannte, Präfect war Beda Litschgi, ein ehrwürdiger alter Exbenedictiner aus dem Kloster St. Peter. An der Anstalt selbst wirkten noch drei

Exmönche, die Patres Karl Fendrich, Ambrosius Michel und Hieronymus Speitel. Die Eintheilung war die alte, längst hergebrachte in fünf Klassen, 1) Rudiment, 2) Grammatik, 3) Syntax, 4) Rhetorik, 5) Poesie. Wer Fortschritte machte, hatte ein Jahr in der Klasse zu verweilen, so daß man in fünf Jahren die Gymnasialstudien absolviren konnte. Bei weniger talentvollen oder unfleißigen Schülern kam aber nicht selten das Wiederholen einer Klasse vor. Natürlich hatte man dann auf der Universität vor den Fachstudien den zweijährigen philosophischen Cursus durchzumachen. War das Gymnasium in den oberen Klassen durch schlechte Lehrer besetzt, so erschien das Uebergehen zum philosophischen Cursus für die Abiturienten als ein wahres Glück, weil damals von dem berühmten Philologen, Johann Leonhard Hug, die Philologica meisterhaft gegeben wurden. Eine löbliche Einrichtung herrschte in den drei unteren Klassen des Gymnasiums. Es waren für diese drei ordentliche Klassenlehrer angestellt, doch in der Weise, daß der betreffende Professor mit seinem Cursus von entlassenen Schülern aus der Rudiment in die Grammatik und aus dieser in die Syntax stieg. Die drei Klassen konnten, was die Sprachkenntnisse und die Lehrgabe betraf, recht gut von demselben Lehrer vertreten werden, und das für jugendliche Schüler höchst unangenehme Wechseln der Lehrer und Lehrmethoden wurde vermieden. Auch konnte der Lehrer seine Zöglinge in einem dreijährigen aufsteigenden Cursus besser kennen lernen und beurtheilen. Für die Realien waren natürlich besondere Lehrer da. Die drei Herren Patres waren nachgerade keine vorzüglichen Philologen, besonders war Pater Karl, der die drei untern Klassen besorgte, so schwach, daß er nach jetzigen Schulbegriffen schwerlich ein Abiturientenexamen auf die Universität würde bestanden haben. Examinirte Philologen waren die Patres natürlich nicht. Es kam also allein auf ihre Persönlichkeit an. Zum guten Glücke für mich war durch den Einfluß der badischen Regierung seit ihrem Antritt der vorderösterreichischen Lande ein besserer Geist in das Schulwesen gedrungen, der sich vorerst besonders in der Besetzung neuer Lehrstellen zeigte. Zwei unter Hug gebildete, junge tüchtige Weltpriester traten neben Pater Karl in die drei untern Klassen ein. Die beiden Lehrer hießen Wild und Kürzel. Der erste war wohl der tüchtigste und mit Hug in fortwährendem Verkehr. Die Karlianer, so nannte man die mit Pater Karl durch die drei untern Klassen aufsteigenden Schüler,

galten, wenn sie nicht Privatunterricht nehmen konnten, allgemein als unwissend. Nicht selten kam es vor, daß, wenn Einer später schlechte Sprachkenntnisse zeigte, man ihm den Vorwurf machte: „Du warst eben ein Karlianer!" Wir, die Wildianer — denn bei Professor Wild, dem spätern Dekan von Kirchhofen, konnte man, wenn man wollte, etwas lernen — waren besser daran, als ein Karlianer. Wild machte zwar seinem Namen in Behandlung der Schuljugend Ehre, er war fürchterlich, wenn ihm, dem großen stattlichen Manne, die Zornesader auf der Stirne schwoll, aber er verband mit Verstand und Lehrgabe tüchtige Sprachkenntnisse. Er, bei dem ich eintrat, übersetzte mit uns die drei Klassen hindurch die ganze vita Alexandri magni von Curtius, die für uns einen großen Reiz hatte, den Nepos und in der Syntax das Leben des Agricola von Tacitus. Meine Mitschüler und Freunde waren der spätere großh. Minister Bekk, der nachmals so geschickte Arzt und Professor Schwörer, leider zuletzt als ultramontaner Fanatiker bekannt, und der nachmalige Konstanzer Rechtsanwalt Spinhirn. Alle drei deckt jetzt die Erde. Bekk starb nach der Unterdrückung der badischen Revolution von 1848 an gebrochenem Herzen. Er, einer der Tüchtigsten und Edelsten, wirkte sein ganzes Leben hindurch für das Gute und den Fortschritt; aber er unterlag den Intriguen einer so genannten liberalen Partei. Er wurde als Reactionär von den Ultraradikalen verschrieen. Noch erinnere ich mich, wie kurz vor der Flucht des Großherzogs Leopold und des Ministers Bekk aus unserm Lande ein frecher Student auf den Balkon des Heidelberger Museums trat und mit Stentorstimme unter Applaus des auf dem Universitätsplatze versammelten Janhagels sein: „Pereat Bekk!" rief. Schwörer verbat sich meine Umarmung, als ich ihn auf einer Reise von Heidelberg in Freiburg traf. Der Protestant existirte für ihn nicht mehr als Freund; der katholische Convertit Gförer trat an die Stelle. Spinhirn blieb bis zum Tode der Alte. Er sprach sich offen gegen das neu erfundene Papstunfehlbarkeitsdogma aus und wurde als Altkatholik von Michelis, dem ehrwürdigen und für echte Religiosität unermüdlich wirkenden Professor von Braunsberg, im März 1873 zu Grabe geleitet.

Um die Prämien wetteiferte ich mit Bekk. Er erhielt regelmäßig das lateinische, ich das erste griechische Prämium. Noch erinnere ich mich, wie mir, dem damals schwachen und kleinen Knaben, in der vollgepropften Aula mein Vater Bahn brechen und, mich an

der Hand, an den Tisch des Präfecten Beda Litschgi und der Professoren führen mußte, um dort mein praemium graecum, Aesop's Fabeln, zu empfangen. Es sollte die letzte Freude sein, die er an mir erlebte. Denn schon am 27. Februar 1812 entriß ihn uns ein hitziges Fieber im 43. Lebensjahre mitten in der Fülle jugendlicher Kraft und Thätigkeit. Es war keine kleine Aufgabe für meine edle unvergeßliche Mutter, die damals 34jährige Wittwe mit ihren drei, des Vaters beraubten Kindern, von denen ich, das älteste, eilf Jahre, mein Bruder fünf und meine Schwester sieben Jahre zählten, ohne Vermögen sich anständig durchzubringen und ihre Kinder zu erziehen. Sie hat diese Aufgabe treu und gewissenhaft erfüllt und wurde dabei von einem reinen und edlen Charakter, dem Hofgerichtsdirektor Hartmann in Freiburg, später Hofgerichtspräsident in Rastatt, mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften unterstützt. Ich erhielt drei Stipendien, welche zusammen nahe an 300 fl. jährlich betrugen und bis zu den vollendeten Universitätsstudien und dem Austritte aus dem Seminar regelmäßig bezogen wurden. Die Liebe zu meiner Mutter war der Sporn für meinen Fleiß und meine Anstrengungen. Ich wurde durch meine Mutter in adeliche Kreise eingeführt und blieb in denselben bis zu meinem Uebertritt. Der Adel war entweder elsässisch oder österreichisch. Er hatte eine Antipathie gegen Napoleon, darum auch gegen die Großherzogin Stephanie, die Gemahlin des Großherzogs Karl, und eine Vorliebe für Louis' XIV., „l'état c'est moi et tel est notre plaisir." Eine Dame äußerte sich über die Großherzogin, als sie ihr Landgut sehen wollte: „Wenn die Tascher de la Pagerie es sehen will, so soll sie sich selbst an mich wenden". Ein Graf meinte, auch im Himmel müsse ein Unterschied für die Adelichen und Bürgerlichen sein, wie es ja auch Engel, Erzengel u. s. w. gebe. Das Verhältniß dachte er sich also, daß die Bürgerlichen in den Räumen der Seligen die Kammerdiener der Adelichen, ihre Fußschemel sein sollten. Man gab immer zweierlei Diners, eines für den Adel und die beaux restes für die Bürgerlichen. Der Hausarzt allein hatte die Ehre, die unterste Stelle an der Tafel der Adelichen einzunehmen. Der Adel nahm immer die ersten Plätze im Museum ein und die Bürger hatten den Devotionstrieb, die Plätze leer zu lassen, bis der hohe Adel kam. Meine Mutter als bürgerlich sahen sie etwas über die Achsel an, und, als jene von der Zukunft ihres jüngern Sohnes sprach, sagte eine Stiftsdame schnippisch: „Il en faut faire un roi". An jedem Sonntage besuchte

man die Eilfuhrmesse, weil es hier nach Luthers Ausdruck fein „Rips Raps“ herging. Dann wurden, wie der Hofmarschall Kalb sagt, Visiten von der höchsten importance abgestattet.

Ich sollte nun nach den zurückgelegten drei untern Klassen die Rhetorik beziehen und hierauf die Poesie, wie man die Quinta nannte, vollenden. Diese beiden obern Klassen waren noch von den Exbenedictinern, Ambrosius Michel und Hieronymus Speitel, besetzt. Der erste war ein fanatischer Oesterreicher, der andere ein passionirter Jäger. Beide Passionen waren nachgerade dem Lehramte nicht besonders zuträglich.

Ambrosius Michel, der Lehrer der Rhetorik, war ein wohlbeleibter Mann mit gesunder Gesichtsfarbe und schlau blickenden Augen. Sein Ideal war Cicero. Wir mußten nicht nur viele Reden von Cicero übersetzen, was ganz nützlich war, sondern auch viel auswendig lernen, besonders aus der oratio pro lege Manilia und der ersten Rede gegen Catilina. Dabei hielt er sehr viel auf das Deklamiren. Er übte uns in der Kunst des Vortrages und zeigte uns das beispielsweise an der ersten Periode der Rede pro lege Manilia. Er zeichnete dabei mit Kreide einen Halbcirkel an die Tafel und wies uns, wie man unten bei dem Halbbogen, also mit dem tiefsten Tone bei dem ersten Worte: „Quamquam“ beginnen, nach und nach durch die einzlenen Worte mihi frequens conspetus vester u. s. w. bis zum letzten Worte der protasis, welches den höchsten Ton bezeichne, steigen und von da an wieder von der Höhe des Halbcirkels tiefer herunter steigen müsse, um den tiefsten Ton auf das letzte Wort der apodosis: „Prohibuerunt“ zu legen. Bei der ersten Catilinarischen Rede mußten wir uns ein Scheusal, vor uns stehend, denken und dasselbe mit Stimme, Händen und Füßen durch unser: Quousque tandem Catilina abutere patientia nostra? andonnern. Wir dachten uns oft dabei unsern phlegmatisch-pedantischen Lehrer Ambrosius als Catilina, der in der That unsere jugendliche Geduld nur zu sehr mißbrauchte. Dabei gehörte er zu den Unglücklichen, welche sich für witzig halten, und es nicht sind. Eine Probe mag für die Fülle seines Witzes genügen. Er fragte uns: Wie heißt das Weibchen des Papagei? Die naturhistorische Antwort lautete: Mamagei! Das nannte Ambrosius Michel Witz. Seine Deklamationen und Witze berührten mich wenig. Ernsthafter dagegen wurde für mich seine Begeisterung für Oesterreich. Seine kleinen Augen bewegten sich unsanft, wenn er von Altbadischen und Lutheranern sprach. Denn, so lieb ihm

sein Cicero war, so sehr haßte er die beiden letzteren. Nun war ich zwar weder ein Altbadischer, noch ein Lutheraner; aber mein Vormund, der Hofgerichtsdirector Hartmann, war Beides und das war für mich bei dem Pater Ambrosius keine Empfehlung. Auf dem so genannten großen Spaziergange, wo man den ganzen Tag im Freien zubrachte, und bei andern kleinern Spaziergängen fanden zwischen mir und den Mitschülern, welche sich bisweilen mit schwarzer und gelber Farbe schmückten, kleine Neckereien statt. Es kam endlich zu einem Ausbruche. Ich wurde als Deputirter meiner Klasse bei einem zu Ehren des neuen Präfecten, des allemanischen, längst vergessenen Dichters Fellner, veranstalteten Fackelzuge gewählt. Man versammelte sich auf dem Karlsplatze, damals Kapuzinerwinkel genannt. Ich, eine kleine unansehnliche Gestalt, mit einem unverhältnißmäßig großen Kopfe, stand als Deputirter da im vollen Putze, mit kurzen schwarzen Hosen, schwarzem Fracke, seidenen Strümpfen, Schnallenschuhen und einem Krapfenhute. Die jungen Leute bildeten um mich einen Kreis, sie waren mit Stöcken bewaffnet, die unten mit spitzen Nadeln versehen waren und stachen mich in meine dünnen Waden. Dabei konnte man aus dem Troß des mich umgebenden Haufens den Ausruf: „Lutherischer Chaib!", im Oberländer Dialekt gleich dem Pfälzischen „Oos" (Aas), „Lutherischer Siech!" hören. Da stürzte meine liebe Mutter aus dem Haufen hervor und befreite mich von den brutalen Mißhandlungen. Mein Vormund zog mich aus der Anstalt zurück, ich nahm Privatunterricht und bestand am Ende des Jahres zur vollen Zufriedenheit meine Prüfung zum Eintritte in die oberste Gymnasiumsklasse vor dem Direktor Fellner. Hier dirigirte Speitel. Als Präfect trat ein tüchtiger Philologe, den man für gelehrter als Hug hielt, Professor Kefer aus Villingen, ein. Er übernahm das Griechische und machte uns eingehend mit Homer bekannt. Der Klassenlehrer Speitel behandelte die lateinischen Dichter Virgil, Ovid, Horaz. Auch hier wurden wir zum Auswendiglernen einzelner Stellen angehalten. In dieser Zeit trat der nachmalige Hofrath und Lyceumsdirektor in Freiburg, Nokk, der sich später durch die gründlichste mathematische und philologische Bildung und einen edeln männlichen Charakter auszeichnete, als Schüler in die Klasse ein. Er war im Griechischen der erste, uns an Kenntnissen und Alter voran.

Als der Nächste nach ihm bei der Promotion ging ich im fünfzehnten Lebensjahre zur Universität. Sie war nach altem Schnitte

eingerichtet. Zwei Jahre waren für den philosophischen Lehrcursus, drei für das eigentliche Brodstudium bestimmt. Die Fächer, die man zu hören hatte, waren vorgeschrieben und am Ende jedes Semesters hatte man eine Prüfung zu bestehen und zum Mindesten die Note „gut" im Zeugnisse zu erhalten, widrigenfalls das betreffende Fach nochmals zu hören war. In den beiden philosophischen Jahren wurden die Prüfungen im Hörsaale in Gegenwart aller versammelten Mitschüler mit jedem einzelnen mündlich, theilweise auch schriftlich, vorgenommen. Die theologischen Prüfungen fanden nicht in der Versammlung aller Schüler statt, sondern in einem besondern, dem Facultätszimmer. Hier saß der Fachlehrer, neben ihm der controlirende Dekan; vor beiden stand auf dem Tische ein Crucifix. Die Schüler waren draußen im Gange und jeder wurde einzeln zur Prüfung eingelassen. Dies ging jedes Semester in geregelter Weise vor sich. Die Zeugnisse wurden von dem Fachlehrer und dem Dekan ausgestellt und mit dem Facultätssiegel versehen. Wer nicht mindestens die Note „gut" hatte, mußte das Fach noch einmal hören. Im Sommer 1815 wurde ich auf die Universität entlassen. Ich hatte bei der feierlichen Promotion einen kleinen französischen Aufsatz vorzutragen. Er begann mit den Worten, die mir noch im Gedächtniß schweben: Heureux celui, qui au lieu de parcourir le monde vit loin des hommes. Ich hielt das damals für große Weisheit und Schopenhauer würde es auch dafür gehalten haben. Der Lehrer der französischen Sprache am Gymnasium und der Universität war ein Elsässer, Abbé Sonntag, ein liebenswürdiger katholischer Geistlicher, der besser Französisch als Deutsch verstand. Er war voll Liebe und Duldung. Eine solche Persönlichkeit war für ungezogene Rangen nicht gemacht. Sie hingen ihm Haarbeutel an, legten Knallerbsen, ließen Maikäfer fliegen, zerschnitten viele Bogen Papier in kleine Schnitzel, die so dicht gestreut wurden, „daß er durchwaten" mußte und sagten: „Herr Professor, es hat heute Nacht geschneit". Sie nannten ihn nur den Professor Qui que ce soit von den Lieblingsworten, die er sehr oft im Munde führte. Kurz, der Schabernack wurde in jeder Stunde so getrieben, daß man auf den Bänken sein eigenes Wort nicht hörte. Er lud darum regelmäßig in jeder Stunde diejenigen Schüler, welche, wie er sagte, etwas lernen wollten, ein, sich um seine Kanzel zu versammeln. Die übrigen konnten tollen und treiben, was sie wollten. Ich gehörte nun zu diesen Kanzeldilettanten und diesem Umstande hatte ich es zu verdanken, daß

ich zum französischen Redner erkoren wurde. Damals hatte aber auch die Schuljugend keinen rechten Sinn für das Lernen. Die Heere der alliirten Mächte zogen 1814 und 1815 durch Freiburg nach Frankreich. Wochen lang dauerte Tag und Nacht der Durchzug der Armeen. Russen, Kirgisen, Baschkiren, Oesterreicher, Baiern, Württemberger, in den verschiedensten Trachten, Husaren, Dragoner, Kürassiere, Kosaken aller Art, Jäger, Garde, auch neben dem regelmäßigen Heere der Landsturm, Bewohner vom Don und Dnieper, zogen durch. Die Regimenter erschienen mit klingendem Spiele und mit wehenden Fahnen, den Stab an der Spitze. Kanonen aller Kaliber wurden Tage lang durchgefahren. Die drei Monarchen Alexander I., Franz II. und Friedrich Wilhelm III. wohnten in Freiburg. Alexander zog durch seine Schönheit und Galanterie die Damen an. Der alte österreichische Fanatismus erwachte aufs Neue bei den Freiburgern. Sie schickten sich an, Franz II. die Pferde auszuspannen und seinen Wagen zu ziehen. Er wohnte in der Salzgasse im Regierungsgebäude. Man schickte eine Deputation an ihn mit der Bitte, die Breisgauer wieder als treue Unterthanen in den Schooß der Austria aufzunehmen. An der Spitze stand ein hoch gestellter badischer Beamter. Der Kaiser meinte, das thue sich nicht, und fragte den Anführer nach dem Amte, das er bekleide. Dieser nannte eine ziemlich bedeutende Stelle. Da sagte Franz: „Danken's Gott! Bei mir hätten's nicht so weit gebracht!" Die Deputation zog unverrichteter Sache ab. Jetzt würden die Breisgauer wohl schwerlich mehr eine Deputation nach Oesterreich schicken. In jene Zeit des Truppendurchmarsches fällt auch die Ermordung eines baierischen Officiers in dem damals auf der Hauptstraße befindlichen Zähringerhof. Die That war von Russen ausgegangen. Der Zähringerhof war von Innen verrammelt, das Volk wollte ihn stürmen. So sehr war man gegen die Russen aufgebracht. Durch eine Hinterthüre des Gasthofes entkamen die Thäter, sonst wäre Lynchjustiz geübt worden. Unzählbar war die Begleitung des zu Grabe getragenen, ermordeten Baiern.

Besonders anziehend waren für uns die donischen Kosaken; das Liebste waren ihnen Zwiebeln und Branntwein. Der Kosak drückte die Unterscheidungslehren der griechischen von der lateinischen Kirche gewöhnlich in dem kurzen Spruche aus: „Vater gut, Sohn gut, Vogel nix nutz". Er meinte mit dem Vogel die Lehre der katholischen Kirche vom heiligen Geiste, die processio spiritus sancti a patre

filioque. Den Zusatz „filioque“ betrachtet die griechische Kirche als eingeschwärzt und ist damit in vollem Rechte.

Als Napoleon I. gestürzt war, da zeigte sich erst recht der Haß der Freiburger gegen ihn, während sie dem Gewalthaber früher gehörig gewedelt hatten. Ich war nie ein Freund von rohen Parteiergüssen, welche das Große des Gegners nicht anerkennen. Eine Frau, welche regelmäßig Zunder und Schwefelholz verkaufte, kreischte an allen Markttagen: „Bonapartle sei nit so stolz, du handelst au mit Schwefelholz!“ Das wirkte für den Absatz. In den Buchläden verkaufte man ein Bild, welches Napoleon I. vorstellen sollte; das Gesicht war mosaikartig aus Leichen zusammengesetzt. Auf der linken Brust war ein Spinnengewebe ausgespannt. An der Stelle des Herzens war eine Kreuzspinne angebracht. Als Carl von Dalberg, der Fürst Primas Deutschlands, der letzte treue Kämpfer für Napoleon, ein geistvoller Schriftsteller und ein liebenswürdiger Mensch, nach seiner Absetzung durch Freiburg reiste und in der Münsterkirche vom Altare aus dem Volke den Segen ertheilte, kehrte man ihm den Rücken. Als ich ihn im Herbste 1815 im Seminar zu Meersburg besuchte, trat mir eine hohe imposante Gestalt entgegen, die mir freundlich die Hand gab. Mein Vater war früher an seinem Hofe gewesen und, ungeachtet Dalberg zuletzt wenig mehr besaß, schickte er uns stets einen kleinen Jahrgehalt. Friede der Asche des Edeln. In seinem Kreise wirkte Wessenberg, der Erbe seiner religiösen Geistesrichtung, fort.

So war ich denn nun im fünfzehnten Lebensjahre auf der Universität. Die Studentenschaft war in zwei Klassen getheilt, Corpsstudenten, unter denen sich besonders die Schwaben und Rhenanen auszeichneten, und Nichtcorpsstudenten, welche man auch Leimsieder, Kameele oder nach einem weniger ästhetischen Ausdrucke Nachtstühle nannte. Die letztere Klasse, zu welcher ich gehörte, hatte in studentischen Angelegenheiten natürlich nichts zu sagen. Sie trank nicht auf Befehl und ging nicht auf die Mensur. So oft aber Versammlungen waren, wurden sie allein von den Chargirten der Corps angesagt. Wir andern waren damals so gut, daß wir tanzten, wenn die Tonangeber pfiffen. Wurde eine Versammlung von dem Seniorenconvent angesagt, so kamen wir Alle, wir gaben unsere Zustimmung zu der von ihm vorgeschlagenen Deputation, trugen bei Fackelzügen die Fackeln und zahlten sie. Dafür wurden wir gute Kerle und Nachtstühle ge-

nannt. Später kam die Burschenschaft auf. Das gab ein Gegengewicht, dauerte aber nicht. Die Ermordung eines unbedeutenden reactionären, russisch gesinnten Zeitungsschriftstellers durch einen fanatischen Studenten, welche der Unverstand für eine befreiende That hielt, gab das Losungszeichen zu der längst in der politischen camera caritatis von den Gewalthabern gewünschten Reaction. Mein Bruder, der Chargirter der Schwaben gewesen war, ging zur Burschenschaft über. Auch er hatte unter der Neugeburt der Mainzer Untersuchungscommission seligen Andenkens zu leiden. Es war eine Zeit, in der ich bereits Professor am Gymnasium war. Er wurde Wochen lang eingesperrt, zuletzt aber entlassen; doch durfte er eine Zeit lang nur mit mir ausgehen und ich mußte jedem uns Begegnenden bedeuten, daß es meinem Bruder untersagt sei, mit Andern zu sprechen. Da er durchaus unschuldig war, und ebenso derjenige, dessentwegen man ihn eingesetzt hatte, so wurden sie zuletzt natürlich völlig frei gesprochen. Aber seine Gesundheit blieb von der langen Detention im Carcer, in welchem er bei seiner hohen Gestalt kaum aufrecht stehen konnte, noch lange Zeit angegriffen. Dies geschah unter dem Großherzog Ludwig. Man hatte nemlich gegen meinen Bruder eine Untersuchung eingeleitet wegen der Mitwissenschaft eines gegen eine fürstliche Person beabsichtigten Attentates. Das Ganze stellte sich als die elende Lüge eines reactionären Speichelleckers heraus.

Meine einzige Erholung in den Universitätsjahren war das Theater. Das Gebäude war an der Stelle des jetzigen Kornhauses auf dem Münsterplatze. Erst später, nachdem die Patres alle mit Tod abgegangen waren, wurde die Franziskanerkirche in der Salzgasse dazu bestimmt. An die Stelle des Hochaltares kam die Bühne. Wo früher die frommen Väter die Beichtkinder abgehört und von ihren Sünden losgesprochen hatten, erhoben sich die Parterrelogen. Im Chore wurden die Ankleidezimmer für Comödianten und Comödiantinnen hergerichtet. Keiner der jüngern Generation, der das jetzt stattlich ausgerüstete Theater in Freiburg besucht, denkt an die frommen Franziskaner, deren Gebeine bei dem Aufbrechen der Mauern in großer Anzahl aufgefunden und beerdigt wurden. Das Theater war für mich eine wahre Bildungsschule. Es war damals und noch eine längere Zeit viel besser, als jetzt. In dieser Hinsicht hatte die österreichische Herrschaft gut gewirkt. Eine Menge von Schauspielern und Sängern, die später die Zierden von Hoftheatern wurden, wirkten hier. Längere

Zeit besaß man den Tenoristen Hambuch, später k. Kammersänger in Stuttgart, Grunert, später Hofschauspieler in Hannover und Stuttgart, Haake, nachmals Hofschauspieler in Braunschweig und Theater-Direktor in Breslau und Heidelberg, die Bassisten Fischer, Föpl, Scharrer, den Schaupieler Haag, die Sängerinnen Dengler, Noack, Scharrer, den späterhin berühmt gewordenen Operncomponisten Lortzing, den Komiker Denk, später Hofschauspieler in Karlsruhe, Frau Haake, die Familie Hansen, die beiden Zeis, nachmals Hoftänzer in Karlsruhe, den trefflichen Baßbuffo Freund, nachmals Mitglied des Mannheimer Hoftheaters, vor Allen aber und zuerst den jugendlichen Fichtner (gest. 1873), dessen Spiel als Arnold von Melchthal im Tell mir immer noch unvergeßlich bleibt, später die Zierde des Hofburgtheaters in Wien. Allerdings wurden nicht alle der hier genannten Namen in weiteren Künstlerkreisen berühmt. Von ihnen galt in Freiburg: Tel brille au second rang, qui s'éclipse au premier. Auch das Orchester war ausgezeichnet. Tüchtige Dilettanten unterstützten es, der Advokat von Kettenacker, später Hofgerichtspräsident in Mannheim, ein Flötenvirtuos, der Universitätsverwalter Meier, vorzüglicher Klarinettist und — für fromme Seelen — horribile dictu! eine pensionirte Klosterfrau, Meisterin auf der Altviole. Das Theater wirkte wunderbar. Da lernte man mehr Deutsch und mehr Literatur, als in den Schulzimmern der Herren Ambrosius Michel und Hieronymus Speitel.

Neben den Vorlesungen, die ich hörte, gab ich Stunden. Man zahlte einem Studenten für die Stunde 6 Kreuzer. Ich legte mir eine Sparkasse an und konnte das Theater regelmäßig besuchen. Da gingen die Meisterwerke Mozart's, Cherubini's, Rossini's, Weber's, Winter's, Boildieu's, Auber's u. A. an uns vorüber. Ich schaffte mir die Duette der Lieblingsopern an und spielte sie auf der Flöte mit meinem Strohmeier, dem fidus Achates. Strohmeier war kein Geiger Müller, und hätte bei dem bloßen Gedanken an Aristokratenhaß gezittert. Er hatte keine Tochter, sondern einen talentvollen Sohn, der später Lehrer wurde. Bei ihm wurde keine Limonade, weder matte, noch vergiftete, noch sonst welche getrunken. Und ich war auch kein Ferdinand und kannte, meinem Duettisten gleich, weder Kabale noch Liebe, wenn ich gleich im Parterre durch die schöne Louise zu Thränen gerührt wurde, im Uebrigen der nicht be-

greifen konnte, warum sie so dumm war, den Brief, den ihr das Scheusal Wurm dictirte, zu schreiben, und Ferdinand noch dümmer, die Liebschaft mit dem Hanswurst Kalb für möglich zu halten. Wir lernten in würdiger Weise, durch lebendigen Vortrag die unsterblichen Schöpfungen Schiller's und Göthe's, die bessern Lustspiele Jünger's, Beck's, Lebrüns, Kotzebues, die Schicksalstragödien Millners und Houwalds und vieles Andere kennen. Die guten Schauspieler waren für uns Auctoritäten und Musterbilder. Haake und Grunert hielten Vorlesungen über die Kunst des Vortrages. Grunert nahm sich der studirenden Welt gegenüber oft viel heraus. Noch erinnere ich mich an eine Scene aus der Darstellung von Körner's Zriny. Grunert, ein junger 20jähriger Mann, spielte meisterhaft den alten Soliman. Da liegt er nun sterbend und die Türken zum Sturme ermunternd vor Szigeth. Unmittelbar vorher war ein großes Studentenfest vorangegangen; angetrunkene Studenten traten eben in das Theater, als Soliman im Sterben noch seine lange Rede hielt. Sie schien den Herren zu lang, sie hätten sie gern zum Barbier geschickt. Da wälzte sich der sterbende Grunert-Soliman nach den Lampen vor und rief mit einer wenig dem Todesröcheln ähnlichen Stimme zu den Studenten in's Parterre hinunter: „Habt ihr wieder zu viel Bier getrunken?" Dann erhob er den in der Hand zitternden Säbel und sprach: „Vorwärts auf Szigeth! Allah! Allah!" Donnernder Applaus folgte und die Studenten regten sich nicht mehr. Die Rede Solimans hatte sie mehr bekehrt, als Cicero's Quousque tandem Catilina? Ich war wie umgewandelt. Ich dachte schon an's Selbstschaffen. In den langweiligen mathematischen Vorlesungen von Seipel übte ich mich, anstatt zu rechnen, in den Hexametern und schrieb die Sündfluth, ein Heldengedicht, ohne daß ich etwas von Bodmer's Noachide wußte. Ich verfaßte eine Tragödie, Don Stephan, Lustspiele, wie die Nachschrift und den Maskenball. Ich schickte die Stücke dem Regisseur Haag. Damals wurde noch zu Ende einer Darstellung die nächstfolgende durch einen Schauspieler angekündet. So oft nun solche Ankündigungen erfolgten, klopfte mir das Herz; denn ich dachte: Jetzt wird man eines meiner Stücke anzeigen. Ich wartete vergebens darauf. Jetzt, wenn ich die Manuscripte betrachte, muß ich darüber lächeln, und doch übte ich mich dabei in der deutschen Sprache und mich erfreuten die Kinder meiner Laune, welche der Regisseur Haag als Stiefvater von der Schwelle

des Theaters wies". Doch wenden wir uns von Thalias Tempel zum Heiligthum der Alberto Ludoviciana.

Ich hatte das militärische Maaß noch nicht, als ich sie betrat; denn ich vollendete das fünfzehnte Lebensjahr erst am 22. Februar 1816. Und doch war dieser Schritt vortheilhaft; ich entging der Erbenedictinerzucht, die nur wenig zur Erweckung des Geistes diente. Ich wurde immatriculiert. Am Haupttische saß der Prorector, an einem Nebentische der wohlhäbige Oberpedell Göring, einen Korb voll Geld vor sich. Wenn gleich Stipendiat, hatte ich als Baron nach alter Sitte dem Oberpedellen einen Kronthaler in den viel verschlingenden Korb zu legen. Ohne Rücksicht auf Vermögen zahlte der Sohn eines Beamten einen Gulden, ein Herr „Von" schlechtweg zwei Gulden, ein Graf einen, ein Fürst zwei Louisdor. Das war so herkömmlich aus der alten österreichischen Zeit.

Der zweijährige philosophische Cursus begann. Die philosophischen Wissenschaften wurden bei dem Kantianer Schmitt und dem Cooperator Baumann, reine Mathematik bei Prof. extraord. Seipel, angewandte bei Prof. ord. Rinderle, Geschichte und vergleichende Geographie bei Carl von Rotteck, Naturgeschichte bei Prof. ord. Ittner, Physik bei Prof. Wucherer, die Philologica bei dem geistlichen Rath und Prof. ord. Hug gehört.

Wahrhaft anregend und belehrend waren die Vorlesungen des Historikers von Rotteck, die naturwissenschaftlichen Vorlesungen Ittner's und Wucherer's und die philologischen Hug's. Rotteck, eine kleine, unansehliche Gestalt, war ein ungewöhnlicher, genialer Mensch, er sprudelte von Witz und Geist in gesellschaftlichen Kreisen. Wenn er als Lehrer oder Landstand die Gedanken entwickelte, sah er unverrückt nicht auf den Zuhörer, sondern auf einen weithin fixirten Punkt. Nun erhob er die Hände, als wenn er seine Gedanken gegen diesen Punkt hin aus der Seele herausspinnen wollte. Die Finger seiner Hände hielten gleichsam den unsichtbaren geistigen Faden. Die Stimme klang unscheinbar und lispelnd; aber immer stärker wurde die Betonung, wenn die Kernpunkte des Vortrages kamen. Er wollte, wie er selbst sagte, kein Gelehrter sein und rühmte sich, kein ganzes Kapitel eines griechischen Klassikers im Urtexte gelesen zu haben. Aber die Uebersetzungen, die Kenntniß der lateinischen Quellen, der kluge, echt pragmatische Sinn seines klaren und scharfen Verstandes, die treffliche Benutzung älterer und neuerer Hülfsschriften, die Freiheits-

und Wahrheitsliebe, die ihm wie in das Blut gewachsen waren, machten ihn zu einem ungewöhnlich anregenden Geschichtslehrer. In der Darstellung der neuesten Zeit war er am vorzüglichsten. Hier arbeitete er aus Quellen, der neueren Sprachen vollkommen mächtig. Sein Geschichtswerk wurde das politische Evangelium des badischen Volkes. Man fand es fast in jedem Schwarzwälder Bauernhause neben dem Gebetbuch oder der Bibel. Er war im eigentlichen Sinne ein Mann des Volkes und sagte einmal, als Großherzog Ludwig viele Orden Universitätsmitgliedern, namentlich auch Landständen ertheilte, in naiv ängstlichem Tone: „Wenn ich nur keinen Orden erhalte! Man würde sonst glauben, ich hätte etwas peccirt". Sein Wunsch ging in Erfüllung. Seine Brust blieb undekorirt, wie die seines gleich gesinnten Freundes Paulus. Beide leben fort im Andenken aller derer, welche die Wahrheit und Freiheit als die höchsten geistigen Güter der Menschheit betrachten.

Johann Leonhard Hug war eine seltene Natur unter Gelehrten. Geistvolle Combinationsgabe, gründliche Kenntnisse der lateinischen, griechischen, hebräischen und arabischen Sprache, der Alterthümer und der Mythologie, wie des alten und neuen Testamentes und der einschlägigen Literatur, geistvolle Aperçus, treffende sprachliche und sachliche Anmerkungen in seiner Erklärung der Profanklassiker und der biblischen Urkunden, ein freier lebendiger Vortrag zeichneten ihn aus. Ich hörte bei ihm während meiner Studienjahre die Vorträge über Sophokles' Oedipus auf Kolonos und Aeschylus' Agamemnon, die ersten zwei Bücher des Thukydides, die Homerischen Hymnen, griechische und römische Literaturgeschichte. Bei ihm lernte man so eigentlich wie ein Professor sprechen muß.

Ittner war gründlich gebildet, eine phlegmatische und dennoch strebsame Natur. Er war der Sohn des Staatsrathes und Curators Ittner, eines feinen Kenners des Alterthums und gewandten Belletristen. Auch Wucherer stand auf dem Niveau der Wissenschaft und hatte einen anregenden guten Vortrag; aber der thierische Magnetismus Mesmers und Schellings Naturphilosophie verdarben Vieles von dem Guten, was seine Vorlesungen enthielten.

Weniger günstig konnte man über die Vorträge der beiden Mathematiker und Philosophen urtheilen.

Die Mathematik war zwischen die beiden Professoren Seipel und Rinderle getheilt. Jener war ein Thersites im Lager der

Achäer, eine belfernde kleine wie mit Queckſilber ausgefüllte Knochenmaſchine. Auf der Kanzel konnte er keinen Augenblick ruhig ſein. Er ſaß nicht, er ſtand nicht, er war keine Minute auf derſelben Stelle, jetzt vorn, jetzt hinten, jetzt auf der rechten, jetzt auf der linken Seite, jetzt auf der Erhöhung, wo die Lehrtafel ſtand, an welcher er immer hin- und herſprang. Dem Zuſchauer konnte ſchwindlicht werden. Jetzt kam die Kreide, jetzt der Schwamm, jetzt wieder die Kreide und ſo fort. Dabei ſprudelte er förmlich von Worten. Vor der Tafel ſtand er ſo, daß wir Zuhörer weder eine Ziffer noch einen Buchſtaben ſehen konnten. Da wurden Privatſtunden bei ihm nöthig, wenn man etwas lernen wollte. Sein Heiligthum war das eines Junggeſellen. Er hatte nur zwei Gegenſtände, die ihm unentbehrlich waren, ſeine Katzen und die Haushälterin Marianne. Die erſten hatten den Vorzug. „Siehe da, welch zierliches Geſchlecht" — würde Mephiſtopheles geſagt haben, wenn auch die Frau vom Hauſe nicht gerade ebenſo zierlich war. Die Katzen ſaßen und ſprangen und ſchliefen auf ſeinen Büchern und Papieren. Ihr Lieblingsplatz war der Rücken des Profeſſors. Da kraulte und ſpann ein alter Kater während der Privatſtunde, daß es eine wahre Luſt war. Nur ſtörte er uns manchmal in der mathematiſchen Meditation, wenn er uns mit dem Schweife ins Geſicht fuhr. Wenn Beſuch kam, ſtand Seipel nicht auf, um den auf dem Rücken ſchlafenden Kater nicht zu ſtören. Er wetteiferte mit der Katzenliebe des großen Propheten, der ſich einſt, als es zur Moſchee rief, ein Stück von ſeinem Kaftan abſchnitt, um den Schlummer ſeiner Katze nicht zu unterbrechen. Nur dann, wenn ein unäſthetiſches Product des edlen Thiergeſchlechtes unſere Naſennerven unfreundlich berührte, wurde der Lehrer mehr auf die Haushälterin, als auf den Attentäter erbost. „Marianne, die Katz' hinaus!" ertönte das barſche Commandowort.

Rinderle war im Gegenſatze ein ruhiger, alter, phlegmatiſcher Mann, ehemals Benedictiner in St. Blaſien. Er trug eine Brille und zitterte. Er war ein gründlicher Mathematiker, nicht anregend. Die Inſtrumente fehlten ihm. In Sprach- und Denkweiſe gehörte er einem verfloſſenen Jahrhundert an. Die Lehre vom Gleichgewicht machte er uns durch die ſo genannten Holdermännchen anſchaulich, welche er „Purzelmänngen" zu nennen beliebte.

Eine urkomiſche Figur war der Philoſoph Schmitt. Er war von der Heidelberger Univerſität nach Aufhebung der dortigen katholiſch-

theologischen Fakultät nach Freiburg als ordentlicher Professor der Philosophie versetzt worden, er hatte den Titel „geistlicher Rath" und war Ephorus und Regierungscommissär bei dem Gymnasium. Er war wohl ursprünglich ein Mann von Verstand, Geist und Kenntnissen, aber eine sonderbare, zu Excentritäten geneigte Natur. Diese nahmen zu und, als ich im Winter 1815/16 bei Schmitt hörte, war er bereits in jenen Zustand gerathen, von welchem Mephisto sagt: „Sind wir endlich an der Grenze angelangt, wo euch Sterblichen der Sinn überschnappt?" Von Natur aus choleriſch wurde er zuletzt ein wahrer Tyrann und verfuhr in einer denkwürdigen Weise mit den armen Theologie studirenden Stipendiaten und mit den künftigen katholischen Philologen. In jener Zeit wohnte er auf dem Münsterplatze im dritten Stocke des Kaufmann Krebs'schen Hauses. Da riß er plötzlich das Fenster auf und pfiff einmal einem vorübergehenden Theologen. Dieser sah nach der Gegend, woher der Ton kam, noch greller, als der des Mephistopheles, mit dem er die 3 Gewaltigen versammelte. „Herr Hermann", hörte man den dicken Schmitt oben schreien, „kommen Sie doch herauf". Natürlich kam Hermann. Da tönte das Commandowort: „Tragen Sie doch meine Hosen zum Schneider, sie müssen geflickt werden". Unser Theologus nahm die Unaussprechlichen unter den Arm und ging mit einer Reverenz von dannen. Ein anderesmal wurde von Schmitt ein Lehramtskandidat M. eingeladen, ein Gefäß zu leeren, mit dessen Besorgung sich in der Regel nur das dienstthuende Personal beschäftigt. Schmitt hatte einen ungewöhnlich großen Kopf, einen langen Hängebauch und kurze Beine. Er machte gern Witze und lachte gewöhnlich zuerst darüber. Er sah so recht wie ein Fallstaff aus. In der Zeit, als er mein Lehrer war, hatte er eine neue Art von Hutmaschine erfunden. Er trug einen hohen Cylinder als Kopfbedeckung. Auf diesem hatte er eine kleine Thüre angebracht, die er beliebig öffnen und schließen konnte. Daran war ein Drath befestigt, der bis zur Hüfte reichte. Er konnte durch das Ziehen oder den Druck des Drathes die Thüre auf dem Hutdeckel öffnen und schließen. Bei schönem Wetter war das Hutkamin offen zur Ausdünstung des Kopfes, bei schlechtem geschlossen, um gegen die Nässe zu schützen.

Ich hörte bei ihm im Winter Logik und philosophisches Disputatorium. Er las nach „Jäsche" d. h. nach Kant's Logik, herausgegeben von Jäsche. Der Triumph eines großen Philosophen

war ihm, die 64 möglichen Combinationen der Quantität und Qualität nach a, e, i und o in den vier Schlußfiguren auswendig herzusagen und an die Tafel zu schreiben. Der philosophische Fallstaff trieb mit uns manchen Schabernack. Im Anfange oder am Ende der Stunde pflegte er seine Witze loszuschießen und verlangte dafür von den Zuhörern ein pflichtschuldiges, kräftiges Lachen. Wehe demjenigen, der nicht lachte! Ich hatte dieses einmal unterlassen. Da sah er mich grimmig an und rief: „Warum lachen Sie nicht?" Er machte dabei ein so drolliges Gesicht, daß ich unwillkürlich lachen mußte. „So ist's recht", sagte er, „warum haben Sie das nicht früher gethan"? Einmal erzählte er uns eine seiner Krankengeschichten. Er hatte damals eine geschwollene Zunge. „Meine Zunge", rief er, „wurde groß, sehr groß. Rathen Sie einmal, wie groß sie war?" Dabei streckte er seine Zunge aus dem Munde heraus, so weit es ging. Das Gesicht war selbstverständlich sehr possirlich. „Glauben Sie vielleicht, daß sie so weit herausragte? Nein, meine Herren, sie hing noch viel weiter herunter". Schmitt deutete dabei auf seinen Hängebauch und hatte seinen Zweck erreicht. Ein schallendes Gelächter erfolgte. Ein anderesmal machte er sich folgendes Vergnügen. Das Universitätsgebäude hat zwei Eingänge. Wir ließen unsere Mappen auf den Bänken liegen und stellten uns an den Eingang in der Jesuitengasse, durch welchen Schmitt gewöhnlich eintrat. Wir warteten eine Viertelstunde, es war schönes Wetter und im Freien angenehmer. Schmitt kam immer noch nicht. Da rief es aus unserer Mitte: „Er kommt heute nicht" und wir strömten in das Auditorium, unsere Mappen zu holen. Siehe, da saß Schmitt auf der Kanzel, war eben im schönsten Dociren vor den absolut leeren Bänken und erklärte, er habe einstweilen anfangen wollen, wir würden schon kommen. — Sehr ergötzlich war sein Benehmen als Ephorus des Gymnasiums. Der Gottesdienst desselben war in der Ursulinerkirche. Schmitt wollte die Musik reformiren und verstand nichts davon. Im Colleg forderte er alle Studiosen auf, welche musikalisch seien, aufzustehen. Es standen Viele auf, die so viel als nichts davon wußten. Auch ich erhob mich schüchtern; ich blies ja mit Strohmeier die Flöte. Ein anderer, Namens Wagner, gab sich auch als Flötist an. Er bestellte uns beide auf Nachmittags 4 Uhr in seine Wohnung. Wir erschienen vor dem Selbstherrscher aller Stipendiaten etwas furchtsam, da wir uns nicht sehr stark in der Musik fühlten. Er legte uns Noten zu einem

Duett vor. Wir sollten es spielen. Bald erkannten wir an den Noten, die unter den tiefsten Ton der Flöte gingen, daß das Musikstück nicht für die Flöte geeignet war. Aber wir kannten unsern Schmitt und spielten ihm etwas Anderes vor. Er nickte zufrieden. Wir kamen in die zusammengewürfelte Kapelle seines Gymnasiums. Er ließ ein Klavier auf die Emporkirche tragen und beim Sanctus mußte bis zur Communion auf diesem Instrumente gespielt werden. Die Gymnasiumsprofessoren lasen oder sangen abwechselnd die Messe; diese mußte sich nach seinen Gesangsstücken richten. Wenn der Professor langsam die Messe las und noch nicht beim Sanctus war, rief Schmitt von der Emporkirche mit Donnerstimme hinunter: „Zum Sanctus, zum Sanctus!", in gleicher Weise rief er hinunter: „Zum Pater noster!" u. s. w. Man kann sich denken, wie das andächtige Publikum erschrack. Den Musikern, wenn er sie in sein Haus einlud, setzte er Wein mit Salz und Brod vor. — Als ihn einst meine Mutter besuchte, war zufällig einer seiner Untergebenen, der geistliche Gymnasiumsprofessor H . . . . . r, ein junger hübscher Mann, anwesend. Gleich darauf trat die hübsche Tochter der Kostgeberin Schmitt's, Fräulein L . . . e herein. Da rief er, sich zu meiner Mutter wendend: „Gnädige Frau! Jetzt sollen Sie eine herrliche idyllische Scene sehen". Auf Commandowort mußte H. alle die vielen Blumenstöcke, die in Schmitts Zimmer waren, vor ein Sopha gruppieren. Auf diesem mußte Fräulein L. sich in einer hingegossenen Lage anbringen lassen. Der arme Professor aber mußte vor ihr niederknieen und auf einer Flöte, die gerade da lag, spielen. „Ist das nicht ein Schauspiel für Götter?" rief Schmitt. Das Paar hatte par force Liebe spielen müssen. Es war immerhin traurig für mich, daß der Besuch der Vorlesungen Schmitt's gerade in diese Zeit fiel, wo allmälig sein Verstand in die blauen Berge ging. — Der berühmte Theolog Hug hatte sich gegen Jemand geäußert, mit dem Verstande Schmitt's müsse es nicht richtig sein. Dieser ließ ihm ein Billet mit der Aufschrift zukommen: „An den Ritter des hohen Liedes", da Hug kurz vorher eine Abhandlung über das hohe Lied geschrieben hatte, und forderte ihn zum Zweikampfe auf krumme Säbel. Er ließ sich von einem Corpsburschen einpauken; dieser erzählte uns oft, wie der dicke Schmitt bei dieser Arbeit schwitze und nach der Corpssprache schon manchen Sauhieb von ihm erhalten habe. Hug wies die Herausforderung zurück. Nun schaffte sich Schmitt

Hug's lithographirtes Bildniß an, machte einen Cirkel in der Gegend des Herzens des verhaßten Theologen und schoß gewaltig darauf los. Als er sich in der Waffe stark genug fühlte, kam die zweite Herausforderung auf Pistolen. Auch diese wurde abgewiesen. Endlich kam Schmitt's böser Dämon zum völligen Ausbruch. In seinen Vorlesungen über Metaphysik sprach er von der Zweckmäßigkeit der Natur und dem wundervollen Bau des Auges, nahm dann ein Papier aus der Tasche und enthüllte einen in jenes eingewickelten Gegenstand. Es war, wie er sagte, ein Kalbsauge. Dann fragte er, ob einer von uns ein Taschenmesser habe und Schmitt machte zum Zwecke der Bewunderung der Natur seine Operation. Bald darauf wurde er seiner Stelle enthoben und der Cooperator an der St. Martinspfarrei, Baumann, zu seinem Supplenten ernannt. Schmitt ging um das Universitätsgebäude herum, und drohte den Baumann zu erschießen. Es blieb bei der Drohung, er ging nach Heidelberg zurück, und bald darauf erfolgte der Tod des schon betagten Mannes. Das war der Mann, vor dem einst die Gymnasialprofessoren gezittert hatten.

Cooperator Baumann war zwar ein freisinniger katholischer Geistlicher, aber von der Philosophie verstand er nichts. Er sprach nur von Realem, Idealem, Indifferenzpunkt, Absolutem, Involution, Evolution, Potenz, Reminiscenzen seiner unverstandenen Lectüre Schellings. Wie konnten wir ihn da verstehen? Es wäre uns mit der Philosophie schlecht gegangen, wenn nicht ein tüchtiger Denker, der später nach Heidelberg berufene Simon Erhardt, die ordentliche Professur der Philosophie erhalten hätte. Ihm, den ich später in meiner theologischen Periode hörte, und meinem Freunde, dem Philosophen Zimmermann, verdanke ich den Sinn für Philosophie und die Anregung zu ihrem Studium.

Im Winter 1817/18 wurde ich in die theologische Facultät eingeschrieben. Sie zählte als ordentliche Lehrer Johann Leonhard Hug, Ferdinand Wanker, Joseph Schinzinger, Bonifaz Martin Schnappinger und Franz Xaver Werk. Die Besoldungen waren damals sehr gering. Jeder Lehrer hatte einen Gehalt von etwa 800 fl.

Den größten Einfluß auf die gelehrte Bildung des künftigen Gottesgelehrten hatte unzweifelhaft der berühmte Johann Leonhard Hug, den ich schon oben als Profanphilologen charakterisirte. Hug war eine lange, hagere Gestalt mit tief gefurchten Zügen und mit zwar schon grauen, aber schwarz gefärbten Haaren. Er war ein passionirter

Raucher und wurde, stets in Wolkendampf gehüllt, von Folianten beinahe begraben, angetroffen. Er trug einen hohen Cylinder und zeigte besonders des Nachmittags und Abends in Vorlesungen und im Umgange eine joviale Laune eigenthümlicher Begeisterung. Wenn er die Kellnerinnen in Güntersthal, im Heidenhof und in der Stadt Wien, den Lieblingszielen seiner Spaziergänge, nach seiner Schuldigkeit fragte und sie diese bezeichnet hatte, sprach er, ihnen seinen Geldbeutel hin haltend: „Machen Sie sich selbst bezahlt, mein Fräulein"! Er war gegen seinen Willen in den geistlichen Stand getreten und hatte für die Erinnerungen an seine jugendlichen Verirrungen wenig Vorliebe. Ernst Münch sagte von ihm, sein Herz sei unter dem Prälatenkreuz eingeschlafen. Höchst interessant waren seine exegetischen, isagogischen und archäologischen Vorlesungen. Er trug die Grundsätze der katholischen Kirche ohne Abweichung nach der orthodoxen Vorschrift vor und spottete auch manchmal über die Rationalisten, so derb er nur konnte. Von Paulus in Heidelberg sagte er, er mache Jesus zu einem gemeinen Hausirer, der im Lande herumziehe und den Leuten seine arcana anpreise. Aber man würde sich täuschen, wenn man ihn deshalb für gläubig gehalten hätte. Er glich einem französischen oder italienischen Abbé, der etwas vom Voltairianismus an sich hatte. Ich habe noch ein Tagebuch, das ich italienisch zur Uebung in dieser Sprache schrieb. Ich war damals noch sehr von meiner Kirche und meinem Glauben eingenommen, und tadelte darin, daß er immer nur von Christus als Menschen, nie von seiner Gottheit spreche. Mà sempre l'uomo — heißt es im Tagebuche. Er hatte immer eine ironische Miene, wenn er an die Wunder Jesu kam, ungeachtet er sie buchstäblich auslegte. So sagte er einmal: „Wir haben in der letzten Stunde unsern Herren Jesus stehen lassen auf der Hochzeit zu Kanaa in Galiläa, wo er Wasser in Wein verwandelte. Das thun, meine Herren, heut zu Tage noch die meisten Wirthe". Von der Offenbarung pflegte er zu sagen, sie sei eine Krücke, an welcher der Mensch gehen lerne, man müsse sie, wenn man einmal gehen könne, mit Dankbarkeit in den Tempel der Götter aufhängen. So lange ich theologische Vorlesungen hörte, 1817—1822, erklärte Hug die beiden Briefe an die Korinther, das Evangelium nach Johannes, die beiden Briefe an Timotheus und den an Titus, das Evangelium nach Matthäus. Er gab Unterricht in der hebräischen Sprache nach Gesenius, in der arabischen nach Rosenmüller. Die letztere hatte er

in Wien durch einen Türken kennen gelernt. Den Troß der Theologie Studierenden verachtete er. Nur einige Wenige aus dem Haufen würdigte er eines näheren Umganges, wenn sie in das Verständniß seiner Kritik eindrangen. Diese Wenigen waren in einem Curse von etwa 80 Zuhörern 4 bis 5. Sie erhielten in der Semestralprüfung die erste Note: Eminenz. Auch ich gehörte zu diesen Eminenzen. Für die Andern waren der Codex A (Alexandrinus) der Codex B (Vaticanus), Codex C (Ephraem Syri rescriptus), Codex D (Cantabrigiensis) u. s. w. Namen ohne Sinn. Hug trug mit vielem Scharfsinn seine Gedanken über die Einleitung des alten und neuen Testamentes vor, eben so die heiligen Alterthümer. Sein Vortrag war lebendig, mit einem klangvollen Organe und einer Modulation der Stimme und durch Abwechslung von heitern Episoden auch den trockensten Stoff belebend. Wenn er sprach, strich er sich von Zeit zu Zeit seine gefärbten Haare glatt und man erkannte auch äußerlich seine Eitelkeit. Ungeachtet er ein geborner Konstanzer war, bediente er sich der reinsten Sprache, die aber durch Affectation in eine Art von westphälischem Dialekt ausartete. Er sprach die harten Buchstaben wie p und k ganz weich und ließ das H im Anfange eines Wortes beinahe ganz weg. So pflegte er z. B. zu sagen: „Wir haben meine Erren, in der letzten Stunde gehört, wie der Abostel Baulus den Beder beschnarchte". Seine übrigen Collegen verachtete er, weil er seine gelehrte Superiorität fühlte. Er war mehr ein geistvoller und scharfsinniger Erklärer, als ein strenger Grammatiker. Aus den griechischen Accenten machte er sich fast gar nichts, und in der Angabe der tempora und modi war er oft so eigen, daß wir Besseren lächelten und uns dabei im lächerlichen Hochmuth über ihn dachten. Mir schenkte er ein solches Vertrauen, daß er mir im Sommer 1819 bei einer Reise nach Italien den hebräischen Sprachunterricht übertrug. Für den Unterricht erschien er Jedem, der nach dem Lehramte strebte, wenn man die Zugabe eines Anfluges von Affectation abzog, als Musterbild. Doch war er auf religiöse Gesinnung zu wirken, nicht im Stande, weil sie ihm selbst fehlte. Bezeichnend war es, daß er dumme Menschen gute Leute nannte, einen als beschränkt bezeichnen wollte, wenn er seinen Glauben an die Vorsehung hervorhob, daß er, der so viel als nichts glaubte, im Domkapitel auf die Seite der Römlinge trat. Er brachte es bis zum Domdekan. Der Bischofssitz war zuletzt sein einziges Streben. Er erreichte ihn nicht,

weil er seinen Collegen zu klug war. Ungeachtet sein Lebensende keine dogmatisch-orthodoxe Färbung hatte, wurde er in allem Pompe vom Domkapitel zu Grabe geleitet. Man wollte eben doch das seltene Besitzthum eines solch genialen Gelehrten in der katholischen Kirche nicht fahren lassen.

Ferdinand Wanker war früher Repetent im vorderösterreichischen Seminar zu Freiburg, nachmals geistlicher Rath und Professor; er war eine ganz anders angelegte Natur und konnte sich darum nie mit Hug befreunden. Ja, er klagte oft darüber, daß ihm dieser durch seine Frivolität die jungen Theologen verderbe. Er war ein Mann von gründlicher philosophischer Bildung und genauer Kenner der christlichen Moral und ihrer Geschichte, eine tief religiöse Persönlichkeit. In seinen Vorlesungen über christliche Sittenlehre, über welche er ein in mehreren Auflagen erschienenes treffliches Werk schrieb, entwickelte er uns mit Schärfe die Ansichten der Philosophen über die einschlägigen Gegenstände. Am Eingehendsten beschäftigte er sich mit dem Moralprincip. Seine Kritik war scharfsinnig, treffend, sein Vortrag spannend, wenn er auf das Christenthum kam, das ihm höher stand, als alle Philosophie, von Begeisterung getragen. Besonders zeigte sich diese in seinem einstündigen Publicum: „Religion nach Vernunft und Offenbarung". Es war ein Collegium für alle Facultäten und darum außerordentlich besucht. Der Hörsaal war lang und viele Bänke hintereinander. Diese Vorlesung wurde immer am Donnerstag Morgens 9 Uhr gehalten, und da kam es oft, daß durch ihren Beruf nicht apostolisch ergriffene Theologen, von dem Maskenballe der vorausgegangenen Nacht in fremdländischem Kostüm, oder in dem Domino auf den hintern Bänken saßen, wohin das Auge Wanker's nicht reichte. Es war nämlich damals Sitte, daß jeder theologische Lehrer eine alphabetisch geordnete Liste mit sich in das Colleg brachte und die Namen im Anfange der Stunde herunterlas. Da mußten die jungen Herren auch im Katzenjammer noch Wanker's Vorlesungen über die christliche Liebe anhören, und oft noch, wenn sie sich verspätet hatten, in den Maskenkleidern kommen. Jeder Fehlende erhielt eine levis notae macula, die in sein Zeugniß kam. Oft half auch ein Gutmüthiger und rief für den Fehlenden „Hier".

Von ungewöhnlicher Anregung und Belehrung waren seine Vorträge über Casuistik. Da wurde keine jesuitische Casuistik gelesen, keine sich auf dogmatische Fragen beziehenden so genannten Ge-

wissensfälle aufgezählt. Es waren Fälle, zu deren Entscheidung keine Dogmatik, sondern die Vernunft nöthig war. Die Lehre von der Pflichtencollision wurde philosophisch behandelt. Besonders hob er die Restitutionspflicht hervor und beleuchtete die einzelnen Fälle vom rechts- und moralphilosophischen Standpunkt. Er sprach viel mehr vom Christenthum und christlicher Religion, als von Katholicismus und katholischer Kirche. Was Hug niederriß, baute Wanker in unseren Herzen wieder auf. Die Bessern von uns verdankten ihren religiösen Sinn seinen schönen ergreifenden Vorträgen. Wanker war klein, von kränklicher Gesichtsfarbe, mit tief gefurchten Zügen, schief gewachsen, die eine Schulter war höher, als die andere. Er ging vorwärts gebückt. Sein liebster Philosoph war Immanuel Kant. Er war der lebendig gewordene kategorische Imperativ der praktischen Vernunft, streng gegen sich, aber auch streng gegen Andere. Wie er lehrte, lebte er. Er genoß die allgemeinste Verehrung. Sie zeigte sich bei seiner Designation zum Erzbischof und bei seinem Hingange (1824), dem eine so herzliche Theilnahme, wie kaum einem Andern, folgte. Noch erinnere ich mich an das bei Wanker's Tode von einem jugendlich überschwänglichen Dichter verfaßte Gedicht, dessen letzte Strophe also lautete:

Zum Thränenbecken höhle sich der Hügel,
An den die Ewigkeit nun leg' das Siegel,
Bis einst der Endesdonner sprengt die Gruft.

Seinen Schülern, welche sein Bildniß in Kupfer stechen ließen und ihm als Zeichen dankbarer Hingebung verehrten, wird sein Andenken unvergeßlich bleiben. Nur einen Fehler hatte er, daß er, ein Stubengelehrter, wenig unter Menschen kommend, für die Freuden des Lebens keinen Sinn hatte, weil sein Körper nicht dazu angelegt war, daß er darum sein Ohr nicht selten den Verläumdungen religiöser und sittlicher Heuchler und Schmeichler unter unseren Studiengenossen lieh, und daß er dann darnach sein Urtheil über unsern Werth richtete. Ich hatte bei meiner zurückgezogenen Lebensweise nie das Unglück, solchen Sykophanten zum Stoff zu dienen und blieb daher immer in Wanker's Gunst.

Joseph Schinzinger, geistlicher Rath und ordentlicher Professor der Kirchengeschichte und Patristik, bewies als Exjesuit, daß auch Jesuiten freisinnig und ehrlich sein können. Denn er war ein eben so sittlich und religiös würdiger, als freimüthiger Priester.

Kaum konnte Sokrates ein häßlicheres Außere haben, als Schinzinger. Er war dick, hatte einen immensen Kopf, eine Kartoffelnase, vorstehende, wulstige Lippen, kleine Augen, grobe, unförmliche Züge. Aber in diesem häßlichen Körper wohnte eine edle, schöne Seele voll tiefen religiösen Sinnes, Milde und Duldung. Im hohen Alter hatte er die kirchliche Dispensation erhalten, in seinem Hause auf einem geweihten Altare Messe zu lesen. Er hatte eine mit seinem starken Körperbau sehr contrastirende feine weibliche Stimme, mit welcher, da er an Asthma litt, ein eigenthümliches schrillendes Zischen verbunden war, ähnlich den Tönen der Schatten des Hades, wie sie Homer beschreibt, wenn sie auf den sumpfigen Asphodillwiesen hinschweben. Die Zuhörer nannten darum gewöhnlich sein Auditorium die Meisenhütte, weil aus dieser der Vogelfänger seinen Kloben herausstreckt, während er mit seinem zwitschernden Meisenpfeifchen die Vögel heranlockt. Wenn man zu spät kam, stellte man sich vor die Thüre, horchte, und, wenn man die zischenden Töne hörte, sagte man: „Wir kommen zu spät; er ist schon in der Meisenhütte". Schinzinger las sein Heft herunter, aber es war ein gutes und sehr brauchbares Heft, eine gründliche Erweiterung und Erklärung des Dannenmayer'schen Compendiums der Kirchengeschichte. In der Dogmengeschichte behandelte er die Lehre der so genannten Ketzer und zeigte, worin sie von dem katholischen Lehrbegriffe abweichen, ohne in die Entwicklung der Dogmen einzugehen. Hier konnte man darum auch nichts vom Josephinischen Geiste, in dem er lebte und webte, wahrnehmen. Ganz anders dagegen verhielt es sich mit der Geschichte der Verfassung und Kirchenzucht. Hier wurden die Ansichten von Petrus' erstem Bisthum in Rom in der Form des Zweifels und Bedenkens hingestellt, die menschliche Entwicklung des römischen Primates, die erlogene Konstantin'sche Schenkung des Kirchenstaates geschildert, die Anmaßungen der Päpste gegenüber den Rechten der Fürsten und des Staates, die Ueberschreitungen eines Gregor's VII., Innocenz' III., Bonifaz' VIII. hervorgehoben, der Grundsatz geltend gemacht, daß der Papst der erste unter seines Gleichen (primus inter pares) sei und daß er nicht nothwendig in Rom sein müsse, daß die Unfehlbarkeit nicht ihm, sondern der lehrenden Kirche zukomme, daß von dieser ein faules Haupt der Christenheit abgesetzt und ein neues gewählt werden könne. Da wurde mit beißender Kritik die Einmischung des Papstthums in weltliche Dinge getadelt und die Lehre von den Gelübden und vom Ablaß

freimüthig behandelt. Schinzinger schenkte mir das Vertrauen, die Ausgaben der Kirchenväter meinen Mitschülern im Lesezimmer der Universitätsbibliothek vorzulegen und sie im Nachschlagen derselben zu üben. Die Theologen waren in seinen Vorlesungen aufmerksam und besuchten ihn gerne. Seine Freisinnigkeit und Leutseligkeit veranlaßten sie, von ihm einen Kupferstich als Zeichen dankbarer Verehrung machen zu lassen. Doch das war nicht der einzige Grund ihres Interesses an ihm; denn, so häßlich Schinzinger war, so ungewöhnlich schön war seine Nichte. Die Studenten machten häufig vor seinem Hause Fensterparade. Es galt nicht ihm, sondern seiner schönen, später mit einem hoch gestellten Staatsbeamten vermählten Nichte, die natürlich keine Ahnung von den bescheidenen Demonstrationen dieser stummen Verehrung hatte.

Franz Xaver Werk, geistlicher Rath und ordentlicher Professor der Pastoraltheologie, war ein feiner Weltmann mit praktischem Sinne und allseitig und freimüthig gebildet. Früher Professor am Gymnasium und später Canonicus am Stifte zu Baden, dann in die katholisch-theologische Facultät Heidelbergs und von da nach ihrer Aufhebung nach Freiburg versetzt, war er eine elastische, leicht und fein bewegliche Natur. Er hatte einen Schritt, eine Haltung und Bewegung, die mehr an einen Tanzmeister, als an einen Professor erinnerte. Seine Haare waren fein gepudert. Dies zog ihm unter den Studenten den Spitznamen des Mehlkopfes zu. Er war ein Feind von Brillen. Wenn ihn ein kurzsichtiger Student mit der Brille auf der Nase besuchte, machte er einen elastischen und schwungvollen Schritt gegen ihn und fragte: „Müssen Sie denn so scharf sehen?" Wenn der Gefragte den Sinn der Rede nicht verstand, wurde die Frage mit schärferer Betonung und einem Blick auf die Brille wiederholt. Der Gefragte verstand und nahm das dem Frager unangenehme Instrument ab. Werk war ein Lebemann, empfänglich für gesellige Freuden, am liebsten im eigenen Hause. Dafür sorgte seine Haushälterin Eva, ein schönes, kluges und geschicktes Frauenzimmer. Man erzählte sich von ihr, sie habe sich einmal geäußert, ihre Schönheit sei ihr mehr als tausend Gulden werth. Darum nannte man sie nur die Tausendguldenschönheit. Werk nannte sie Evchen und war streng und abgemessen gegen sie. An seinem Namenstage ging es flott her. Die Freunde wurden eingeladen, unter ihnen Karl von Rotteck. Werk war ein Freund von spaßhaften Impromptus. Ein solches bereitete ich

ihm einst an einem Namenstage. Ich trat in der Kleidung eines Kapuziners ein, die ich mir von einem alten Pater erborgt hatte und deklamirte die bekannte Kapuzinerpredigt: „Heisa, Juchheisa, Dudeldumdei" aus Wallensteins Lager von Anfang bis zu Ende ohne Souffleur vor den bei Werk um die Tafel versammelten Gästen. Der Jubel war allgemein und Werk drückte mir dankbar die Hand. Ich setzte mich in der Kutte zu den Gästen und spielte die Rolle des Paters bis zum Scheiden in später Nacht fort. Werk's Vorlesungen waren sehr unfruchtbar. In jeder Stunde las er unsere Namen herunter. Damit ging schon eine Viertelstunde vorüber, dann brachte er das Compendium und las es buchstäblich herunter. Bei Thanners Encyklopädie und Methodologie erklärte er uns den Sinn des Titels, gab die Abweichungen der verschiedenen Ausgaben an und verbesserte die Druckfehler. Daher war seine Wirksamkeit ohne alle Bedeutung und dennoch war Werk für die Studenten und die Universität von wirklichem Nutzen. Er gründete unter den Studirenden der Theologie einen akademischen Lesezirkel. Da wurden die neuesten und besten Forschungen protestantischer Historiker, Philologen und auch Theologen angeschafft und circulirten unter uns zur Lectüre. Die gelesenen Bücher wurden am Ende des Jahres von Einzelnen von uns als Eigenthum ersteigert. So erhielt ich z. B. Heeren's Ideen und Rosenmüllers altes und neues Morgenland. Werk war ferner mit Leander van Eß und der Londoner Bibelgesellschaft in Verbindung. Er war deshalb im Besitze von Uebersetzungen der Bibel in den verschiedensten Sprachen. Man konnte sie um ein geringes Geld erhalten. So erstand ich mir die Septuaginta und eine arabische und englische Uebersetzung des neuen Testamentes und eine Leander van Eßische Uebersetzung des alten und neuen Testamentes. Die Universität besaß Güter in der Nähe von Freiburg, die meisten aber in Württemberg, wo sie ihren eigenen Verwalter hatte. Wer besorgte mit meisterhaftem Fleiße und gewissenhafter Genauigkeit den finanziellen Theil der Universität. Als man von der Aufhebung der Universität Freiburg und ihrer Verlegung nach Heidelberg sprach, schrieb er die Schrift von den theologischen Specialschulen und zeigte eben so freimüthig, als gründlich, wie nachtheilig es sei, theologische Facultäten unter bischöflicher Aufsicht von den Hochschulen zu trennen. Sein Fehler war eine gewisse nervöse Reizbarkeit. Er verlangte von jedem, den er, ein tüchtiger Geschäftsmann, durch sein einflußreiches

votum beförderte, daß er ihm in Allem blind und unbedingt beistimme.

Ein wahrhaft komisches Original war Bonifaz Martin Schnappinger. Früher Mönch in dem am Fuße des Schloßbergwäldchens zu Heidelberg gelegenen Karmeliterkloster, kam er nach Aufhebung des letzteren an die katholisch-theologische Facultät der dortigen Universität und wurde nachmals in die gleiche Facultät nach Freiburg verpflanzt. Er war einer der gutmüthigsten Menschen von der Welt; aber er paßte nicht in die Zeit, in der er lebte. Er wäre vielleicht im dreizehnten Jahrhundert berühmt geworden. Er schrieb eine doctrina dogmatum. Nach dieser in lateinischer Sprache geschriebenen Dogmatik hielt er seine Vorlesungen. Die Methode war folgende. Zuerst las er einen lateinischen Paragraphen vor, dann übersetzte er ihn, dann sagte er, er wolle ihn jetzt fusius und zuletzt noch etwas fusiuser behandeln. Beim fusius goß er eine dünne Brühe, Paraphrase genannt, an die deutsche Uebersetzung. Bei noch etwas fusiuser wurde die theologische Brühe dick und völlig ungenießbar. Für jeden Satz wurden Beweise aufgestellt, lateinisch, fusius und noch etwas fusiuser 1) aus der Vernunft (ex ratione humana), 2) aus der hl. Schrift (sacra scriptura), 3) aus den Kirchenvätern (sanctis patribus). Die Vernunftbeweise waren immer die unvernünftigsten. Seine in Augsburg erschienene doctrina dogmatum ist jetzt längst vergessen. Er sagte einmal zu seinem Collegen Hug: „Sonderbar, nach Tisch von 1—3 Uhr, kann ich absolut nichts denken". „Ei, erwiederte der sarkastisch lächelnde Hug, in dieser Zeit haben Sie wahrscheinlich Ihre Dogmatik geschrieben." Er hatte aus der Schelling'schen Philosophie etwas vom Absoluten gehört und bezeichnete dieses geheimnißvolle Etwas zugleich mit deutschem und griechischem Artikel als „das τὸ Absolute". Dabei hatte er die Gewohnheit von Zeit zu Zeit mit dem Munde zu schnalzen und mit den Augen, wenn er in Ekstase war, aufwärts zu blicken. Es nahm sich höchst komisch aus. Ich schrieb mehr im Scherz als im Ernste nach. Wenn er an eine Stelle seiner Erklärung des Compendiums kam, die er für sehr pikant hielt, pflegte er zu sagen: „Meine Herren! Diesen Gedanken hat vor mir noch kein Sterblicher gehabt". An mehreren Stellen meines Heftes steht diese erhabene Phrase. Wir konnten die Materie, von der er handelte, an seinem Hute erkennen. Wenn er die Salzgasse herunterkam, wo er in der Nähe des jetzigen Theaters wohnte, trug er einen runden Hut, so oft er de natura, de persona, de voluntate

Christi handelte. Wir nannten diesen Hut wegen seiner ungewöhnlichen Höhe und Breite Schnappinger's „dogmatischen Bombenkessel". Wenn er de trinitate sprach, trug er immer seinen Dreispitz, als sollte dieser gleichsam die Dreipersönlichkeit versinnbildlichen. Besonders ergötzlich war seine Untersuchung über die Abstammung des Menschengeschlechtes von einem Paare. Er warf nämlich dabei die Frage auf, wie es möglich sei, daß „verschiedenfarbige Menschen von einem Paare herstammen". Er sagte, die Theologen erklärten dieses nach verschiedenen Standpunkten, die einen behaupteten, von dem ursprünglich weißen Menschenpaare seien alle anderen Farben, andere sagten von dem ursprünglich schwarzen Menschenpaare seien die weißen abzuleiten, einige hätten die Ansicht zur Erklärung der verschiedenfarbigen Völker, Adam sei weiß und Eva schwarz, andere hätten gesagt, Eva sei weiß und Adam schwarz gewesen. Nachdem er dieses fusius und noch etwas fussiuser behandelt hatte, sagte er endlich: „Meine Herren! Ich denke, wir lassen diese Frage auf sich beruhen". Schnappinger hatte durch solche Lächerlichkeiten alles Ansehen verloren. Er hatte den unglückseligen Einfall, seinen Zuhörern zu erlauben, Einwendungen gegen seine Sätze eine Viertelstunde vor dem Schlusse der Vorlesung zu machen oder auch eigene dogmatische Fragen aufzuwerfen. Da wurden sonderbare Fragen von einigen Zuhörern aufgeworfen. Ein Nassauer Sch..o fragte, ob sich die Engel im Himmel auch fortpflanzen. Die Antwort lautete: „Dies ist eine für einen Theologen sehr unanständige Frage". Ein Anderer rief: „Was spricht Gott für eine Sprache? „Ohne Zweifel Hebräisch" war die Antwort. Ein Dritter erhob das Bedenken, Schnappinger habe die Dreieinigkeit dadurch beweisen wollen, daß nur eine Natur sei, und daß sie doch aus drei Reichen bestehe. Nun aber bildeten nach neueren Forschungen vier Reiche die Natur. Da müßte Gott zuletzt viereinig sein. Der Professor hielt das für sehr wichtig und erbat sich für die nächste Stunde Zeit zur Ueberlegung; brachte die Sache aber nie mehr zur Sprache. Wenn man ihn zu sehr in's Gedränge brachte, pflegte er zu sagen: „Meine Herren! es ist noch nicht drei Viertel", und sprach so lange, bis die Stunde schlug, wo er den polemischen Angriffen entschlüpfen konnte. Besonders ergötzlich waren Schnappinger's Vorlesungen über praktische Schrifterklärung. Er hielt sich an eine approbirte deutsche Uebersetzung des neuen Testamentes und sagte uns, man müsse den dummen Bauern Alles erklären. So erklärte er den Satz: „Jesus ging" dahin: „Jesus hob

den rechten Fuß in die Höhe und zog den linken nach sich"; den Satz: „Jesus sprach" dahin: „Jesus öffnete den Mund und fing an Worte von sich zu geben". Da erfahre das Volk erst, meinte er, was Gehen und Sprechen bedeute. Auch Schnappinger öffnete dabei den Mund, aber seine Worte waren keine Worte der Minerva oder des Apollo. In seinen Vorlesungen wurde die Jugend immer muthwilliger. Man kaufte Trompetchen, Kinder- und Maultrommeln, Kuckucke, Hunde, die, wenn man an ihr Piedestal drückte, zu bellen anfingen. Wer kein Instrument hatte, klopfte mit einer Hand unter der Bank, während er mit der andern nachschrieb. Das sonderbare Orchester machte in des Professors Vorlesungen einen Heidenlärm. Da schnalzte Schnappinger mit dem Munde und sagte: „Meine Herren! Ich habe ein feines Gehör". Die Sache kam zuletzt den Collegen zu Ohren und auf ihre Veranlassung reichten die Zuhörer eine Klageschrift gegen Schnappinger ein und baten um Absetzung. Sie erfolgte, er starb bald darauf. Ich gehörte nicht zu denen, welche die Klage unterschrieben. Der arme alte Mann dauerte mich. Zudem, wenn eine solche scholastische Dogmatik ruhig vorgetragen wird, wird sie dadurch vernünftiger? Die Ruhe wird gewonnen, aber die Unvernunft bleibt. Ich dachte freilich damals anders und unterschrieb nur aus Mitleid nicht. Mein katholisch dogmatischer Eifer war so gut, als der irgend einer anderen frommen Seele.

Im Sommer 1817 las der berühmte Kirchenrechtslehrer Hofrath und Professor Sauter nach seinem Lehrbuche des katholischen Kirchenrechts. Schon im Winterhalbjahre 1818 auf 1819 übernahm nach dem Tode Sauters der Lehrer des römischen Rechtes, Hofrath und Professor Ruef, die Kanzel des Kirchenrechtes. Sauter's fundamenta juris ecclesiastici catholicorum wurden den Vorlesungen zu Grunde gelegt. Ruef war als Herausgeber des Freimüthigen und später des Konrad Celtes auf das Vortheilhafteste bekannt. Seine Jugend fiel in die Josephinische Zeit. Er trug das bischöfliche System gegenüber dem Papismus der Römlinge vor. Der Papst steht, wie er lehrte, unter und nicht über der Kirche. Diese ist als lehrend unfehlbar, nicht der Papst. Das Papstthum ist nicht an Rom gebunden; es kann überall sein, wo der frei von der Kirche gewählte Papst residirt. Dieser hat nur den Ehrenvorzug und das Recht des Vorsitzes in der Versammlung der Bischöfe und Priester. Ruef war schon sehr alt, als ich ihn hörte. Er bohrte sich mit dem Zeigefinger der rechten Hand in die Stirne, wenn er einen Gedanken zu Tage fördern wollte, als sollte

dieser, wie Pallas Athene aus dem Haupte des Zeus, hervorspringen. Er ließ uns an der Tafel Stammbäume entwerfen zur Verdeutlichung der Verwandtschaft und Schwägerschaft. Im Collegium erinnerte er an die Zahlung des Honorars. Er brauche es für sich nicht, aber für seine junge Frau, Shawls und Putzsachen kosteten Geld. Das war die naive Sprache des Alters. Er war ein tüchtiger Jurist und ein vorzüglicher Lateiner. Ueber kirchenrechtliche Fragen ließ er uns lateinische Aufsätze machen. Das war zugleich eine gute Sprachübung. Aus der juristischen Facultät erregten noch ein allgemeines Interesse und riefen bei uns Theologen die erste Beschäftigung mit freien politischen Gedanken hervor die öffentlichen Vorlesungen des von Bamberg berufenen ordentlichen Professors von Hornthal. Sie bezogen sich auf die vergleichende Darstellung der Staatsverfassungen. Dabei versäumte ich die Collegien über Sprachen nicht. Ich hörte bei Hug die Vorträge über hebräische und arabische Sprache jedes Semester, seine Erklärung eines Profanklassikers, und zur Ausbildung in neueren Sprachen die französischen Collegien bei dem Professor Sonntag, die englischen bei dem Lector Kaiser; italienischen Unterricht verdankte ich dem von dem italienischen Major Borosini gebildeten ehrwürdigen Hofgerichtsrath Kupferschmidt, spanischen einem aus dem spanischen Feldzuge zurückgekehrten badischen Officiere. Kupferschmidt organisirte in dem mir befreundeten Hause des Rechtsanwalts Fromherz ein italienisches Liebhabertheater, was zur Sprachübung nicht wenig beitrug. Sonntags Collegien hörte ich jedes Semester, so lange ich die Universität besuchte. Es waren nur wenige, welche Theil nahmen. Wir übersetzten und lernten die französische Literatur um so besser kennen, als er sich nur mit Wenigen zu beschäftigen hatte. Hier war man ernster; die Störungen des Gymnasiums fielen weg. Im Sommer 1820 hatte ich den vorgeschriebenen Cursus der philosophischen und theologischen Studien vollendet. Ich hatte Februar 1820 erst das neunzehnte Lebensjahr beendigt und war zu jung zum Eintritte in das Seminar, wie zur Priesterweihe. Ich benutzte die freie Zeit des Winters 1820/21, des Sommers 1821 und den Winter 1821/22 zu meiner weiteren Ausbildung. Ich gab Privatstunden im Lateinischen und Griechischen, erklärte einem Franzosen die Logik in französischer Sprache, übersetzte mit einem jungen Baron Göthe's Götz von Berlichingen in das Französische, trat an der Universität als Lector des Italienischen und Spanischen auf und kündigte im Lectionskataloge Vorlesungen über Tasso's Gerusalemme

liberata und die spanische Geschichte des Don Carlos an. Unter meinen Zuhörern war damals der später in weiten Kreisen bekannt gewordene Prediger der deutsch-katholischen Gemeinde in Heidelberg, Dr. Brugger, der einen Sprachreinigungsverein gründete und ein Fremdwörterverdeutschungsbuch schrieb, in welchem er Pavian als Kurzschwänzler, Fagot als Tiefrohr, Cigarre als Glimmstengel, Doctor als Wißmeister, Zebra als Bandesel, Elektricität als Erzblitzstoff, evangelisch-protestantische Section des Ministeriums des Innern mit „heilsbotschaftlich-verwahrgläubige Abtheilung der Landwartei des Innern" u. s. w. übersetzte.

Da mich ein innerer Trieb zum Lehramte leitete, so beschloß ich, mich den vorbereitenden Prüfungen zum Empfange der Würde eines Doctors der Theologie und des Kirchenrechtes zu unterziehen. Das Unternehmen war nach der damaligen Examination ein sehr schwieriges. Dreißig Jahre vor mir war der letzte Doctor der Theologie, der seine Prüfung bestanden hatte, mein damaliger Beichtvater, der edle, mir unvergeßliche Freund Wessenberg's, ein erleuchteter und sittenreiner Mann, der geistliche Rath, Dekan und Stadtpfarrer zu St. Martin, Biechele. Man stellte nämlich der Erreichung dieses Zweckes möglichst viele Hindernisse entgegen. In beliebigen Zwischenräumen mußte man drei rigoröse Prüfungen bestehen, von denen jede mindestens 2 Stunden dauerte. Im Examinationszimmer der Universität waren um einen Tisch mit einem Crucifix und bei jeder dieser drei Prüfungen alle ordentlichen Facultätsmitglieder versammelt und beim Kirchenrechte wurde noch der ordentliche Lehrer desselben aus der Juristenfacultät zugezogen. Nicht etwa der Fachmann allein examinirte, sondern alle übrigen anwesenden Mitglieder stellten an den Candidaten aus jedem Fache Fragen. Zugleich folgte das Einreichen einer lateinischen gelehrten Abhandlung, die von allen Mitgliedern approbirt sein mußte. Eine gleiche einstimmige Approbation war auch bei jeder Prüfung nöthig. Die erste Prüfung bezog sich auf die Sprachen, auf Uebersetzung und Erklärung des alten und neuen Testamentes, Archäologie und Einleitung in's alte und neue Testament. Die zweite hatte Kirchengeschichte, Patristik und Kirchenrecht zum Gegenstande, die dritte beschäftigte sich mit der Dogmatik, Moral, dem Kirchenrechte und allen Theilen der praktischen Theologie. Eine vierte wurde von dem bischöflichen Kommissär für den Tischtitel angeordnet. Ich bestand in dem mir gegebenen freien Zeitraum, 27. Mai 1821, 24. Januar 1822

und 3. April 1822, welcher übrigens durch Privatstunden und den spanischen und italienischen Lectorsunterricht auf der Universität vielfach unterbrochen wurde, die vier Prüfungen, so daß die einstimmige volle Approbation der Facultät unter dem Beisatze summa cum laude erfolgte. In gleicher Weise wurde meine der Facultät eingereichte lateinische Dissertation de Manetis Magi theologia, welche später (1825) in deutscher Sprache als „Theologie des Magiers Manes" in den Buchhandel kam, als Habilitationsschrift genehmigt. Ich war Licentiat, aber dieser konnte nach altem Facultätsbrauche der Theologen erst dann Doctor werden, wenn er eine feste Stellung im Staate errungen hatte.

Das katholische Priesterseminar zu Meersburg.

Ich hatte das 21. Jahr vollendet und konnte nunmehr in das Priesterseminar eintreten. Schon am 26. December 1821 hatte ich die Zustellung zur Aufnahme in dasselbe durch den Official von Vicari erhalten. Unter Generalvikar Freiherrn Ignaz von Wessenberg, dem Freunde und Nachfolger Dalberg's, war ein freierer Geist in die Kirche gedrungen. Dieses bewiesen das unter seiner Aufsicht erscheinende Archiv für Pastoralconferenzen, das neue Konstanzer Gesangbuch, der von vielen Pfarrern bei Taufe, Beerdigung und anderen kirchlichen Ceremonien eingeführte deutsche Ritus, die freie Richtung und Geistesbewegung in den Vorlesungen der theologischen Facultät zu Freiburg, eine liberalere Anschauung in der katholischen Kirchensection zu Karlsruhe. Ehe mich Wessenberg nur gesehen hatte, nahm er sich meiner an; denn er hatte von meinen wissenschaftlichen Bestrebungen gehört. Als Licentiat erhielt ich im Priesterseminar bedeutende Vorrechte, z. B. ein eigenes Zimmer, aß am Priestertische, nahm bei verschiedenen Gelegenheiten eine exceptionelle Stellung ein und, was für mich von besonderer Wichtigkeit war, durfte nur ein halbes Jahr im Seminar verweilen, während alle anderen ein ganzes Jahr in der Anstalt zubringen mußten. Ich schickte mich Ostern 1822 zur Reise nach Meersburg an, wo sich damals das katholische Priesterseminar in der Nähe von Konstanz, der Residenz des Bisthumsverwesers v. Wessenberg, befand. Meine Mutter, von der ich mich auf längere Zeit in meinem Leben noch nie getrennt hatte, begleitete mich nach Staad, einem Ueberfahrtsorte gegenüber Meersburg, wo der große Bodensee am Ein-

gange in den kleineren Ueberlingersee noch eine Stunde breit ist. Herrlich ist der Anblick der Stadt Meersburg, wenn man von Staad aus ihr entgegenfährt. Immer deutlicher erheben sich die Umrisse der Stadt, welche an der Anhöhe eines Berges sich terrassenförmig erhebt. Vom See aus betrachtet erblickt man links in der Oberstadt die Pfarrkirche, rechts auf einem Felsen das den See beherrschende Priesterseminar mit seinem großen Garten in einer wahrhaft paradiesischen Lage. Ich landete mit meiner Mutter. Wir gingen die Steige hinan, rechts und links die armen Häuser. Denn Meersburg sieht nur vom See aus betrachtet schön aus. Oben an der Steige war links das mir von meiner Kindheit bekannte Haus des Küfers Karl Mauter, rechts das Haus, in welchem mir als zweijährigem Knaben die erste Freude der Jugend durch eine schwatzhafte Magd verdorben wurde. Wir kamen an der mir von meiner Ferienzeit bekannten Staiert'schen Mühle und ihren Wasserfällen vorbei, bis wir auf der Höhe die Stadt erreichten. Dort liegt rechts mit einer Zugbrücke das sogenannte alte Schloß, der Wohnsitz des ritterlichen „Sepp von Meersburg", des Freiherrn von Laßberg, des berühmten Herausgebers der Nibelungen, und, wenn wir links blickten, welche Erinnerungen tauchten da in meiner Seele auf! Es waren schöne Zeiten, da ich, als ich als Jüngling mit meinem fünf Jahre jüngeren Bruder Joseph, das Ränzchen auf dem Rücken, durch das Höllenthal zu Fuß über Neustadt, Donaueschingen, Pfohren, Geisingen, Stockach nach Konstanz pilgerte zu meinem Oheim, dem ältesten Bruder meiner Mutter, dem lieben unvergeßlichen alten Kreisrath Leuti in, einem Meister der Latinität, der mir lateinische Pensa aufgab, dann auch nach Meersburg, wo er, der wohlhabende Mann, uns im eigenen Hause mit culinarischen Genüssen und mit herrlichen Spaziergängen erfreute, wo wir in jener vom alten Schlosse links liegenden Seitengasse des Schloßplatzes den alten Vetter Zepf, die Bas Gothe und das Fräulein Josephine besuchten, bei ihnen vergnügte Tage zubrachten und des Nachts die rauschenden Wasserfälle der unten liegenden Staiert'schen Mühle hörten. Ich sehe noch vor mir das Zimmer mit dem gläsernen Karpfen auf dem Schranke, den ich so oft bewunderte. Noch steht er vor mir der süß lächelnde Kreissecretär Zepf, wie er mir Haller's Restaurationstheorie als ein nothwendiges Regenerationsmittel der Christenheit vordemonstrirt, über Wessenberg comme il faut schimpft und sich seiner Stiftung der Kreuzpartikel in der Stadtpfarrkirche rühmt, die Bas Gothe, wie sie ihre durch Gicht gekrümmten

Greisenfinger mir entgegenstreckt und ein kleines Andenken für die Vakanz in die Hände drückt, die blinde Schwester Zepf's, Josephine, die mit ihrer süßen melodischen Stimme, ohne mich zu sehen, erzählt, wie sie mit dem Bruder Kreissecretär nach Maria Einsiedeln wallfahrtete zum Wiedergewinn des Augenlichts, dann gegenüber in derselben Straße der alte ehrwürdige Kreishauptmann v. Bömble, dessen ältester Sohn von meinem Oheim unterrichtet wurde und dessen jüngster Sohn nachmals Postsecretär, in unserem Hause zu Freiburg wie ein Familienglied ein- und ausging. Am Eckhause der Straße, die auf der einen Seite durch das Thor zum Markte und der Kirche und auf der andern zum Seminar führt, sehe ich noch den alten lieben freundlich lächelnden Onkel Kreisrath und seine zankende bigotte Frau, mit ihrer Gewandtheit im Medisiren. Ich sehe sie vor mir die alte zwergähnliche Base Bumüller und ihren Bruder, den terminirenden Kapuzinerzwerg. Ich sehe sie alle, die Vettern und Basen, wie sie sich tituliren, beim Ein- und Ausgang um den Vortritt certiren gleich der Frau Oberfloß- und Fischmeisterin Brendel und der Frau Stadtaccisecassaschreiberin Morgenroth in Kotzebue's Kleinstädtern, wie sie einander vor Devotion nicht zur Thüre hinausgehen lassen wollen. Sie sitzen in der Dämmerung und sprechen von den bösen theueren Zeiten. Da läutet die Abendglocke am Donnerstag, den Angstschweiß Christi im Garten Gethsemane verkündend. Die bösen Zungen, die über einen Freigeist lästerten oder die neue Haube einer Nachbarin rügten, verstummen, man erhebt sich und betet. Der Hausherr oder die Hausfrau sagt: „Wünsche allerseits einen guten Abend", und das Geschnatter wird fortgesetzt. Ich sehe vor mir zwei junge Studenten, die, zwei Stunden lang im Regen mit blauen Hosen reisend, sich förmlich blau färben und dann so lange warten müssen, bis sie ihre am Ofen getrockneten Beinkleider wieder anziehen können, wie sie vom Daisendorferthore in Meersburg aus rechts den Berg hinauf wandern und die alte Großmutter und den jüngeren Bruder meiner Mutter, den Onkel Kaplan in dem nahen Pfarrdorfe Kippenhausen besuchen. Da kommt uns die Großmutter entgegen und erzählt von den Sternen und dem Monde, in die sie Stundenlang des Nachts sieht, um dort die Lieben zu suchen, die sie auf der Erde verloren hat; denn sie glaubt an den Zug der Seele zu den Sternen. Da legt sie mir ihr altes Türkenbuch mit den Bildern vor, sie kennt alle Gassen in Konstantinopel, den Beglerbeg von Rumelien und Natolien, den Kisslar Aga, den Kapudanpascha, den

Mufti, die Imams und wie sie alle heißen. Da führe ich sie am Arme zu dem Dekan; denn sie ist stolz darauf, am Arme eines künftigen geistlichen Professors zu gehen. Der Onkel Kaplan holt der Mama Eier und Fleisch in einem benachbarten Dorfe, wenn er seine Frühmesse gelesen hat, und nennt den Mond Mamas Galanten. Im Schlafzimmer sind die schönen, gestickten Vögel unter Rahmen, die uns anzuzwitschern scheinen; wir springen in dem mit der Kaplanei verbundenen Torkel herum, führen Krieg mit dem Onkel Kaplan, brauchen Rebstecken als Waffen, schließen Frieden und schöpfen mit Nußschaalen den süßen Most aus dem Gemeindezuber. Da waren einst mein Vater und meine Mutter im Kaplaneihause selig und schlossen den Seelenbund für's ganze Leben. Ich gehe mit dem Onkel Kaplan nach dem nahen Kirchberg, dem jetzigen am See gelegenen Lustschlosse des Prinzen Wilhelm. Noch wohnten in ihm, der aufgehobenen Benedictinerabtei, der kleine Abt, der eine silberne Kugel an einer Kette im Munde tragen mußte, die Volubilität der Zunge zu erhalten, eine Kugel, welche die Damen nicht nöthig haben, und der große Ordensbruder neben ihm, beide in Benedictinertracht. Wir essen, trinken, beten mit ihnen und gehen nach Hause zur Großmutter, und, als der Onkel Kaplan später nach Allensbach kam und die Großmutter mit ihm ging, da reisten wir wieder zu ihnen in der Ferienzeit, fuhren nach Reichenau und von da zum Arenenberg. Wo sind jetzt jene Vettern und Basen, alle, die Onkel und Tanten, die Großmutter und alle die lieben Menschen, die wir da sahen? Sie sind alle Asche und wenn wir, jetzt Greise geworden, damals junge Studenten, verschwinden, dann bleibt kaum ein Name von ihnen übrig. Und doch schlugen so warme, so treue, so fromme Herzen in ihnen!

Ich ging über den Schloßplatz. Das Gras wuchs zwischen den Pflastersteinen heraus. Da stand das so genannte neue Schloß, die Residenz der Bischöfe von Konstanz. Schon lange war mit Dalberg die Reihe der Bischöfe von Konstanz geschlossen. Das schöne Haus stand leer. Die Gobelintapeten waren vergilbt, Böden und Möbel vom Zahn der Zeit zernagt. Nichts erinnerte mehr an jenen Gründer des Schlosses, an jene Zeit, in welcher der stolze Bischof Anton Freiherr von Sickingen-Hohenburg (1743—1750) den Grund zu diesem Baue gelegt hatte. Es war nun öde, wie jenes alte, 1508 erweiterte Schloß mit seinen vier Thürmen, zu welchem in der Nähe der Mühle die Zugbrücke führt. Nur ein Hausmeister hütete das leere, jetzt großherzogliche Eigenthum, und an das einstige Leben der Bischöfe

in diesem Palaste erinnerte nur noch am Sonntage die Messe des Hofkaplans von Gschwender, eines so genannten sacerdos simplex, der zu Nichts Anlage besaß, als zum Messelesen. Jeden Sonntag war dieser Gottesdienst für die Vornehmeren der Stadt in der Schloßkapelle. Wie anders sah es hier aus, als noch die beiden wilden Brüder, die Freiherren von Rodt, ihre Sommerresidenz aufschlugen. Der alte Franz Conrad von Rodt (1750—1775) zog damals 1758 zur Wahl des Papstes Clemens XIII. nach Rom und die Meersburger sagten, als er auf einem Esel über die Alpen zog: „Des Kardinals Esel kömmt als Esel von Rom zurück". Da glänzte es von Gold und Herrlichkeit in den Sälen des neuen Schlosses, Kammerherren, Hofjunker und Lakeien gingen hin und her. Der Kardinal hatte seine Freude an zerstreuenden Vergnügungen aller Art. Da standen auf dem Schloßplatze unten vor der dicht gedrängten Menge die Läufer des Kardinals in weißen Jacken und weißen Beinkleidern, mit bunten Bändern geziert, einen Stab in der Hand, und warteten auf das Signal, auf dessen Ton sie vor dem reich vergoldeten, mit sechs Pferden bespannten Wagen Seiner Eminenz herlaufen sollten. Wenn es einer lange in dieser Kunst trieb, dauerte es 10 Jahre; dann starb er an der Lungensucht. Da besuchte der Kardinal den gefürsteten Abt in Salem oder den Abt in Kirchberg. Nichts erinnert jetzt mehr an das ausgestorbene Geschlecht der Rodte als das Naturalienkabinet in Karlsruhe, das von Bischof Maximilian von Rodt (1775—1800) angelegt wurde. Ich wendete dem Schlosse den Rücken und ging durch das dem Marktthore gegenüber liegende erste und zweite Portal, da stand auf einem freien Platze, auf dem vom Ufer steil emporragenden Felsen das Priesterseminar vor mir, der Stadt zugewendet, mit der Hauptfaçade gegen den See. Ich brauchte es nicht mehr mit beklommenem Herzen zu betreten, wie früher. Die Zeiten waren — Dank dem aus dem Reformationszeitalter hervorgegangenen Fortschritte — vorbei, wo man in Meersburg unter der Regierung des Bischofs Hugo von Hohen-Landenberg den Ketzer aus Lindau, den Pfarrer von Bodmann, Huglin, 1526 verbrannte und dem als löblich geltenden Act einer meiner Vorfahren, der Vogt von Reichlin-Meldegg assistirte. Auch jene Zeiten waren dahin, da der Bischof Freiherr Johann Franz von Schenk-Stauffenberg 1735 dieses Seminar gründete und zum Erstenmale mit Alumnen nach der Vorschrift der Trienter Kirchenversammlung besetzte. Ein neuer Geist wehte in diesen Mauern seit 1800, seit der Regierung

des letzten Fürstbischofs von Konstanz, des edeln Freiherrn von Dalberg und seines Coadjutors und Bisthumsverwesers Ignaz Heinrich von Wessenberg.

Trotzdem war der Augenblick, in dem ich die Schwelle des Seminars überschritt, für mich ein harter und schmerzvoller. Ich mußte mich von meiner lieben Mutter trennen, die seit dem Tode meines Vaters mein Leben, mein Glück, mein Alles war. Der Entschluß war gefaßt; ich zog an der Klinke. Grell tönte der Schall der Glocke durch die weiten Räume des Seminars. Der Pförtner erschien und öffnete. Mir wurde im dritten Stocke der gegen die Stadt gekehrten Seite ein besseres Zimmer angewiesen, wo ich meine Bücher und mein Gepäck unterbrachte. Ich meldete mich bei dem Vorsteher der Anstalt, dem Regens. Ich hatte meine Sutane angezogen, den schwarzen Talar. Er empfing mich, den von Wessenberg Empfohlenen, mit Zuvorkommenheit Der Regens hieß Herz, und war damals geistlicher Rath und Stadtpfarrer in Ueberlingen. Die Pfarrei ließ er durch einen Stellvertreter während seiner Abwesenheit besorgen. Er war früher Capuciner, nach Aufhebung des Klosters ein gebildeter Weltgeistlicher. Damals etwa ein Fünfziger, war er eine hohe, imponirende Gestalt. Sein Gesicht war hochroth und man schrieb dieses Aussehen seiner Liebe zu geistigen Getränken bei. Seine Haushälterin kam von Zeit zu Zeit von Ueberlingen, seinem Pfarrsitz, in das Seminar. Es wurde darüber allerlei unter den Alumnen gemunkelt. Herz war gegenüber den Zöglingen des Seminars abgemessen und ziemlich zurückhaltend. Näher stand ihnen und wahrhaft befreundet dagegen war der liebenswürdige Subregens Michel. Er war früher Hofmeister in Wien, hatte, wie es schien, das Leben genossen, und war durch das Studium der Philosophie ein vollendeter Zweifler geworden. Der Zweifel führte ihn nicht zum Weiterforschen, sondern zum Glauben, für den er allein den felsenfesten Anker in der katholischen Kirche fand. Er war in der Lehre und in der That ein Mann der christlichen Liebe. Sein Aeußeres war einnehmend. Er war ein kleiner, untersetzter Mann mit blonden, auf die Schultern herabwallenden Haaren, mild blickenden, himmelblauen Augen, einer sanften Röthe auf den Wangen. Nur Eines fehlte ihm, die praktische Klugheit. Daher konnte er den Seminaristen nicht imponiren und sprach oft wegwerfende Urtheile über das junge schöne Geschlecht, welche die Alumnen zur Bemerkung veranlaßten, er müsse hier viele Er-

fahrungen gemacht haben. Er begleitete die Alumnen auf allen ihren Spaziergängen in das Freie und sprach dabei gern und viel. Ich fühlte mich sympathisch zu ihm hingezogen. Er trat mir mit unveränderter Liebe und Heiterkeit entgegen, als er mir später, nachdem er eine Pfarrei erhalten hatte, nach meinem Uebertritte in Freiburg auf der Straße begegnete. Ihm war das Christenthum kein politisches System, wie manchem Nichts glaubenden Katholiken, sondern eine Religion der Liebe.

Besonders befreundet war ich dem Seminarssecretär Baier. Er war der Einzige, den ich schon in den Jahren der Kindheit kennen gelernt hatte. Er studirte in Freiburg, arm und mit geringer Unterstützung, besuchte unser Haus und war mein erster Lehrer (vor Strohmeier) auf der Flöte. Baier, der Sohn eines Landbaumeisters in Reichenau, hatte — vielleicht eine Folge der Nahrungssorgen in der Studienzeit — ein kränkliches Aussehen und eine schwache, angegriffene Stimme. Er hatte die Stadtpfarrei von Meersburg, wurde später Stadtpfarrer bei St. Martin in Freiburg und starb auf einer von ihm gewünschten Landpfarrei in der Nähe dieser Stadt. Die Zurückgezogenheit und das Stillleben waren für ihn immer ein Bedürfniß. Zu ihm hatte ich das meiste Vertrauen, ihm legte ich die beim Eintritte in das Seminar oder vor dem Austritte vorgeschriebene Generalbeichte ab. Denn vor einer so lieben und guten Seele konnte ich mein ganzes Leben mit festem Vertrauen vorübergehen lassen. Er hielt im Seminar keine Vorträge. Mit Gewissenhaftigkeit und genauer Pünktlichkeit verwaltete er den Seminariumsfond.

Lehrer der Alumnen waren Herz, Michel und der Repetent Fink. Der letztere war ein sanfter, aber weniger zugänglicher Charakter, der mehr in sich, als außer sich lebte. Seine Vorträge waren von Begeisterung getragen, mit einem Anfluge von Pietismus und Mystik. Auch sein Aeußeres verrieth diesen Charakter. Herz hielt regelmäßig jede Woche in dem Hörsaale des Seminars einen erbauenden, an das Gewissen der Alumnen gerichteten Vortrag, wobei er nicht selten in Thränen ausbrach. So beschwor er uns, in dem schönen großen Seminariumsgarten, von welchem wir die Aussicht auf den See hatten, ja kein Obst zu brechen, und nannte das Diebstahl. Ein vorlauter Seminarist sagte nach dem Vortrage: „Er heult wieder. Das Geld für das Obst soll in den Seminariumsbeutel und man gibt uns dafür eine schlechte Kost". Die Alumnen konnten der Ver-

suchung nicht widerstehen, zwischen reifen Kirschen, Aepfeln, Birnen und Trauben zu wandeln und, wie Tantalus in der Unterwelt, sie nicht zu berühren. Sie waren ja nicht im Tartarus, sondern im Seminar und aßen trotz aller Thränen des Regens darauf los, so daß das Herbsten nicht mehr nöthig war. Die sonderbarste Figur von einem Seminariumslehrer war der Pfarrer Honstetter. Er war zur Strafe seiner Sünden — man bezeichnete seine Trunkenheit als eine solche — in das Priesterzuchthaus oder so genannte Diskolor verwiesen. In sonderbarer Weise war dieses in dem gleichen Gebäude, in welchem die Alumnen, die künftigen Seelsorger des Landes, gebildet werden sollten. Man hatte es in dem vierten Stocke unter dem Dache angebracht. Die Priesterzüchtlinge wurden in ihren Kammern eingesperrt, durften keinen Spaziergang, nicht einmal im Garten machen und mit Niemand verkehren. Sie ließen manchmal, wenn Niemand um die Wege war, kleine Briefchen an Bindfäden zu unsern Fenstern herunter, worin sie uns Nachricht gaben und auf demselben Wege Antworten empfingen. Unter ihnen war ein ehemaliger Mönch, dem man früher im Kloster glühende eiserne Kugeln unter die Achseln gebunden zur Strafe fleischlicher Vergehen, und der ganz zum Krüppel geworden war. Ein Anderer mußte, da er keinen Spaziergang machen konnte, täglich mediciniren. Honstetter hatte es besser, er war im Sommer nicht oben im Priesterzuchthaus, sondern unter uns Alumnen und unser Lehrer. Denn das übermäßige Trinken schien kein so großes Verbrechen, als die Sünde gegen das sechste Gebot. Er war unser Lehrer in der eigentlichen Praxis des Gottesdienstes. Er betrachtete seinen Gegenstand als eine Art von Handwerk. Im Zimmer war das Werkzeug dazu, vor Allem ein hölzernes Kind, das viele Einschnitte von den Messern muthwilliger Seminaristen hatte. Da lernte man das Salz brauchen und das Wasser dem Kinde auf den Kopf gießen und die dazu nöthigen Formeln. Dann mußte die Figur auch wieder als kranker Mann herhalten und man lernte die letzte Oelung daran. Auch an einem Altare, einem ungeweihten, wurde Messe gelesen. Honstetter zeigte uns die Ceremonien, den Gebrauch der Hostie und des Kelches. Nachdem er gesprochen hatte: „Es gilt aber nicht", wurde die Ceremonie der Wandelung vorgenommen. Daß man bei den Messen zu Ehren einer heiligen Jungfrau, eines Märtyrers oder Bekenners das credo nicht beten durfte, brachte er in den Memorialsatz: „Muk non credit". M bedeutet nämlich Martyr, U, das latei-

nische V virgo, K das lateinische C Confessor. Ebenso übte er uns im Diaconiren, Subdiaconiren, rechts und links Treten, Rauchfaß-schwenken, Pluvial- und Casula-Brauchen, Singen u. s. w. Auch nicht einmal wurde auf die tiefe und schöne symbolische Bedeutung der Ceremonien hingewiesen, wovon der trinklustige Priester natürlich keine Ahnung hatte. Die Schüler konnten es damals unter seiner Leitung nur treiben, wie er es trieb, als ein Geschäft für das tägliche Brod. Ich hatte das Levitenamt nur einmal und auch da machte ich es falsch; denn ich ging als Subdiacon dem Celebranten zur rechten Seite, wohin der Diacon gehörte. Das Konstanzerritual hatte zwar Vieles gebessert, aber es gehörte noch Manches hinweg, das stehen geblieben war. Wie konnte Herr von Wessenberg die Beseitigung wagen, ehe er wirklich Bischof war, da man in Rom jesuitische Anklagen genug durch den Nuntius in der Schweiz gegen ihn vorgebracht hatte?

Ich erschrak, als ich zum Erstenmale meine künftigen Collegen, die Alumnen, sah, von denen ich manche aus den Universitätsjahren her persönlich kannte. Sie erinnerten mich in ihrer Kleidung und ihrem Aeußeren an jene Libertiner in den böhmischen Wäldern unter Moors Anführung. Da war die kunterbunteste Kleidung. Jeder trug sein schlechtestes Kleidungsstück, alte zerrissene oder beschmutzte Röcke, Westen, Beinkleider. Erst, wenn die Glocke erschallte zu Tische oder zur Lehrstunde, und vor Allem, wenn ein fremder angesehener Gast kam, dem man vorgestellt wurde, zog man mit Blitzesschnelle die Sutane an, die schon im Voraus bis oben an die Brust zugeknüpft war, so daß man in einem Hui hineinkriechen konnte, noch schneller, als die preußischen Soldaten ihr Gewehr präsentiren. Da man manche freie Stunde hatte, lungerte man in der genannten nicht geistlich aussehenden Kleidung im Garten herum und griff nach den vom Regens verbotenen Früchten. „Nitimur in vetitum sagte einer der Seminaristen, die Rede des Regens macht uns Appetit". Da wurden oft sonderbare Gespräche geführt. So bemerkte einer der gescheitesten Köpfe unter den Alumnen, dessen Glaube übrigens nicht zu den festen gehörte, und der einen kleinen, unansehnlichen Körper mit einem ordentlichen Höcker besaß: „Wenn man vom Seminar bis zum Ende des Gartens eine Rennbahn eröffnete und als Siegespreis demjenigen, der zuerst an's Ziel käme, eine junge schöne und reiche

Frau zuerkennen würde, bliebe wohl einer von Euch zurück?" Sie schwiegen Alle, und ich dachte: „Qui tacet. consentire videtur".

Im Refectorium oder dem Speisesaale erhielten die Alumnen des Morgens keinen Caffee, während er mir auf meinem Zimmer gereicht wurde. Jeden Donnerstag erhielten sie eine Mehlsuppe und einer der Hauptbegründer des Seminars, dessen Bildniß im Eßsaale war, wurde der „Mehlsuppenstifter" genannt, dem sie manchmal ein spöttisches Hoch ausbrachten. Die Dicke der Suppe wurde dadurch geprüft, daß sie auf die große Schüssel mit ihren Löffeln warfen, welche in der Suppe — das war das testimonium ihrer Güte — stecken blieben. Es war eine lange Tafel, an welcher alle Alumnen aßen. Ein besonderer Tisch war oben im Saale angebracht, an welchem die Priester saßen und an welchem auch ich aus besonderem Vorzuge Theil nehmen durfte. An diesem Tische waren der Regens, der Subregens, der Seminariumssecretär, der theologische Repetent, Geistliche, welche zufällig das Seminar besuchten, und, wenn er für das Seminar gebraucht wurde, der schon genannte Hofkaplan und sacerdos simplex v. Gschwender. Bei Processionen auf das Feld mußte er manchmal functioniren oder Messe lesen. Seine Stimme hatte ein eigenthümliches kreischendes Lallen. Er konnte manche Worte nicht recht aussprechen. Wenn er aus dem Evangelium die Strafen der Hölle herunterfang, hieß es: „Dort wird Heulen und Zähnklamperen (Zähnklappern) sein". Man steckte ihn einmal in ein Bärenfell und führte ihn als Tanzbär auf einen Maskenball, wobei der Bärenführer ihn in seinen Tanzübungen gehörig maltraitirte. Er war übrigens bei Tisch sehr lustig und man hatte manchen Scherz mit ihm. Die Priestertafel, an der ich aß, war ausgezeichnet und manche Speisen waren so zubereitet, wie man sie kaum in den ersten Gasthöfen besser erhalten kann, der Seewein war gut. Anders verhielt es sich mit der Tafel der mit uns gleichzeitig essenden Alumnen. Die Speisen wurden unreinlich gekocht. Oft klagten sie mir, daß sie in den Gemüsen Maikäfer, Würmer und andere nicht sehr appetitliche Gegenstände fänden, das Fleisch, das aus Meersburg geliefert wurde, war sehr oft nicht frisch und man konnte es an unserem Tische riechen. Ich sagte nichts, weil die andern Priester nichts sagten und diese sagten nichts, weil der Regens nichts sagte. Die Seminaristen reichten eine Klage beim Regens ein, aber es wurde auch nachher nicht viel besser. Einer der Alumnen, der zugleich Dichter war und später

auch wirklich artige Gedichte drucken ließ, ein blühender, kleiner Mann, galt bei uns als Hofmacher der Köchin und verdankte ihr manchen guten Bissen. Eine Hauptbewegung fand unter den Alumnen jeden Tag bei der so genannten Vesper statt. Alles stürzte, was Alumnus hieß, auf den Schall der Vesperglocke in die Emporkirche des Seminariums. Dort war in der Mitte der vordern Seite die gegen die Kirche stehende Orgel angebracht, rechts und links waren Gitter, so daß uns das in der Kirche befindliche Publikum nicht sehen, wohl aber von uns gesehen werden konnte. Schnell wurden die Breviere herausgezogen und das Gebet herunter zu haspeln angefangen. Man kann es nur haspeln nennen, denn es ging so unglaublich schnell, daß kein Hörer die Worte oder auch nur die Sätze unterscheiden konnte. Da wurde mit der Eisenbahnvirtuosität eines amerikanischen Eilzuges herunter gebetet:

Quis est iste rex gloriae? Dominus fortis et potens,
dominus potens in proelio,

oder

Circuit sicut leo rugiens in deserto, quaerens, quem devoret, tu autem domine miserere nobis. Die Vesper war zu Ende. Nun ging erst das Stürmen los. Es handelte sich aber nicht um die Eroberung einer Burg, sondern um den Vespertrunk. Da stand der schlaueste aller Seminariumsbewohner, der Seminariumsdiener und geistliche Figaro, das kleine Männchen Jacob, und füllte die Vesperkrüge. Ein Krüglein enthielt anderthalb Schoppen. Auf das „Dixit dominus domino meo: Sede a dextris meis, donec ponam inimicos tuos scabellum pedum tuorum“ folgten nun andere Ergüsse oder vielmehr Eingüsse vor dem erhabenen Bilde des Mehlsuppenstifters gegenüber der Lehrkanzel — denn diese war im Refectorium. Da waren die Herren, die einander zur Rechten saßen, die lustigen Alumnen, der zu bekämpfende Feind war Jacob; denn er hatte den gemessenen Befehl, das Krüglein nur einmal zu füllen, und leider war es nicht der Oelkrug der Wittwe von Sarepta. Aber Jacob war auch kein Jakob, ungeachtet dieser, der dem Esau das Erstgeburtsrecht abstahl, doch gerade auch nicht sündlos war. Jacob hatte viel Mitleid, wenn er Geld sah, und gute Worte hörte. Manchmal wurden die Bierkrüglein wieder gefüllt. Ich natürlich, der ich weder Wein noch Bier trank, hatte das Zusehen. Am Tage studirten die Alumnen in einem gemeinsamen Zimmer, jeder hatte sein Stehpult, sie hatten

jeden Tag über eine Stelle der heiligen Schrift eine Meditation einzureichen. Actenstöße von Meditationen lagen zur Revision des Subregens oder Repetenten da. Wie viele Stellen wurden da aus andern Erbauungsbüchern abgeschrieben; denn nach dem Vespertrunk war man nicht immer in religiöser Stimmung.

Man veranstaltete einmal eine Ausfahrt auf dem See nach der gegenüber liegenden Insel Mainau, dann wieder Spaziergänge nach dem eine Viertelstunde entfernten Glaserhäuschen. Es war dieses ein noch jetzt bestehender Vergnügungsort, der schönste bei Meersburg. Der Weg führt durch ein auf einer Anhöhe am See gelegenes Wäldchen. Man genießt hier in dem das Haus umgebenden Garten oder von den Fenstern des Hauses aus die herrlichste Aussicht auf den Bodensee. Hier wurde dann collationirt. Der Begleiter war regelmäßig der Subregens Michel. Regelmäßig aber und am häufigsten wurden Spaziergänge gemacht, die ein Seminarist zwecklos nannte, weil man nicht in's Wirthshaus ging und auch hier war der Subregens dabei. Es geschah dies wöchentlich mehremal in den Sutanen, runde modische Hüte auf dem Kopfe. Jeder Seminarist durfte mit Erlaubniß des Regens seine Bekannten und Verwandten in der Stadt besuchen, doch nur unter der Controle eines zweiten, ihn begleitenden Seminaristen. Auch hier wurde bei mir eine Ausnahme gemacht. Ich konnte allein gehen. In der Stadt lebte in der Seitenstraße des Schloßplatzes, welche zur Steig hinunterführt, mein Vetter, der Kreissecretär Zepf. In seinem Hause sah ich, wie ich schon oben erwähnte, seine blinde Schwester Josephine und die Bas Gothe, die Schwester meiner Großmutter, die bei ihnen in Wohnung und Kost war, ein altes freundliches, contractes Mütterchen. Wir tranken da Caffee im Staatszimmer mit dem gläsernen Karpfen. Der Vetter Kreissecretär pries den Restaurator Haller aus den alten Zeiten und seufzte über Wessenberg und die Freigeisterei. Die andächtigen Damen stimmten ein. Ach, wenn sie später von meinem Uebertritte gehört hätten! — sie sind vorher dahingegangen — sie hätten mich für den Antichristen gehalten, und würden, wenn sie es könnten, sich vielleicht jetzt noch im Grabe umkehren. Aber sie waren ja meine lieben Verwandten, herzensgut und meinten es gut, obgleich der Regens jedesmal ein saures Gesicht machte, wenn ich den ehemaligen Secretär des schwäbischen Kreises, meinen Vetter Zepf, besuchte. Bei Tische nannte jener ihn so, daß ich es hören konnte, einen Kreuzpartikeljäger.

Dann ging es auch zur Tante Leuthin, geb. Binder, in ihr Eckhaus am Schloßplatze beim Eingange in das Marktthor. Ach, der liebe, gute Onkel war in Konstanz gestorben und die Tante, viel älter, als er, hatte ihn überlebt. Sie quälte ihn mit Eifersucht, so daß er oft bei meiner Mutter darüber weinte. Dabei war sie eine hohe Patronin der geistlichen Herren und zog ihre Verwandten im Leben und nach ihrem Tode testamentarisch unserer Familie vor. Man erzählte sich, sie habe bei Lebzeiten einen großen Theil ihres Vermögens der Kirche geschenkt. Als künftigen Geistlichen empfing sie mich natürlich freundlich, aber gemessen. Man konnte bei ihr niemals warm und herzlich werden. Sie hatte nie Kinder gehabt und war an das Leben, nicht der Wald- sondern der Beteinsamkeit gewöhnt. Meine gute Großmutter lebte im fernen Allensbach und starb nicht lange nachher im hohen Alter (1824). Noch erinnere ich mich, wie die Mutter mit dem Postwagen von Konstanz kam, wo sie im nahen Allensbach ihre kranke und sterbende Mutter gepflegt hatte, wie wir Kinder draußen vor dem Schwabenthor beim Gasthause zum Schiff auf sie warteten, wie sie herausstеigend unter Thränen uns zurief: „Kinder, die Großmutter ist todt". Weinend ging ich mit der Mutter und den Geschwistern nach Hause. Das Andenken der lieben Großmutter bleibt uns unvergeßlich. Darum hatte ich auch nicht besonders viel, was mich aus dem Seminar zog, und meine Stadtbesuche waren selten. In meinem Zimmer konnte ich die Seminaristen nicht abweisen. Da blieb keine Zeit zur Arbeit übrig. Mit Ausnahme meiner Meditationen und der Predigten, die ich zu halten hatte, oder der Vorlesungen, die man hören mußte, konnte man bei den Störungen durch die Alumnen zum ernsten Forschen nicht kommen. Das Heimweh quälte mich. Wie freute ich mich, wenn ich in meinem kleinen Schreibkalender wieder einen Tag streichen konnte!

Jede Woche hatte abwechselnd nach alphabetischer Ordnung ein Seminarist seinen so genannten Hausdienst. Der damit Betraute hieß Hebdomadar. In gleicher Weise hatte auch während des Essens jeder Alumnus auf der im Refectorium angebrachten Kanzel ein erbauliches Stück vorzulesen oder eine Homilie zu halten. Daß man einem solchen Vortrage keine Aufmerksamkeit schenkte, ist selbstverständlich. Man aß und trank; die Löffel, Gabeln und Messer klirrten. Der Hebdomadar aß nach gehaltenem Vortrage, er suchte daher möglichst schnell zum Ziele zu kommen. Ich habe das Zweckmäßige dieser Sitte nie eingesehen. Hausknechtsdienste sollte kein gebildeter Mann verrichten

und beim Tiſche predigen iſt gewiß nicht am Platze. Unter den Geſchäften des Hebdomadars war das Amt des Orgelblaſebalgtreters. Gewiß iſt dieſes unter allen für den künftigen Seelſorger denkbaren Geſchäften das unwürdigſte. Da ich von Allen wegen meiner Befreiung von dieſen Dingen und wegen meiner ſonſtigen Vorzugsrechte ziemlich neidiſch angeſehen wurde, ſo verlangten ſie immer auch von mir das Treten des Blaſebalges. Ich ſchrieb eine komiſche Abhandlung über die Zweckmäßigkeit einer ſolchen Beſchäftigung für künftige Prieſter und übernahm einmal zum Scherze ſelbſt jenes Geſchäft.

Die muſikaliſchen Seminariſten bildeten eine eigene Kapelle, welche die Hochämter begleitete. Ein Seminariſt, der Sohn eines Schulmeiſters L . . ch, eine rohe, ungeſchlachte Natur, übernahm die Leitung. An Weſſenberg's Namenstag wurde ein Hochamt gehalten, und in einem Geſange der Seminariſten, den ein Schmeichler dichtete, auf ſeinen Namen und auf die Deviſe des Weſſenberg'ſchen Wappens angeſpielt. Die Stelle lautete: „Weſen iſt's, kein Schein, ein Berg, recte fortiter"! Unſere Predigten hielten wir in den umliegenden Pfarrdörfern. Ich hielt meine Predigt in dem Wallfahrtsorte Baitenhauſen. Wenn die Nacht hereinbrach, abwechſelnd nach der Jahreszeit, um 8—9 oder 10 Uhr, wurden die Lichter für die Alumnen gelöſcht. Im obern Stocke war der Schlafſaal. Da waren die Betten zuſammengepfropft. Vom Plafond hing eine kleine Laterne mit einem Talglichte herunter. Wenn die Stunde ſchlug, kam der Hausdiener und löſchte ſie aus. Von einem nächtlichen Studium war keine Rede. Man mußte ex officio ſchlafen. Ich, der ich mein beſonderes Zimmer hatte, konnte mein Licht brennen laſſen, ſo lange ich wollte. Das benutzten Freunde und brachten oft noch mehrere Stunde des Nachts in meinem Zimmer zu. Wir ſuchten uns die Langeweile durch unſchuldige Scherze zu vertreiben. Ich hatte den kühnen Einfall, im Seminar ein Marionettentheater zu gründen. Der Vorſchlag des Licentiaten wurde mit Jubel aufgenommen. Zum Theaterſaale erkoren wir ein altes verlaſſenes Dormitorium des dritten Stockes und zur Bühne eine alte leere Bettſtelle. Die höchſte Wand derſelben wurde die Vorderſeite des Theaters, an den Zapfen rechts und links wurden Proſceniums-Couliſſen angebracht, darüber ein Bogen geſpannt mit der Ueberſchrift: „Privilegirtes Marionettentheater". An dem Bogen hing ein Vorhang herab, den man auf- und nieder ziehen konnte, an der entgegengeſetzen Seite der Bettſtelle wurde

ein Hintergrund angeklebt und durch einen angebrachten Boden und Schieber der Gebrauch verschiedener Hintergründe ermöglicht. Das Ganze sah vollkommen einem Marionettentheater auf Jahrmärkten ähnlich; es war von allen Seiten mit Tüchern umgeben, so daß der Spielende ungesehen agiren konnte. Noch fehlten die Puppen. Einige Alumnen verstanden das Schneidern besser, als die Ketzergeschichte. Auch die Herren unter den venetianischen Bleidächern zur Strafe ihrer Sünden eingesperrt, hatten Zeit genug mitzuwirken und ließen ihre mit Dank acceptirten Materialien an Bindfäden herunter. Mit allen diesen Vorarbeiten hatte ich nichts zu thun. Ich gab mich nur zum Schauspieler her. Wir hatten bald das Personal beisammen, einen Hanswurst oder Kaspar, seine liebenswürdige Grethe, den Ritter und das Ritterfräulein, den Bösewicht, den zärtlichen Vater und die zärtliche Mutter, den Teufel mit rothen Augen und Zunge, pechschwarz, mit Schweif und Hörnern, und im Don Juan den Tod als steinernen Gast. Die musikalischen Alumnen bildeten das Orchester für die Zwischenacte. Unser Stück begann. Don Juan, Schauerstück in fünf Acten, wurde aufgeführt. Es war herzbrechend, als der Tod vor den Hanswurst hintrat und sprach:

„Ich bin der Tod, der Menschenfresser—er—er",
worauf Kaspar erwiederte:
„Geh' du zum Teufel! Das ist viel besser—er—er".
Hans und Grethel tanzten den Kehraus.
Hans sang:
„Grethel, du mein lust'ges Leben, du speckfettes Ganserl",
Grethe erwiederte:
„Laß dir auch ein Bußerl geben, zuckersüßer Hansel!"

Beide zusammen:
„Lieb' mich ganz allein,
Laß mich dir befohlen sein!
Ei ja! Ei ja! Ei ja!"

Das ganze Alumnat war versammelt. Auch das dienende Personal des Seminars war anwesend. Kaspar und Grethe waren im schönsten Zuge. Da riß man die Saalthüre auf. Auf der Schwelle stand Subregens Michel mit vom Zorne gerötheter Stirne. Seine Donnerstimme ertönte gegen den armen Hanswurst, während ich ihn unsichtbar

hinter der Bettstelle leitete: „Das ist unverschämt, unanständig, besonders jetzt, wo man sich zur Priesterweihe vorbereitet!" So donnerte es an die tauben Ohren des Hanswursts und die des unten in der Bettlade steckenden Licentiaten. Der Arme hatte sich als Licentiat auf den horazischen Spruch verlassen:

Pictoribus atque poëtis
Quidlibet audendi semper fuit aequa potestas.

Der Subregens kümmerte sich nichts um Horaz und raste, augenblicklich solle dieses Theater geschlossen werden. Er schlug die Thüre zu. Der Vorhang des Theaters fiel. Ich hatte die Kühnheit, ihn wieder aufziehen zu lassen. Kaspar trat vor und mit entschuldigender Gebärde, die ich sehr beweglich agirte, ließ ich ihn sagen: Er bedauere in seinem und Grethels Namen diese unerwartete Unterbrechung. Das Stück würde zu Ende gespielt, man solle sich beruhigen, der Teufel werde wirklich noch den Don Juan holen. Allgemeiner Jubel. Das Auditorium blieb, die Musik erschallte. Das Stück wurde zu Ende gespielt. Der Regens war in Ueberlingen abwesend. Als ich des andern Tages an den Priestertisch kam, lag Unheil auf den Zügen meines Nachbarn, des Subregens, wie auf denen des Menelaus, als er die Helena von Troja nach Hause führte. „Kein erquicklich Wort ging über seine Lippen".

Quos ego — sed motos praestat componere fluctus

dachte ich. Ich kannte meine Pappenheimer und ging zum Regens, der inzwischen von Ueberlingen zurückgekehrt war. Der Regens lachte und meinte, er habe nichts dagegen, wenn sich die Seminaristen an einem unschuldigen Vergnügen ergötzten. Nun wurde das Marionettentheater wirklich privilegirt. Es wurde noch lange von mir fortgespielt und die Puppen als Heiligthum für den nächsten Cursus aufbewahrt. Die nach uns folgenden Alumnen setzten die Unterhaltung fort. Der in Munzingen bei Freiburg verstorbene Dekan und Pfarrer Fackler von Simonswald, ein Humorist, war nach mir der Acteur des Puppentheaters.

So lange ich im Seminar war, hatte Herr von Wessenberg uns nur ein einzigesmal besucht. Es hieß plötzlich eines Mittags, er sei von Konstanz angekommen. Wir schlüpften auf den Schall der Glocke in unsere Sutane und versammelten uns im Refectorium. Die Seminaristen sollten von ihm, wie es hieß, in der praktischen Theologie geprüft werden. Ich, als Licentiat, war davon ausgenommen und

hatte, an einer abgesonderten Stelle sitzend, die Annehmlichkeit des Zuhörens. Wessenberg, eine liebenswürdige, hoch gebildete, wahrhaft religiöse und zugleich poetische Natur, erschien. Er setzte sich neben den Regens nieder und begann damit, daß er sagte, man solle denken, er sei ein frommes, ehrliches, aber höchst abergläubisches und religiös scrupelhaftes Weibchen, beichte nun und theile seine Sünden und Zweifel mit. Wir sollten ihn beruhigen und seine Räthsel lösen. Der Gedanke war originell, noch origineller die Bedenken und Zweifel, die er in der gewissensängstlichen Seele des Weibes aufsteigen ließ. Auf jede Antwort eines Alumnus hatte Wessenberg eine neue Anfechtung des alten Weibes im Beichtstuhle vorzubringen. Das Frag- und Antwortspiel war eben so unterhaltend, als belehrend. Man konnte es keine eigentliche Prüfung nennen, aber es wurde dabei die praktische Befähigung der Alumnen musterhaft erprobt. Hatte doch jeder das Weiblein zu belehren. Dies war das einzigemal, daß wir Wessenberg im Seminar sahen.

Es rückte die Septemberzeit und mit ihr die Zeit der Priesterweihe heran. Ich war im 21. Jahre zu jung, um den Dispens zur Weihe zu erhalten. Doch wollte ich die Alumnen auf dieser Reise begleiten. Wir hatten keinen Bischof im Lande. Rom hatte ja Wessenberg nicht einmal zum Weihbischof gemacht. Man mußte sich also im Badischen für Firmung und Priesterweihe an den Bischof des nächstgelegenen Landes wenden. Dieser war der Bisthumsverweser in Württemberg, Johann Baptist von Keller, Bischof von Evara in partibus infidelium. Erst später bei der wirklichen Gründung des Erzbisthums Freiburg wurde Keller wirklicher Bischof von Rottenburg. Seine Hauptschwäche war Eitelkeit. Auf seinen Reisen begleitete ihn gewöhnlich sein Bruder. Als mich der Weihbischof später in Freiburg besuchte, wurde von dem Bruder die Thüre geöffnet und dabei mit lauter Stimme gerufen: „Seine Excellenz, der Herr Bischof von Evara"!

Nach Rottenburg am Neckar ging also unter Aufsicht des Regens die Reise. Wir kamen an, wir wurden in corpore von dem Regens dem Bischofe vorgestellt.

In der bischöflichen Kirche wurde die Priesterweihe ertheilt. (28. September 1822). Ich war voll Begeisterung für den hohen Beruf des Geistlichen. Man begann mit der Ertheilung der niedern Weihen, der so genannten ordines minores. Diese konnte ich, da

sie nicht an das Cölibatsgesetz gebunden waren, auch bei meiner Jugend empfangen. Ich erhielt sie mit den andern und wurde demnach Ostiarius, Lector, Exorcist und Akolyth. Als Ostiarius konnte ich die Kirchenthüren öffnen und schließen, als Exorcist den Teufel beschwören, wenn ein solcher vorhanden war, als Lector in der Kirche vorlesen, als Akolyth den Priester in der Messe bedienen und die Lichtstöcke tragen. Das hatte in den alten Zeiten, da diese Aemter wirklich existirten und mit heiliger Andacht verwaltet wurden, einen Sinn. Ich nahm sie in diesem Sinne und empfing mit gebührender Würde meine niedere Weihe. Der Ertheilung der drei höheren Weihen sah ich blos als stummer Zeuge zu. Die Alumnen erschienen in weißen langen weiten Priestergewändern, den Alben, mit einem Gürtel um die Hüfte gebunden. Sie erhielten knieend die Würde der drei höheren Weihen, des Subdiakonats, Diakonats und Presbyterats. Sie mußten sich zur Erflehung des heiligen Geistes, das Gesicht abwärts gekehrt, der Länge nach vor den Stufen des Altars auf den Boden legen. Endlich waren die Ceremonien vorüber und mit freudestrahlendem Gesichte gingen die Alumnen als Priester in die Heimath, um dort ihre erste Messe zu lesen. Unter ihnen war einer, Sebastian J . . . r, weil er sich nur an den vier Festen des Jahres wusch, der Saubasche von den Studenten genannt, gescheit, aber trinklustig und von keinem starken Glauben. Als ich ihn nach Beendigung des Weiheactes, der für mich ergreifend war, fragte: „Nun Bastian, wie ist dir jetzt?“ gab er zur Antwort: „Nicht einen Pfifferling anders, als vorher“. Ich trat als Akolyth meine Rückreise nach Freiburg an. Wie freute ich mich, meine liebe Mutter und Geschwister wiederzusehen, was ich in der Seminariumszeit ersparte, nach Hause zu bringen und nun ohne weitere Hindernisse einen neuen Berufskreis anzutreten. Am 22. October 1822 erhielt ich die Stelle eines Professors am Gymnasium zu Freiburg.

Die Freiburger Professorsjahre.

Als ich am vorhin genannten Tage im 21. Lebensjahre meine Professur antrat, war der Vorstand oder Präfekt des Gymnasiums Heinrich Schreiber, rühmlichst bekannt durch seine Geschichte der Stadt und Universität Freiburg und andere vaterländische historische Forschungen. Er hatte ein schweres Stück Arbeit; denn vor ihm war eine ziemlich

zucht- und ordnungslose Verwaltung eingerissen. Die Lehrer der Mathematik und des Französischen waren förmlich ein Gespötte der Schüler geworden. Der frühere Leiter der Anstalt, Präfekt Kefer, war zwar allerdings ein grundgelehrter, genauer Kenner Aegyptens und des Koptischen, sowie der griechischen Sprache, aber er war nicht der Mann, Zucht und Ordnung in eine Anstalt zu bringen, da er kaum in seiner eigenen Klasse, der obersten, dies durchzuführen im Stande war. Er war noch in dieser Klasse mein Lehrer gewesen und ich kann ihn darum aus Autopsie beschreiben. Mit Pathos las, übersetzte und erklärte er grammatisch seinen Homer. Aber die meisten Schüler waren nicht vorbereitet genug, um ihn zu verstehen, und die schwäbische Mundart Kefer's, die er auch in der Erklärung Homer's beibehielt, machte ihn lächerlich. Es wurden viele Allotria während seiner Erklärung getrieben. Eine Vorlesung desselben lautete etwa so: „Singe mir, Göttin, den Zorn des Peleiaden Achilleus, den verderbenden". Was isch jetzt au das wieder für a Lärm do hinte? — „der den Achäern tausend — eigentlich zehntausendfachen Jammer, Pluralis Schmerzen ἄλγε', accusatious pluralis, statt ἄλγεα verursachte — eigentlich setzte, ἔθηκε — Sie, saget Sie amol, was isch au das für e Zeit?"

Schüler: „Der zweite Aorist".

Kefer: „Warum nit gar? Satis sequens!"

der Nächste: „Das Perfectum".

Kefer: „Warum nit gar? Ja freilich. Sie habe wieder recht. Der erste Auriscbt isch's, τίθημι, ἵημι und δίδωμι sind Ausnahme, sie habe im erschte Auriscbt a Kappa. Ihr wisset aber Alle nix, als der Nokk, (später Hofrath und Lyceumsdirector in Freiburg) und der Reichle (meine Wenigkeit)".

Kefer: (im Homer fortlesend): „Viele hochherzige, eigentlich sehr muthige Seelen in die Schattenwelt schickte, sie selbst aber, die Achäer, als Beute hinwarf allen Hunden und Raubvögeln". — „Muß ma — oich wieder Hoi und Stroh gebe, daß ihr stampfe könntet wie d'Esel?" — Das ist eine kleine Probe seiner Lehrmethode. Kefer las auch Geschichte in einer originellen Weise. Er kannte nur zwei Pole, die der Liebe und des Hasses. Der Culminationspunkt seiner Liebe war Villingen — sein Geburtsort — er war der Sohn eines Schusters aus Villingen. Mit wahrer Begeisterung erzählte er von der frühern Garnison in Villingen, einer Reichsstadt, einer Festung, von ihrer Belagerung, von den Sitten und Gebräuchen der dortigen Einwohner. Zunächst an

Villingen standen in seiner Gunst die Pyramiden. Man meinte ordentlich, wenn man ihn, den langen hagern Mann mit zurückgedrückter Brust, sah, man sehe eine von den Mumien, von denen er am liebsten sprach. Wie der Gottheit der Teufel, so war seinem Villingen Luther entgegengesetzt. Es war für uns peinlich, wenn er vor zwei oder drei protestantischen Schülern sagte: „Jetzt komm' i an de Martin Luther". Zu den protestantischen Knaben, welche ihre Bücher nahmen und fortgehen wollten, gewandt, fuhr er fort: „Ihr könnet scho dableibe! 's schadt oich nix, 's weiß Jeder, wie's mit der Reformation gewäse isch, 's isch em nur ums Kätterle zu thu gewäse"!

Im Winter 1822 wurde Kefer, ungeachtet er nichts als eine kleine Abhandlung über die Verbrennung der alexandrinischen Bibliothek geschrieben hatte, an Schnappinger's Stelle als ordentlicher Professor der Dogmatik und nach Buchegger's Eintritt als ordentlicher Professor der Kirchengeschichte in die theologische Facultät der Universität Freiburg berufen.

Im Winterhalbjahre 1822/23 trat nun Schreiber gleichzeitig mit mir in das Gymnasium ein. Zucht und Ordnung kamen unter seiner Leitung in die Anstalt. Er wußte den Ernst des Directors und Klassenlehrers mit der Milde echter Humanität zu verbinden. Die Schüler der oberen Klasse, deren Hauptlehrer er war, wurden in schriftlichen Aufsätzen geübt, in die neueren poëtischen Erzeugnisse eingeführt und mit Geschmack und Einsicht philologisch und geschichtlich gebildet. Ich erhielt als Klassenlehrer die erste oder unterste Klasse, die so genannte Rudimente. Diese Klasse zählte in einem ziemlich engen Raume nicht weniger, als 72 Schüler. Der Raum war so beschränkt, daß die erste Bank dicht unter meiner Kanzel stand. Die Schüler mußten aus der Bank heraustreten, wenn ich die Kanzel bestieg. Ich war darin, wenn ich oben saß oder stand, im buchstäblichen Sinne gefangen, und wenn im Sommer die Fenster offen waren und ich oben in meinem Käfig saß, sah ich oft den fliegenden Wolken nach und dachte, wie Maria Stuart:

„Eilende Wolken, Segler der Lüfte,
Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte!
Grüßet mir freundlich mein Jugendland,
Ich bin gefangen, ich bin in Banden."

Gefangen war ich auf meiner Kanzel, meine Bande waren die zweiundsiebenzig, nicht Jünger, sondern ungezogene Rangen. Da die Dis-

ciplin vollkommen erschlafft war, so war bei einer solchen überdrückenden Anzahl, wenn etwas gelernt werden sollte, die größte Strenge nöthig. Damals war noch der Pulsator, zu deutsch Prügler, im Amte. Es war ein armer Schüler der obersten Klasse, der gegen ein kleines Honorar das Läuten mit der Gymnasiumsglocke zum Zeichen des Schulanfanges und das Strafen mit der Ruthe besorgte. „Hole mir den Pulsator", sagte der Professor zu einem Schüler. Jener wurde in der oberen Klasse gerufen. Der abzustrafende Knabe trat aus seiner Bank heraus und es wurden nun Streiche auf beide Hände diktirt. Dies war in der ersten Zeit meines Regimentes — ich galt sprichwörtlich als Tyrann — nöthig. Dagegen sagte man aber auch oft, daß meine Klasse die ruhigste und geordnetste sei. „Sauve, qui peut" dachte ich. Zuletzt war der Schreckensmann nicht mehr nöthig. Im Hintergrunde stand ein von mir nie applicirter Terrorist, der blaue Mann, wie man ihn nannte, der Anatomiediener, der mit einem Haselstocke a posteriori die schlagendsten Gründe beibrachte.

Mein Gehalt betrug nicht mehr als 400 Gulden. Ich mußte Extrastunden geben, um ihn auf 800 fl. zu bringen. So hatte ich wöchentlich 32 Stunden, indem meine ordentlichen Lehrstunden am Gymnasium allein 25 wöchentlich waren. Dabei mußte ich, da ich jede Woche ein lateinisches Pensum abfassen ließ, 72 schriftliche Arbeiten corrigiren. Die Fehler wurden unterstrichen und mußten von den Schülern selbst verbessert werden. Ihre Anzahl wurde an den Rand des Pensums geschrieben und nach der Zahl der Fehler locirt, nachdem man sich vorher durch mündliche Prüfung überzeugt hatte, daß die eingereichte Arbeit nicht von einem andern Schüler abgeschrieben war. Lieber als diese saure und zeitraubende Arbeit war mir die Conversation mit den Schülern selbst in der Klasse. Schnell wurden sie durcheinander und nicht der Reihe nach gefragt. Ich war dann selten in meinem Gefängniß auf der Kanzel. Ich ging an der langen Reihe der Bänke auf und ab, übersah alle und fragte bald hier, bald dort, ließ die verba von Allen durchconjugiren, machte immer auf den Stamm aufmerksam und kaum verging ein Vormittag, wo nicht meine 72 an die Reihe kamen. Wenigstens war keiner sicher, nicht daran zu kommen. In anderen Klassen war dies nicht der Fall, wo man nach den Bänken fragte und oft sagen hörte: „Heute komme ich nicht daran, es werden noch fünf oder sechs vor mir gefragt.

In der zweiten Klasse war damals Professor Unold, der als Pfarrer im Schwarzwalde starb. Er sah sehr auf das Aeußere und ich erinnere mich, daß er mich einmal auf einem Spaziergange belehrte, wie unschicklich die langen Beinkleider für einen Geistlichen seien. Ich war nämlich in Freiburg der Erste, welcher diese Beinkleiderreform vorgenommen hatte, der Bahnbrecher für eine Kleidung, welche heutzutage die frömmsten Priester tragen. Es war nämlich in jener Zeit Sitte, Suwarovstiefeln zu tragen, ähnlich den Kanonenstiefeln der Corpsburschen; nur hingen vornen an den langen bis gegen die Kniee reichenden Stiefeln von oben Quasten herab. Die Beinkleider wurden dann in diese Fußbekleidung hineingesteckt. Der gute Unold war aber nicht der Erste, der für die Kleiderordnung focht. Kurz vorher hatte das Ordinariat (Generalvikariat) in Bruchsal, durch den Geheimenrath Rothensee vertreten, an meinen lieben Freund, Professor Schilling, der als Stadtpfarrer in Steinbach starb, einen Ukas ergehen lassen mit dem Rubrum: „Die blauen Hosen des Professors Schilling betreffend". Das schien dem hochwürdigen Ordinariat ein höchst strafwürdiges Attentat. Blaue Hosen waren noch schlimmer als lange.

Die dritte Klasse versah eine kurze Zeit ein Laie, ein tüchtiger Jurist, der durch seinen Vater, den Hofgerichtsrath Neumann, zu einem guten Lateiner herangebildet worden war. Max Neumann war ein herzensguter, wohl unterrichteter, und allgemein beliebter Mann, der natürlich bei den schlechten Gymnasialbesoldungen die juristische Carrière vorzog und noch im jugendlichen Alter als Amtmann in Staufen starb.

In der vierten Klasse lehrte ein philologisch tüchtig gebildeter Mann, der später als geistlicher Rath charakterisirte, vermögliche Breisacher Bürgerssohn Grieshaber. Leider hatte er eine Krankheit, die dem fallenden Weh nicht unähnlich sah. Er wurde plötzlich von Krämpfen befallen, verzerrte sein Gesicht, verdrehte seinen Körper, hielt sich, um nicht umzufallen, an den nächsten besten Gegenstand und faßte krampfhaft während des Anfalls einen Schlüssel. Solche Zustände waren nicht geeignet den Schülern gegenüber, Grieshaber mußte sie oft zanken und appellirte dann an die Conferenz oder die Versammlung der Professoren unter dem Vorsitze des Präfekten. Seine unter den Schülern sprichwörtlich gewordenen Redensarten waren dann: „Namentlich also", und, wenn er den Satz nicht vollenden konnte, „das heißt" und drohend fügte er „die Konferenz" bei. Seine

Redeweise brachte ein Schüler, mein Freund Hartmann, in folgendes Distichon:

„Namentlich also, das heißt, ich sag's euch jetzt also zum Voraus;
Denn es ist heut' Conferenz. 'nun da kommt Manches zur Sprach'." —

Glücklich war das Familienleben mit meiner Mutter und meinen Geschwistern. Manche frohe, unvergeßliche Stunden gingen an mir vorüber. Meine liebe Schwester war längst aus dem Kloster Ottersweier zurück. Gründlich in der französischen Sprache unterrichtet, hatte sie sich eine solche Fertigkeit im Schreiben und Sprechen des Französischen angeeignet, daß sie in den adeligen Kreisen bei ihrem ersten Auftreten für eine Französin gehalten wurde. Der Anflug von Bigotterie, den dies Kloster jeder lange darin verweilenden Pensionärin beibrachte, verschwand bald. Man hatte ihr im Ernste, wie sie erzählte, im Kloster gesagt, daß auf einem Balle zwischen dem Tänzer und der Tänzerin eine dritte Person sich befinde und dieser Dritte im Bunde sei der Teufel. Die christliche Frömmigkeit meiner Mutter leitete uns alle und hielt uns von gefährlichen Abwegen ferne. Ich war, da ich von meinen Lehrern nichts Anderes hörte, und die Früchte meiner Religion an meiner herrlichen Mutter sah, mit Begeisterung meinem katholischen Bekenntnisse zugethan und konnte kaum den Tag erwarten, der mich dem Priesterstande zuführte. Ich erhielt nach vollendetem 22. Lebensjahre Dispens wegen meiner Jugend und eilte in den Osterferien 1823 nach Rottenburg, um aus den Händen des Weihbischofs von Keller die drei höheren Weihen zu empfangen. Da es nicht die Zeit der allgemeinen Priesterweihe war, so empfing ich allein in der Kirche zu Rottenburg, das Subdiakonat (26. März 1823) Diakonat und Presbyterat, worüber mir Beurkundungen ausgestellt wurden. Mit tiefer Andacht nahm ich die heiligen Weihen an und wurde dann vom Bischofe zu Tische geladen. Als ich erschien, war er noch nicht da, wohl aber seine Nichte, mit der ich mich, bei den Damen damals linkisch und verlegen, bis zu seiner Ankunft unterhalten sollte. Ich saß wie auf Nadeln, bis er endlich kam, ziemlich jovial und mit hoch gerötheten Gesichte. Von jeher hat bei mir die Begeisterung nie den Appetit gestört. Ich empfing den hochwürdigen Bischof mit Ehrfurcht, aß und trank aber nach Lust. Da fiel es mir auf, daß der Bischof weder aß noch trank. Es war mir so frappant, daß ich mir endlich ein Herz faßte und nach dem Grunde fragte. Es schien, daß er auf diese Frage gewartet hatte. Er gab mir salbungsvoll zur

Antwort: „Wenn ich die heilige Weihe ertheile, faste ich immer". Sollte ich vielleicht auch fasten, weil ich sie empfing? Das ging mir nicht recht zu Sinne. Ich erfuhr später, daß Se. Excellenz es immer so bei den Weihen halte, aber vorher allein collationire und sich dabei nichts abgehen lasse. Auf den Flügeln der Liebe kehrte ich zu meiner Mutter zurück; denn ich brachte ihr ja meinen Schatz, ein freudiges Geschenk für sie, die Urkunde meiner Priesterweihe. In der St. Martinspfarrei feierte ich eine stille erste Messe. Meine Mutter, meine Geschwister und viele Freunde wohnten an. Ich war mit freudigem Gefühle Priester geworden und kehrte nun als geistlicher Professor in das Gymnasium zurück. Schon am 16. April 1823, bald nach meiner Rückkehr von Rottenburg, wurde meine Besoldung auf den etatsmäßigen Gehalt von 500 fl. erhöht und am 15. Mai wurde mir von dem Promotor Johann Leonhard Hug und mit der Gegenzeichnung des damaligen Prorectors Karl von Rotteck und des Seniors der Facultät, meines ehemaligen Lehrers Schinzinger, deren Bildnisse ich noch immer als Andenken liebender Verehrung bewahre, das Diplom eines Doctors der Theologie und des Kirchenrechtes in den ehrenvollsten Ausdrücken ausgefertigt. (Posteaquam omnia legum academicarum rigore sanoiia, rite et summa cum laude tentamina subiisset, exhibito etiam scripto exquisitioris doctrinae specimine sese eo honore dignum luculenter comprobasset.)

Ich war nun auch Seelsorger, nicht einer Stadt- oder Dorfgemeinde, sondern für meine lieben Schüler. War ich auch strenge gegen sie, ich liebte sie, wie ein Vater, und sie liebten mich wieder. Gaben sie mir doch ein schönes, werthvolles Geschenk bei meinem Austritte aus dem Gymnasium, das ich noch immer als ein heiliges Erinnerungszeichen aufbewahre. Welche Freude herrschte unter ihnen, wenn ich auf unseren Spaziergängen meine Flöte mitnahm, draußen, von der Stadt entfernt, mich auf einen Rasen setzte und ihnen lustige Stücke vorblies. Sie tanzten dazu und jubelten, daß es eine Lust war. Nun, seit meiner Priesterweihe waren sie durch ein neues Seelenband mit mir verknüpft. Ich war ihr Seelsorger. Abwechselnd hatte ich mit den übrigen geistlichen Gymnasialprofessoren am Sonntage die Messe und am Feiertage das Hochamt zu halten und die mit dem Gottesdienste verbundene Homilie vorzutragen. Wenn in der Messe das Evangelium gelesen war, kehrte sich der Priester an der Evangeliumsseite um und hielt eine kurze Anrede an die Jugend, eine kleine

Predigt über den Text des Kirchenjahres. Wie ergriff mich am Altar die erste Homilie, als ich, dem Publikum zugewendet, die Schüler in den Bänken sah, in denen ich selbst oft solchen Vorträgen lauschte, an meine gute Mutter auf der Emporkirche dachte, die unsichtbar für mich hinter dem Gitter meine heilige Handlung sah. Ich dachte an ihre Mühe und Sorgen und an die Anstrengungen, die es gekostet, bis ich dieses Ziel erreichte. Manchmal drohten Thränen meine Stimme zu ersticken. Näher traten mir noch viele Schüler durch die Ohrenbeichte. Zu regelmäßig festgesetzten Zeiten, am Vorabende großer Kirchenfeste, saßen die geistlichen Professoren in den Beichtstühlen der Ursulinerkirche, welche zugleich die Gymnasiumskirche war, um die Beichte der Schüler entgegenzunehmen. Ich betrachtete dieses nicht als eine leere Ceremonie, sondern als einen Seelenaustausch des Beichtigers und des Beichtkindes. Wenn häufig mit der Ohrenbeichte Mißbrauch getrieben wird, wenn sie zur Einmischung und Trübung häuslicher Verhältnisse jesuitischen Intruguen dient, wenn sie den Abergläubischen nur als ein Mittel gilt, vierteljährig oder, wie es jetzt Mode ist, sogar jede Woche durch den Priester den Sündenkarren abzuladen, um ihn für das nächste Quartal oder die nächste Woche mit denselben Sünden auszufüllen, da hat die Beichte nicht nur keinen Werth, ihr Schaden ist offenbar größer, als ihr Nutzen. Auch bei der Jugend kann man die Sache so treiben, daß sie der Beichtiger mehr zu einem Handwerk, als zu einer religiösen Erbauung macht. Es war seit alter Zeit Sitte, daß die Gymnasiasten, wenn sie in den Beichtstuhl traten, dem Professor einen Beichtzettel überreichten. Dieser war ein in Form eines Billets mit zwei umgebogenen Zipfeln zusammengelegtes Papier. Die Aufschrift enthielt in lateinischer Sprache den Namen des beichtenden Gymnasiasten. Auf der inneren Seite standen die Worte: Ego, N. N. confessus sum die — anni —. Diese Zettel hatte der Professor dem Director zu übergeben, und dadurch gewann dieser die Gewißheit über das Allen vorgeschriebene Sündenbekenntniß. Ich absolvirte meine Schüler nicht sogleich, ich hörte sie an, frug und erfuhr oft im Gespräche Dinge, die mir vielfach zur Belehrung und Besserung Veranlassung gaben. Natürlich dauerte die Abhörung einer solchen Beichte länger, als bei denen, welche die Schüler nur schnell hereintreten und nach ein Paar Worten, mit einem bis zur Unverständlichkeit heruntergehaspelten: Ego absolvo te a peccatis tuis in nomine patris etc. ebenso schnell fortließen. Da konnte mancher 20 absolviren, während

ich kaum mit Dreien fertig war. Ich war, wie sich die Schüler ausdrückten, kein guter Beichtvater, der sie nur herein- und wieder herausließ. Aber desto inniger schlossen sich Einzelne an mich an, so daß ich ihr Vertrauter, ihr Seelenfreund wurde. Hier erfuhr ich, wie einmal die Onanie, jenes verderbliche Uebel der Jugend, fast eine ganze Klasse angesteckt hatte, wie nachtheilig das gleichzeitige Hinauslassen Mehrerer auf die Abtritte, das Baden ohne Aufsicht, die Verführung durch Andere werden konnten. Unter Thränen gestanden mir manche diese Sünde und ich hatte die Freude, durch die Art und Weise der Behandlung sie von dieser bösen Angewöhnung zu befreien. Hier erkannte ich bei jungen Leuten, deren Charakter sich noch nicht fest entwickelt hatte, die uns Vertrauen schenken, und die wir mit Klugheit und eigener Scham zu behandeln wissen, den wirklichen Nutzen der Ohrenbeichte, der aber durch ein unpassendes oder gar unsittliches Auftreten des Beichtvaters vollkommen paralysirt wird und in sein Gegentheil umschlägt. An dem Director einer berühmten katholischen Knabenerziehungsanstalt in Altbreisach hat man ein schauderhaftes Beispiel dieser Art erlebt. Nur ein einzigesmal kam ich in die Lage, einer Person außerhalb des Gymnasiums die Beichte abzunehmen. Es war dieses eine junge Italienerin, die außer ihrer Muttersprache keine andere verstand und auf der Durchreise in Freiburg ihre österliche Beichte ablegen wollte. Da war Noth am Manne. Ich war der einzige Geistliche, der des Italienischen mächtig war, und man ging mich dazu an. Ich kam in Verlegenheit; denn ich verstand wohl das Italienische, aber ich konnte es nicht sprechen. Ich wußte mir aus der Verlegenheit zu helfen. Ich überdachte die bei einer Dame dieses Alters etwa vorkommenden Sünden, wie Eitelkeit, Gefall- und Putzsucht, Neugierde, Schwatzsucht, vielleicht auch Lügen, den Namen Gottes gedankenlos nennen, das Gebet unterlassen ꝛc. Flugs entwarf ich zu Papier die Antwort auf eine solche Beichte, memorirte sie gehörig und es ging. Als die Dame aus dem Beichtstuhl trat, nahm sie die Ueberzeugung mit sich, sie habe die Absolution von einem italienischen abbate erhalten.

Zur Zeit meiner Gymnasial- und Universitätsstudien beichteten die Studenten gewöhnlich bei den Kapuzinern. Die Gymnasiasten mußten dann alle einen Beichtzettel vom Pater vorlegen. Die Akademiker, welche beichteten, bedurften solcher Zettel nicht. Das Kapuzinerkloster stand in der Pfaffengasse an der Stelle des jetzigen Convicts. Noch lebten damals in dem aufgehobenen Kloster auf dem Etat einer

Besoldung bis zum Absterben der Guardian und einige patres. Die Art ihrer Zubereitung der Stockfische und das Charfreitagsstockfischessen im Kloster, das mit einem Kronenthaler bezahlt wurde, waren berühmt. Der beliebteste Beichtvater war der taube, alte Pater Gotthard. Dabei war er auch noch kurzsichtig. Ich erinnere mich, wie er mir bei meiner kleinen Gestalt und feinen Stimme zurief: „Jungfer, so ist's recht, habe Sie nur immer Gott vor Augen". Er glaubte, er rede still, wenn er laut sprach, weil er seine eigene Stimme nur schwach hörte. Ein lüderlicher Student G., wegen einer Dieberei Taschenkrebs genannt, der in der Julirevolution von 1830 im Palaste des Erzbischofs demolirte und ein Stück eines damastenen Vorhanges aus demselben als Triumphzeichen vorwies, beichtete aus boshaftem Scherz dem Pater Gotthard so unerhörte Dinge, daß dieser, anstatt ihn zu absolviren, sich von seinem Sitze erhob und laut rief: „Ich lasse mich nicht zum Narren halten, jetzt hab' ich es satt! Hinaus! Hinaus!" und G. entfernte sich mit spöttischem Lächeln. Manchmal rief Gotthard, während das Beichtkind sprach: „Hm! Hm! Hm! Ei! Ei! Nichts, als Beleidigungen Gottes!", oder er fuhr plötzlich mit der in der ganzen Kirche hörbaren Frage auf: „Wie oft?" Solche Zeiten sind jetzt vorbei. Die Franciskaner und Kapuziner Freiburgs ruhen unter der Erde. An der Stelle, wo die Franciskaner Beicht hielten, ist jetzt ein Theater und da, wo Gotthard im Beichtstuhle hervorrief, ist der Eingang zum Convict. Einmal nöthigte mich sogar der Zufall, eine Beerdigung vorzunehmen. Ich brachte einen Theil meiner Ferien bei einem Studiengenossen, dem Pfarrer G.....r, am Bodensee zu. Wir waren so lustig, daß er vor Lachen heiser wurde; nun ward ein Sterbefall gemeldet. Die Heiserkeit dauerte fort und G. konnte die Leiche nicht begleiten. Der Vicar fehlte. So mußte ich nolens volens daran. Aber ich hatte in meinem Leben nie beerdigt und aus meiner kurzen Seminariumszeit wußte ich davon so viel als nichts. Da mußte der Schulmeister helfen. Er soufflirte und ich sprach. Er flüsterte mir die jedesmal nöthige Ceremonie zu und es ging. Der lachlustige G. lachte sich über diese mir aufoctroyirte und improvisirte Beerdigung die Heiserkeit hinweg. Ich hatte kurz vor meiner Hinkunft bei G. ein Warnungszeichen erhalten, daß mir bei ihm etwas Absonderliches begegnen werde. Ich fuhr zu ihm mit meinem Freunde Zimmermann auf dem Postwagen. Plötzlich neigte dieser sich bedenklich und uns geschah, was Faust vom alten deutschen Reiche sagt:

„Es ging, es hinkte, fiel, stand wieder auf,
Dann überschlug sich's, rollte plump zu Hauf."

Auch wir überschlugen uns und lagen unten im Graben. Man mußte Postpferde im benachbarten Radolfzell holen, um den schweren Wagen herauszubringen, da die eigenen nicht hinreichten. Wir kamen mit heiler Haut davon; nur hatte ich meinen Kopf gehörig aufgeschlagen. Das war das Warnungszeichen vor dem Eintritte in G....'s Pfarrhaus.

Professor Unold wurde nach seinem Wunsche auf eine Landpfarre versetzt. Ich erhielt als Hauptlehrer jetzt die zweite Klasse und in dieser den Unterricht im Lateinischen, Griechischen, die Geographie und Mathematik, zugleich das Griechische in der vierten Klasse. Man hat nach dieser Klasse nur noch ein Jahr bis zum Uebertritt auf die Universität, und wie wenig wußten diese schon älteren Schüler vom Griechischen, wie gering mußte ihre Vorbildung in den mittleren Klassen gewesen sein! Ich ließ sie ausgewählte Stellen aus dem Jacobs'schen Lesebuch und die Anabasis von Xenophon erklären. Dabei mußte ich in einer besonderen Stunde sogar die regelmäßige Formenlehre wiederholen. In der zweiten Klasse hatte ich meine besondere Freude am Unterricht, weil ich die Schüler beinahe ganz allein mein nennen konnte, da ich hier fast alle Fächer zu lehren hatte. In der Geographie hatte ich schon in der untersten Klasse die Schüler im Zeichnen und Ausmalen der Landkarten geübt; denn diese Verbindung des Angenehmen mit dem Nützlichen reizte sie zur Arbeit. Auf den Spaziergängen übte ich sie in der Bestimmung der Weltgegenden, zugleich ließ ich so genannte blinde Karten anfertigen. Es waren dieses Landkarten, auf welchen die Länder abgegrenzt, die Meere, Meerbusen, Meerengen, Landzungen, Flüsse, Berge, Städte durch Punkte ohne Angabe der Namen angedeutet waren, und die Schüler mußten dann diese Punkte selbst mit Namen versehen.

Es war das Jahr 1825 hereingebrochen. Ich hatte drei Jahre am Gymnasium gelehrt. Die Herbstprüfung wurde vorgenommen. Als Regierungscommissär erschien der Liebling des Großherzogs Ludwig, der damals allmächtige Geheimerath Engesser, Director der katholischen Kirchensection. Er war ein feiner, gebildeter Weltmann, der zwar keine gelehrten Kenntnisse, wohl aber einen scharfen Verstand und praktische Gewandtheit besaß. Es schien, daß ihn mein Unterricht, besonders der geographische, interessirte. Mit Aufmerksamkeit hörte er

zu und durchging die von den Schülern gezeichneten Karten. In der Schlußconferenz, welcher er präsidirte, nahm er mich auf die Seite und sagte: „Ihr Examen hat mir ganz besonders gefallen. Wollen Sie die Stelle eines Gymnasiumspräfekten in Donaueschingen annehmen?" Die Annahme hätte wohl meinem ganzen künftigen Lebensschicksale eine andere Wendung gegeben; denn als Vorstand einer gelehrten Anstalt und am fürstlich fürstenbergischen Hofe in Donaueschingen wäre ich wohl nie mehr mit der Theologie in Berührung und in eine für mein ganzes Leben entscheidende Collision gekommen. Ich hatte aber längst eine Vorliebe für den akademischen Lehrberuf. Mir schwebten die schönen Vorträge von Hug, Wanker, Rotteck u. A. vor, ich erinnerte mich an die Lehrstunden, die mir, noch einem Studenten, Hug und Schinzinger während ihrer Abwesenheit anvertraut hatten, an meine Vorlesungen, die ich als Lector auf der Universität gehalten. Mein Ziel war eine Lehrstelle in der theologischen Facultät der Hochschule. Ich sagte dieses Engesser offen und bald zeigte sich Gelegenheit zur Verwirklichung meines Planes.

Mein ehemaliger Lehrer, Präfekt Kefer, war im Winter 1822/23 als ordentlicher Lehrer der Dogmatik und später nach Schinzinger's Tode (1827) der Kirchengeschichte auf die Universität berufen worden, erblindete aber im Sommer 1825, zog nach Villingen zu seinem Bruder und mußte das Lehrfach aufgeben. So war das Fach, dem ich mich immer am liebsten zugewendet fühlte, erledigt, ich gab meine fixe Gymnasialstelle auf und legte der theologischen Facultät die Bitte vor, mich einstweilen als Supplenten der Kirchengeschichte anzunehmen. Es kostete viele Mühe, bis ich dieses durchsetzte und noch mehr, bis ich Professor dieses Faches wurde. Dociren konnte ich als Doctor der Theologie; aber ohne Vermögen und vor armen Gratisten, wie war dieses auszuführen! Ich kam um einen Supplentengehalt ein und wurde als Supplent der Kirchengeschichte mit 600 fl. an der Universität angestellt. Es hing nun meine ganze Zukunft von meinen Leistungen ab, nur mit dem Unterschiede, daß mir als Theologen ein Gehalt ausgezahlt wurde, hatte ich den Charakter eines Privatdocenten. Ich kündete im Lectionskataloge für den Winter 1825/26 Kirchengeschichte nach Dannenmayer in noch zu bestimmenden Stunden an. Kefer, der zwar im Kataloge stand, las nicht mehr und so hatte ich dieses Fach an der Hochschule allein zu vertreten. Ordentliche Mitglieder der Facultät waren außer dem abgehenden Kefer, Hug, Werk, Buchegger und Nick.

Schon im Sommer 1822 war Buchegger an die Stelle des durch eine Eingabe der Studenten, bei welcher er sich am thätigsten zeigte, zur Ruhe gesetzten Schnappinger als Professor extraordinarius gekommen. Er zeichnete sich weniger durch Gelehrsamkeit, als durch Gewandtheit und Klugheit aus. Damals gehörte er noch zu den freisinnigen Theologen; denn er kündigte seine Dogmatik nach Klüpfel's institutiones theologiae dogmaticae, dem anerkannt besten katholischen Lehrbuche, an. Ein Jesuit hätte ihm damals noch Schrecken verursacht und er wäre mit Jedem lieber umgegangen, als mit einem solchen.

Klüpfel, nach dessen Compendium er seine Vorlesungen hielt, stammte aus der Josephinischen Zeit und verwarf gleich Sauter und Ruef das Papalsystem, welchem er das freisinnigere episkopale entgegensetzte. Er hielt noch lateinische Vorlesungen und galt als der erste Lateiner Freiburgs. Ein sittenreiner Mann, sich streng an das Cölibatsgesetz haltend, duldete er keinen Besuch eines Frauenzimmers und man erzählte sich scherzend, daß er an seine Zimmerthüre ein Verbot gegen Damenbesuche in lateinischer Sprache anschlagen ließ. Thatsache ist, daß er sich von seiner Kostgeberin das Essen immer nur durch einen Kellner bringen ließ und zur Besorgung seiner Angelegenheiten einen Bedienten hielt. Komisch klang es, wenn er in seinen deutschen Reden lateinische Worte einmischte, als setze er voraus, daß sie Jeder verstehen müsse. Als einmal seine Kostfrau ihm zur Besorgung seines frugalen Mahles ein Mädchen schickte, fuhr Klüpfel auf und sagte: „Sage Sie Ihrer Frau, sie solle mir das Nächstemal den puerum und nicht die puellam schicken". Verdutzt lief das Mädchen davon. Vor seinem Garten entstand einmal ein gewaltiger Streit, indem er seinen Arbeitern befahl, die Steine in den Gartenwegen zu beseitigen. „Werft die lapides hinaus" erklang sein Befehl, was Vorübergehende falsch verstanden; denn sie glaubten, er nenne sie „Lappe" (Oberländer Mundart für Laffen). Sie warfen nun Steine in den Garten, die Arbeiter traten heraus und man ging a verbis ad verbera über. In seinen lateinischen Vorträgen über Dogmatik zeigte er eine besondere Vehemenz gegen die Läugner der Gottheit Christi. Wenn er von einem solchen sprach, riß er sich seine Perücke vom Kopfe, hielt die Perücke weit über die Kanzel hinaus, schüttelte sie gewaltig herum und sprach: Quid ab homine isto Sociniano aliud ex-

spectaveris? Dabei machte er ein so grimmiges Gesicht, daß Jeder glaubte, er halte seine Perücke für den Ketzer.

Buchegger war ein ganz anderer Mann. Er verstand es mit der Welt umzugehen. Von mittlerer Gestalt, hatte er lockige Haare, ein schönes, blühendes Aussehen und feine, geschmeidige Bewegungen. Sein Gesicht zeigte ein stereotypes süßes Lächeln, und er war höflich auch seinen Feinden gegenüber.

Die Zeit hat Launen, sie geht zwar vorwärts, manchmal aber auch, mindestens stoßweise, rückwärts. Der kirchliche Krebsgang trat in Freiburg seit dem Erscheinen des ersten Erzbischofs allmählig und langsamen, aber festen Schrittes auf. Buchegger hatte eine bewegliche Natur, er konnte vorwärts und, wenn es nöthig war, auch rückwärts gehen. Im Winter 1824/25 wurde er ordentlicher Professor der Dogmatik. Im Sommer 1827 kündete er neben Klüpfel „eigene Hefte" an und im Winter 1831/32 Einleitung in die dogmatische Theologie „nach eigenem Plane"; er wurde geistlicher Rath, Münsterstadtpfarrer, Domkapitular, Generalvikar, apostolischer Protonotar. Tempora mutantur et nos mutamur in illis. Wie die Studenten über seine Einleitung in die Dogmatik und seine dogmatischen Vorlesungen dachten, mag folgende Anekdote zeigen. Ein Schweizer schrieb sich bei ihm für das collegium dogmaticum im letzten Drittheil des Semesters ein. Buchegger fragte ihn nach dem Grunde. Da sagte der Schweizer: „Derf i nit so grob sü und bei Ihne, Herr geistlicher Rath, Dogmatik höre?" „Ja, Sie kommen aber zu spät, mein Freund", erwiederte Buchegger. „Ja, i hab ebe g'hört, mit der Dogmatik sei's in den erste 6 Woche g'wiß nüt." Das gefiel unserm Buchegger so, daß er es oft in Gesellschaften erzählte, und, vor sich hinlachend, beifügte: „Mit der Dogmatik ist es in den erste 6 Woche g'wiß nüt". Der Schweizer hatte nämlich von der „Einleitung in die Dogmatik nach eigenem Plane" gehört und wollte anstatt dieser sich lieber das römisch-katholische Glaubensbekenntniß aneignen.

Nick war als Gelehrter nicht bekannt, er war Pfarrer in Wittnau, einem, eine kleine Stunde von Freiburg entfernten Dorfe, gewesen und wurde nach dem Tode Wanker's (1824) als ordentlicher Professor der christlichen Moral an die Universität gerufen. Es fehlte ihm weder an Bildung, noch an feiner Sitte, noch an Verstand; er war wohlwollend und menschenfreundlich und in den geselligen Kreisen des geistlichen Rathes Werk gern gesehen, gehörte der Wessenberg'schen Zeit und

einer freisinnigen Richtung an, war aber kränklich und konnte diese Stelle nicht lange bekleiden. Schon im Winter 1826 verlor ihn die Facultät.

Ich las jetzt nur eine Stunde täglich, und meine früheren Vorbereitungen kamen mir zu Gute. Ich begnügte mich mit meinem Dannenmayer nicht. Ich sah ein, daß ein Kirchenhistoriker nicht nur in die Geschichte der Kirchenverfassung und Disciplin, sondern und vor Allem in die Geschichte der Dogmen, in die Entwickelung der christlichen Glaubenslehren eindringen müsse. Ich legte mir mein eigenes Heft an. Ich studirte den großen, 45 Bände umfassenden Schröckh, ging von da zu Henke, Spittler, später zu Gieseler, las in den Magdeburger Centuriatoren und Baronius. Am meisten interessirte mich Gibbon's Geschichte vom Verfalle des römischen Reiches. Wenn auch feindlich gegen das dogmatische Christenthum, zog mich dieses Buch, das ich nach einer deutschen Uebersetzung förmlich verschlang, durch seine geistvolle Forschung und seine witzigen Bemerkungen an. Ich machte mich nun an die Quellen, excerpirte den ganzen Eusebius, studirte die übrigen griechischen Kirchenhistoriker, Sokrates, Sozomenius, Evagrius, Theodoretus u. A., las in Philo und Josephus Flavius. Ich verwendete dazu die bis 1828 dauernde Suppletur der Kirchengeschichte, und verband mit meinen Vorlesungen ein Examinatorium, gab auch arabischen Sprachunterricht nach Rosenmüller.

Ich hielt es für eine unerläßliche Pflicht, das, was ich nach redlicher, gewissenhafter Forschung als wahr erkannte, meinen durch den Scholasticismus noch unverdorbenen Zuhörern vorzutragen. Ich hatte in feierlichem Eide bei meiner theologischen Doctorpromotion gelobt, die „christliche Religion von falschem Cultus (a spuriis cultibus) rein zu halten, die christliche Theologie von den verkehrten Meinungen der Scholastiker zu reinigen und die Christusreligion nach dem Sinne Jesu (ad mentem Jesu Christi) auszubilden, und mit Standhaftigkeit und Fleiß (constanter et solerter) auf das Leben anzuwenden". Das stimmte wohl nicht mit dem Glaubensbekenntnisse Pius' IV. überein, das bei der Priesterweihe beschworen wird. Aber mit dem Austritte aus dem Gymnasium hatte ich kein seelsorgliches Amt mehr, nun galt es, vermöge des Doctoreides die Pflicht eines Lehrers der Theologie zu erfüllen, und diese war nach dem Inhalte des theologischen Doctoreides selbst keine andere, als die Reinheit der Lehre und des Cultus herzustellen. Ich nahm keine Rücksicht darauf,

ob derjenige, den ich las, ein Katholik war oder ein Protestant. Das Christenthum wollte ich und das stand mir höher, als ein vorübergehendes Bekenntniß. Natürlich machten unter den katholischen Theologen solche Vorträge, die frei und mit jugendlicher Begeisterung gehalten wurden, ein nicht unbedeutendes Aufsehen. Je mehr ich an Ueberzeugung gewann, je offener, je eindringlicher wurden meine Vorlesungen. Sie waren im Jahre 1826 und 1827 schon so besetzt, daß kaum ein Platz zu finden war, und, da ich im Sommer zu ebener Erde bei offenen Fenstern mit der Aussicht auf den Universitätsgarten las, war das an eines dieser Fenster stoßende Vordach des Universitätskellers oft dicht mit Zuhörern angefüllt. Bald verbreitete es sich, daß meine Vorlesungen vielfach von den bisher üblichen, streng katholischen Vorträgen, wie sie meine Vorgänger, Schinzinger und Kefer, gehalten hatten, abwichen. Man nannte mich einen Ketzer; aber mir blieb ungeachtet aller Denunciationen zuthunlicher Sykophanten die ungeheuchelte Liebe und Achtung meiner Zuhörer, wie sie sich bei verschiedenen Gelegenheiten offen aussprach. Denuncianten hatten meine Vorlesungen verdächtigt.. Da erklärten 109 Theologen, meine damaligen Zuhörer, mit Namensunterschrift in einer Eingabe an die theologische Facultät vom 5. Juni 1826 die Anschuldigungen als boshafte, grundlose Verläumdungen und fügten bei, daß ihr Lehrer „ihre ungetheilte Liebe und Achtung besitze", sie sprachen von der „allgemeinen Stimme, die das Verdienst dieses Lehrers laut und deutlich ankündigt", von der „Pflicht, die gekränkte Ehre ihres allgemein geachteten Lehrers, der für seine Wahrheitsliebe und rastlosen Eifer eine bessere Würdigung verdient hätte, gegen jeden schändlichen Angriff zu schützen". Sie verlangten eine „Zurechtweisung und Bestrafung der Denuncianten" und tadelten es entschieden, daß Manche „der christlichen Religion einen Gefallen zu erweisen glauben, wenn sie die Verirrungen im Laufe der Geschichte als unwiderlegbar darstellen, einen beschönigenden Mantel um sie hängen oder dieselben ganz in's Grab der Vergessenheit bannen".

Meine liebe Mutter litt seit einigen Jahren an einer sehr schmerzlichen Krankheit. Sie verheimlichte ihre Leiden vor ihren Kindern und ertrug sie mit einer seltenen Ergebenheit in das Unveränderliche ihres Zustandes. Sie hatte seither — ich kann es mit einem wohlthuenden Gefühle sagen — nur Freude an mir erlebt. Aengstlich sah sie meinem Uebergange von der fixen Stellung eines Gymnasialprofessors zu dem unsicheren Docentenberufe zu. Als sie nun gar von meinen,

Anstoß erregenden Vorlesungen hörte, wurde sie nicht wegen meines Glaubens oder meiner künftigen Seligkeit, sondern wegen meiner künftigen Laufbahn besorgt. Sie war zu tief religiös, ihr Gemüth war zu duldsam, ihr Verstand zu aufgeklärt und hell denkend, als daß sie für das jenseitige Schicksal eines Andersdenkenden hätte besorgt sein können. Sie sagte mir, als sie von solchen verketzernden Gerüchten hörte: „Karl, wenn es zu deiner Ruhe und zu deinem Glücke beiträgt, so werde Protestant". War doch der edelste Freund unseres Hauses nach dem Tode des Vaters, unser Vormund Hartmann, ein Protestant. Damals dachte ich nicht von ferne an einen Uebertritt zum Protestantismus. - Ich las Sonntags in der Kirche des reichen Spitals meine stille Messe und unterschied auf der Kanzel das Urchristenthum von der späteren Entwickelung der herrschenden Kirche, welcher ich angehörte und angehören wollte.

Das Leiden meiner armen Mutter rückte mit Riesenschritten vor und noch verbarg sie ihre furchtbaren Schmerzen vor uns, so daß ich an dem Tage ihres Todes (19. October 1826) noch keine Ahnung von ihrem so nahen Verluste hatte. Als mein ehemaliger Studiengenosse, damals geistlicher Cooperator an der Münsterkirche, Johann Baptist Meier von Villingen, von ihr zur Beichte verlangt wurde, als der treue Hausarzt, Hofrath Wänker, mit ernster Miene mir ihre Rettungslosigkeit verkündete, als bald darauf ihre Todesstunde schlug, da ergriff mich ein unsägliches Gefühl von Liebe und Schmerz. Von Kindheit auf bis zu meinem 25. Lebensjahre hatte sie mich durch's Leben geführt. Wir theilten unsere Freuden, unsere Sorgen, Kümmernisse und Leiden. Und jetzt verlor ich sie, das Bessere meines Selbst, mein Glück, meine Freude, mein Leben. Was ich wollte, was ich fühlte, dachte und erstrebte, es war für meine Mutter. Sie war mein Alles und nun getrennt, für immer, für dieses Leben getrennt. Ich stürzte am Bette der Todten nieder; ich betete, ich begleitete die Leiche der Edeln, Unvergeßlichen. Da stand ich am Grabe, ich hörte kaum die Worte des Priesters, ich zitterte, wankte und wurde in mein einsames Haus zurückgeführt.

Meine liebe Schwester Anna übernahm das Hauswesen. Sie hatte für mich und meinen Bruder Joseph zu sorgen. Dieser bereitete sich zur Staatsprüfung vor, die er nachmals mit der größten Auszeichnung bestand. Wir bewohnten ein kleines Haus allein, ein Eckhaus neben dem Schwabenthore, in welchem ich bis zu meinem Uebertritte verblieb.

Noch jetzt gehe ich nicht ohne Wehmuth an jenem Hause vorüber, in welchem meine Mutter ihr schönes, werkthätiger Religiosität gewidmetes Leben mit aufopfernder Liebe für ihre Kinder beschloß.

Die Wissenschaft mit ihren neuesten Untersuchungen und oft zweifelhaften Resultaten mußte an ihre Stelle treten; denn nicht alle Wissenschaften führen, wie Mathematik und Naturwissenschaft, zu exacten Ergebnissen. Ihr widmete ich meine Kräfte mit redlichem Streben nach Wahrheit. Ich erinnere mich, daß im Jahr 1826 eines Abends der freundliche College Prof. Nick, zu mir kam mit der Nachricht, er habe so eben in der Tübinger Quartalschrift eine ausführliche und sehr günstige Recension meiner Schrift über Manes (Frankf. 1825) gelesen. Wer vorwärts strebt, mit Hindernissen zu kämpfen und noch keine feste Stellung im Leben errungen hat, kann sich in meine Lage denken. Bald folgten von katholischer und protestantischer Seite aufmunternde Anzeigen.

In jener Zeit hielt der von dem Großherzog Ludwig vorgeschlagene und in Rom am 21. Mai 1827 präconisirte erste Erzbischof von Freiburg, Bernhard Boll, seinen feierlichen Einzug in Freiburg unter dem Geläute aller Glocken (19. October 1827). Der Großherzog Ludwig kam mit reicher Begleitung zum bischöflichen Weihefeste an. Die Stadt schwamm am Abend vor der Weihe in einem wahren Lichtmeere. Auch die Universität feierte das Fest in großartiger Weise. Am 21. October wurde der Erzbischof geweiht. Die bischöfliche Einweihung nahm der Erzbischof von Köln, Graf von Spiegel, vor. Drei Tage blieb der Großherzog in Freiburg. Feste über Feste wurden gegeben. Bei einem solchen Feste im Museum kam ich mit dem Erzbischof von Köln, Grafen von Spiegel zusammen und lernte in ihm einen für die Josephinische Zeit begeisterten freisinnigen Theologen kennen, der mich mit besonderem Wohlwollen ansprach. Ich fand bald Anhänger, aber es fehlten mir auch die Gegner nicht. An der Spitze meiner Gegner stand damals Johann Leonhard Hug. So viel ich diesem Lehrer Dank schulde, so konnte ich kaum den Unmuth überwinden, der mich ob solchem Gebahren erfaßte. Als Student hatte ich einst während seiner Abwesenheit in Italien von ihm den Auftrag erhalten, den hebräischen Sprachunterricht zu besorgen. Ich bat den Senat um eine Remuneration für meine Bemühung und erhielt diese — das verletzte Hug's Eitelkeit. Seit Jahren waren Hug und Werk in Feindschaft. Ich kümmerte mich nie um die Gründe. Hug lebte

in Tabakswolken mit seiner Pfeife und unter Folianten. Werk war ein Lebemann. Rotteck, mein unvergeßlicher Freund und Lehrer, und andere geistvolle und anziehende Persönlichkeiten brachten die Zeit der Erholung in Werk's geselligen, angenehmen Kreisen zu. Sie zogen mich mit Macht an und boten nach den Mühen des Tages am Abend die einzige Unterhaltung. Ich wurde Werk's Freund; denn ich sah, daß er es ehrlich mit mir meinte. Wer Werk's Freund war, galt als Hug's Feind. So mußte auch ich, ungeachtet ich es nicht war, als ein solcher gelten. Hug hatte schon meine Uebernahme der Supplentenstelle zu verhindern gesucht. Als meine Vorlesungen ungewöhnlich zahlreich besucht wurden, (ich hatte über 100 eingeschriebene Zuhörer) und die öffentliche Stimme sich über meine erste literarische Arbeit günstig ausgesprochen hatte, wurden die bisherigen Hindernisse überwunden. Der Senat trug auf ein festes Amt für mich an und ich wurde am 28. Februar 1828 zum außerordentlichen Professor der Theologie mit einem Gehalte von 800 fl. ernannt.

Endlich hatte ich im 27. Lebensjahre eine feste und unabhängige Stellung errungen. Neben der Kirchengeschichte und einem Examinatorium las ich exegetische Collegien über das Evangelium Johannis, über die Perikopen des Kirchenjahres, über Zephania, über die Briefe an Timotheus und Titus, über Joël u. s. w.

Am 29. Mai 1828 hielt ich meine akademische Antrittsrede. Vollgepropft war die große aula academica. Der Curator der Universität, der protestantische Regierungsdirektor, spätere Minister Freiherr von Türkheim, nahm den Ehrenplatz in der Mitte der vordern Reihe ein. Ich bestieg die Kanzel und hielt einen Vortrag über die Ursachen der Entwicklung des Mönchthums. Der Erzbischof selbst war ein Exbenedictiner. Noch wohnten Prälaten aufgehobener Klöster und Exmönche genug in der Stadt. Viele neugierige Land- und Stadtgeistliche waren gekommen, um den, wie man munkelte, von der alten katholischen Lehre abweichenden Professor zu hören. Ich begann die Einleitung mit dem Satze: „Wie für den Anatomen widernatürliche Körpergestalten die merkwürdigsten sind, so geben nach eines neueren Schriftstellers (Münschers) scharfsinniger Bemerkung, seltsame Verirrungen des Geistes dem Menschenbeobachter die lehrreichsten Aufschlüsse". Ich stellte das Mönchthum unter diese Verirrungen, ich ging bei der Entwicklung der Ursachen seiner Entstehung von der im alten Orient herrschenden Idee der Verdienstlichkeit der

Unterdrückung natürlicher Triebe aus, berührte sodann das Judenthum und den Einfluß der Parsenlehre auf dasselbe, wies auf die Lehren der Essäer und Therapeuten hin, entwickelte die Gründe der Fortdauer dieser Secten bis auf die Zeiten Jesu, stellte das essäisch ähnliche Leben der ersten Stifter des Mönchthums dar, behandelte die Gnosis, den Einfluß des Priesterceremoniels und der philosophischen Ansichten der griechisch-römischen Welt, die Entstehung der Askese, die Heidenverfolgungen, das erste Anachoretenleben, die erste Gestaltung und Ausbreitung des Mönchthums, die Gründe seiner weitern Ausbreitung und Vermehrung. Ich hob die Ausschweifungen der Mönche hervor nach dem Zeugnisse der Kirchenväter und Kirchenlehrer. Diesen stellte ich die übertriebene Sittenstrenge orientalischer Mönche entgegen, die fortdauernde Achtung des Mönchthums, die Gründe und Folgen dieser Achtung und des mit ihr zunehmenden Mönchswesens. Noch behandelte ich die Stiftung des ersten Benedictinerordens. Ich sprach am Schlusse von den Fortschritten unserer Zeit, von den Einflüssen des gallikanischen und Josephinischen Kirchenrechtes, des Emsercongresses und Wessenberg's. Ich drückte meine Ueberzeugung aus, daß auch die erzbischöfliche Regierung diesen Grundsätzen huldige, ich nannte als Zierden der Hochschule Dannenmayer, Sauter, Ruef, Klüpfel, Wanker, Schinzinger. Ich endigte mit den Worten des Römerbriefes XIII, 11 und 12. „Dieses geschehe also, zumal wir die Zeitumstände wahrnehmen, daß die Stunde da ist, jetzt vom Schlafe zu erwachen; die Nacht ist dahin, der Tag bricht an, hinweg mit den Werken der Finsterniß und angethan die Rüstung des Lichtes". Die Schwarzröcke steckten die Köpfe zusammen und munkelten. Aber bei der Jugend, die offen und ehrlich die Wahrheit aufnimmt, ohne so genannte Nebenrücksichten, zündeten meine mit Kraft und Feuer vorgetragenen Worte. Die Studenten versammelten sich und beschlossen mir einen Fackelzug zu bringen; das Universitätsamt und der Curator untersagten ihn. Um unangenehmen Collisionen zu entgehen, ging ich mit meinem Freunde Zimmermann, damals Privatdocent der Philosophie, in das benachbarte Dorf Lehen, wo ich früher die Ehe seines Bruders eingesegnet hatte, und wollte dort den Nachmittag verbringen. Es wurde Abend, wir waren eben in einem heitern Gespräche begriffen und wollten uns zur Rückkehr nach dem eine Stunde entfernten Freiburg anschicken. Da hörten wir das Rollen von Wagen. Die Studenten kamen in einer langen Reihe dahergefahren. Eine Deputation begrüßte mich und lud uns

Beide ein, den ersten Wagen zu besteigen. Wir konnten wohl nicht anders, als der Einladung Folge leisten. In jeder Kutsche befanden sich zwei Fackeln; sie wurden angezündet und wir fuhren in langem Fackelzuge durch die Stadt. Die Studenten wurden förmlich gerichtlich vernommen; man warf mir vor, ich hätte um den projectirten Fackelzug gewußt. Die Hauptanführer wurden auf Veranlassung der Curatel gestraft und ich erhielt am 29. August 1828 von jener einen förmlichen Verweis, in welchem mir vorgeworfen wurde, daß Mangel an Vorsicht und Ueberlegung der Folgen von meiner Seite dazu Anlaß gegeben hätte, und, ohne daß ich mir irgend einer Verabredung mit den Studenten bewußt war, „Klugheit und Takt im Verkehr" mit den Schülern angerathen ward. Damit war die Sache abgethan. Meine Vertheidigung blieb unberücksichtigt. Die Liebe der studierenden Jugend zu mir hatte durch dieses Ereigniß nur zugenommen. Sie bethätigte sich bei einer neuen Gelegenheit. Einer meiner talentvollsten, fleißigsten und gesittetsten Schüler, der ausgeweihte Priester, Anton Gaß von Hofweier, ersuchte mich, bei seiner ersten Messe in seinem Vaterorte die Festrede zu halten. Ich folgte dieser Einladung und reiste mit ihm nach dem nahe bei Offenburg gelegenen Hofweier. Ich stieg im dortigen Gasthofe, 27. September 1828, ab. Am 28. wurde das Hochamt gehalten und ich eröffnete das Fest mit einer Primizrede. Die Kirche war so angefüllt nicht nur vom Landvolke, sondern auch durch die von Neugierde getriebenen Landgeistlichen, daß mir durch die Kopf an Kopf gedrängte Menge zur Kanzel Bahn gebrochen werden mußte. Zum Texte hatte ich das zweite Buch Samuelis, Kapitel 2, V. 35 gewählt: „Ich will mir erwecken einen neuen Priester. Wie es in meinem Herzen und in meiner Seele ist, soll er thun; dann will ich bauen ein festes Haus und er soll vor meinem Gesalbten wandeln allezeit". Ich sprach von Christus und der reinen Christuslehre und stellte mir zur doppelten Aufgabe, die Schilderung des Berufes eines wahrhaft christlichen Priesters und die Darstellung der Gesinnungen, welche ein solcher Beruf an diesem Tage in uns hervorrufen müsse. Es waren drei Punkte, die ich im Berufe des Geistlichen hervorhob. Priester, sagte ich, heiße Aeltester, er müsse ein Aeltester sein an Verstand und Herz, reif an Kenntniß und Einsicht, rein im Wollen und Thun; ein Priester heiße ein Geistlicher, er müsse geistig sein und nicht fleischlich, was er denke, fühle, wolle und thue, müsse er in Jesu Namen thun, durch und durch ein Christ sein; der Priester sei Seel-

sorger, er habe für seine eigene und die Seele Anderer zu sorgen. Mancher fromme und verständige Landmann drückte mir beim Weggehen die Hand, ebenso die Eltern und der Primiziant. Die geistlichen Herren aber machten ernste Gesichter; denn ich hatte in meiner Rede hervorgehoben, daß leider viele dem von mir entworfenen Bilde eines wahren Priesters nicht entsprechen. Ich wurde zum Primizfeste eingeladen. Es begann mit einem großen Festessen im ersten Gasthofe des Ortes. Die Dekane und Pfarrer kamen, um daran Theil zu nehmen, in Kutschen und so genannten Bernerwägelchen mit ihren Haushälterinnen herangefahren. Die Tafel war gedeckt. Die Haushälterinnen sollten, wie man voraussetzte, am Tische Platz nehmen. Ich erklärte, so bald ich es erfuhr, daß ich an dem Feste keinen Antheil nehmen könne und werde. Man gab nach, die Haushälterinnen wurden entfernt. Ich hatte den Ehrenplatz zwischen den Eltern des Primizianten, frommen und achtungswerthen Menschen. Die Geistlichen saßen allein da und mochten vielleicht von dem bereits als halber Ketzer verschrieenen Professor etwas Anderes erwartet haben. Das Mahl war zu Ende. Nun sollte der Primiztanz beginnen. Ich hörte das mit Verwunderung, konnte aber die uralte Sitte nicht verhindern, überließ den Tanzsaal den Gästen und zog mich in mein Zimmer zurück.

Schon vor meiner Antrittsrede wurde ich von der historischen Gesellschaft zu Freiburg, deren Mitglieder K. v. Rotteck, Ernst Münch, Schreiber u. A. waren, zum ordentlichen Mitgliede ernannt (18. Januar 1827) und erhielt das darüber ausgefertigte Diplom. Am 7. Februar 1829 hielt ich in einer öffentlichen Sitzung dieser Gesellschaft einen Vortrag über die Ursachen der Trennung der griechischen und lateinischen Kirche. Ich unterschied in demselben nach einer gedrängten geschichtlichen Einleitung die vorbereitenden Ursachen des Schismas, die erste oder dogmatische Trennung zur Zeit des Patriarchen Photius im neunten, und die zweite vollständige Trennung unter Michaël Cerularius im eilften Jahrhundert. Dann begann ich nach einer kurzen Schilderung des Prophetenthums mit der Darstellung der Lehre Jesu und der ersten christlichen Kirchenverfassung. Ich stellte dar die Bildung bischöflicher Sprengel, die Entwicklung der Metropolitanverfassung und des Patriarchats, die Erweiterung von Byzanz, die Vermehrung der geistlichen Gewalt der Bischöfe von Rom und Konstantinopel, die Trennung des römischen Kaiserreiches durch Theodosius, den ältern, den Titel- und Bilderstreit, das Dogma vom heiligen Geiste, die

bibliſche Lehre von der Trias, die weitere Geſtaltung ihres Lehrbegriffes, das Filioque und ſeine Einſchaltung, die dogmatiſchen Divergenzen der lateiniſchen Mönche auf dem Oelberge, die Kirchenverſammlung zu Aachen (809) und Leo III. Die Schlußworte waren Jeſu dem Papſtthum wenig günſtige Worte: „Ihr ſollet euch nicht Rabbi nennen laſſen; denn nur Einer iſt Euer Lehrer, Chriſtus. Ihr aber ſeid alle Brüder. Auch ſollet ihr keinen Menſchen auf Erden Vater nennen. Einer iſt Euer Vater, der im Himmel iſt. Laſſet Euch auch nicht Lehrhäupter nennen. Denn Einer iſt Euer Lehrhaupt, Chriſtus". Die Entſtehung der Lehre von der Gottheit Jeſu und der Dreieinigkeit wird in dieſer Rede bereits im rationaliſtiſchen Sinne und vom Standpunkte geſchichtlicher Entwicklung unter den Einflüſſen des Heiden- und Judenthums dargeſtellt. Der Vortrag wurde nicht vor Geiſtlichen, ſondern vor Laien, vor Geſchichtsforſchern gehalten. Bald wurde die Abhandlung mit den betreffenden Anmerkungen und in Verbindung mit der Antrittsrede und der oben erwähnten Primizpredigt unter der Aufſchrift: „Theologiſche Abhandlungen" gedruckt (Leipzig, 1829, bei Ernſt Chriſtian Kollmann). Der Cenſur wegen ſetzte man auf einen andern Titel: „Greitz, 1829 bei E. G. Hennig".

Die theologiſchen Abhandlungen fanden weite Leſerkreiſe und kamen auch ſelbſtverſtändlich in die Hände verketzernder Geiſtlicher. Man konnte mich übrigens noch nicht offen angreifen, weil ich ja nicht ſagte, was ich lehrte, ſondern nur die geſchichtliche Entwicklung des Lehrbegriffes darſtellte. Man konnte mich doch nicht zum Ketzer machen, weil ich mit Quellen belegte, was geſchehen war, wohl aber hatte man dann einen feſten Boden gegen mich, wenn ich das von mir Dargeſtellte als meine eigene Lehre bekannte. Immerhin wäre es doch einem Inquiſitor möglich geweſen, Material genug zu einer Anklage gegen mich vorzubringen. Noch aber war die Nachwirkung von Dalberg's und Weſſenberg's Geiſt nicht ganz verklungen. Die theologiſchen Abhandlungen blieben vor der Hand unangetaſtet. Im Gegentheile war ihre Anerkennung von Katholiken und Proteſtanten für den Verfaſſer vortheilhaft. In Gießen ſollte eine katholiſch-theologiſche Facultät gegründet werden. Die großherzoglich heſſiſche Regierung hatte das Nachtheilige von theologiſchen Specialſchulen und Convicten für die Bildung tüchtiger wiſſenſchaftlicher Geiſtlicher eingeſehen und darum war ſie zum Entſchluſſe einer ſolchen Gründung gekommen. Zu

Ende des Jahres 1829 wurde ich als professor theologiae primarius mit meinem Freunde Wetzer, einem Orientalisten und Laien, nach Gießen gerufen. Geheimerath von Linde, welcher damals das Ministerium der Innern leitete, und geheimer Kabinetssecretär v. Schleiermacher hatten mir eine meine Verhältnisse verbessernde Zusicherung gemacht. Ich theilte meine Berufung der Facultät und dem Senate, wie der Regierung, mit. Seit der Inthronisation des Erzbischofs Boll hatte sich Hug ganz zur ultramontanen Partei gewendet. Er schloß sich den Abschaffungen der Wessenberg'schen Reformen an und war ein eifriger Patron des Rosenkranzes, wenn er gleich denselben selbst nicht betete und — des Salve regina in der Münsterkirche. Schwebte ihm doch bereits in Gedanken die nie erreichte Mitra vor. Er stimmte deshalb dafür, man solle mich ziehen lassen, und wünschte mir eine glückliche Reise. In der theologischen Facultät war Werk der Vorkämpfer für mich, Buchegger schloß sich Hug an. Anders dagegen dachte der Senat. Er bestand damals noch aus den ordentlichen Mitgliedern aller vier Facultäten; mit Ausnahme von ein Paar Theologen trug er einstimmig auf meine Ernennung zum Ordinarius und Erhöhung meines Gehaltes an. Schon am 4. Januar 1830 wurde ich ordentlicher Professor der Theologie und noch im gleichen Jahre Dekan der theologischen Facultät.

Von meinen früheren Lehrern, welche jetzt meine Collegen geworden waren, lebten nur noch Hug, Werk und Rotteck. Die übrigen waren neu eingetreten, oder gehörten andern Facultäten an. Außer den genannten waren ordentliche Professoren in der theologischen Facultät Buchegger für Dogmatik, Schreiber für Moral, in der juristischen Welcker, Fritz, Amann, Duttlinger, in der medicinischen Schultze, Ant. Buchegger, Schmiederer, Baumgärtner, Fromherz, Beck, in der philosophischen: Schneller, Buzengeiger, Seeber, Deuber, Perleb, Zell und der mit mir zum Ordinarius ernannte, orientalia lesende Wetzer. Extraordinarien und Docenten waren in der theologischen Facultät Stengel, in der juristischen: Buß, Mußler, Baurittel, in der medicinischen: Werber, Spenner, Diez, Schwörer, in der philosophischen: Zimmermann, Weick, Walchner.

Heinrich Schreiber zeichnete sich auch als Theologe aus. Seine Moral war frei von romanistischen Einflüssen. Oeffentlich vertheidigte er die Priesterehe und sprach sich mit Freimuth auf der theologischen Lehrkanzel über das Unsittliche, Widerrechtliche und

Unnatürliche des Cölibatsgesetzes aus. Seine Ueberzeugung führte ihn später der deutsch-katholischen Bewegung zu.

Buchegger neigte sich mit Entschiedenheit zum Romanismus hin und trat nie als Schriftsteller auf. Klug hielt er sich auch in theologicis an den Spruch: Si tacuisses, philosophus mansisses; er wollte ein Philosoph bleiben und blieb ein solcher.

Aus der Universität gingen die Koryphäen der badischen Landstände, Rotteck, Welcker, Duttlinger, hervor.

Mit Welckers Berufung kam ein protestantisches Element in die Hochschule, das immer mehr verstärkt wurde, ausgezeichnete Mediciner, wie Schultze und Baumgärtner, gehören hierher. Eine neue Richtung entwickelte sich, die auch auf die Verhandlungen des Senates und die Theilnahme an den öffentlichen Dingen Einfluß hatte. Helldenkende Katholiken und geachtete Lehrer an der Universität schlossen sich an, wie Fromherz, Amann, Fritz, Perleb, Beck, Zell. Sprach sich doch dieses später in der Freiburger Denkschrift für Aufhebung des Cölibates aus, deren juristischen Theil Amann, deren historischen Zell, später Vorstand des Erzengelmichaëlvereins, verfaßte.

Zell war eine klassisch gebildete, geistvolle Natur, ein milder Charakter. Man wunderte sich allgemein über die Umwandlung des Forschers im Aristoteles und des Verfassers der Ferienschriften in den unermüdeten Vorkämpfer für alle ultramontanen Bestrebungen und schrieb es mehr äußeren Einflüssen, als der inneren Anlage zu. Schmiederer gehörte der alten österreichischen Zeit an, war ein tüchtiger und beliebter praktischer Arzt, der sich ferne von jeder Schriftstellerei hielt, war choleriſch und sprudelte ordentlich, wenn er sprach. Er drückte sich so kurz als möglich, nicht in ganzen Sätzen, sondern nur in Hauptwörtern und in Infinitiven aus. Sein Ideal war Bittersalz, so daß sein Antipode, der Vorstand der innern Klinik, der k. preußische Hofrath Schaffroth, im Senate in Gegenwart Schmiederer's meinte, das Bittersalz habe seit Schmiederer's Praxis aufgeschlagen. Schmiederer sagte gewöhnlich: „Bittersalz, Bittersalz, Abführen, Abführen, gut, gut", und damit hatte die Krankenuntersuchung ein Ende. Die Mediciner waren überhaupt hitzig gegen einander. Man trug sogar einen Collegen nach einer heißen Facultätsdebatte als Leiche nach Hause.

Schaffroths Ideale waren Göthe's Faust, den er immer in seinen Vorlesungen über Pathologie citirte, und Schelling's Naturphilosophie. Er war witzig und machte gern sarkastische Anspielungen

auf seine Collegen. Er sagte mir einmal, wenn er Niemanden mehr habe, auf den er schimpfen könne, stelle er sich vor den Spiegel und schelte sich selbst aus. Merkwürdig war das Verhältniß der beiden Philosophen, Schneller und Zimmermann.

Franz Julius Borgias Schneller wurde aus Oesterreich nach Freiburg als ordentlicher Professor der Philosophie gerufen. Er war ein lebendiger, ungemein beweglicher Lebemann, untersetzten mittleren Körperbaues. Er trug einen Frack, kurze Beinkleider, hatte um die Waden zugeknöpfte Gamaschen und Schuhe. Er dachte in politischen und religiösen Dingen freisinnig, war Schöngeist und Schönredner. Ein besonderes Aufsehen machte er bei dem andächtigen Publikum in der Münsterkirche, wenn er sich in die Mitte des Schiffes hinstellte und während des Gottesdienstes mit ausgespreizten Beinen, den Hut auf dem Rücken, den innern Bau der Kirche betrachtete. Er stand auf der katholischen oder alten Seite des Senates und suchte mir oft auf Spaziergängen, die Zweckmäßigkeit des Priestercölibates vorzudemonstriren. Sehr bekümmerte ihn, daß, ungeachtet in Freiburg alle den philosophischen Cursus hören mußten, kaum eine seiner Vorlesungen zu Stande kam. Sein Gegner war nämlich Franz Joseph Zimmermann, ein Bauernsohn von Wendlingen, mein unvergeßlicher Freund, welchem ich im Brockhaus'schen Conversationslexikon ein kleines Denkmal der Erinnerung setzte. Von einem Landpfarrer im Französischen und in den Anfangsgründen des Lateinischen unterrichtet, mit 20 Jahren noch Bauernknecht, verband er mit einer energischen Willenskraft und einem ungeheuchelten Streben nach Wahrheit eine seltene Biederkeit des Charakters. Durch Privatstudien befähigte er sich zur Ablegung eines gelungenen Abiturientenexamens und hörte theils theologische Collegien, theils die Philosophie Erhard's, welche ihn bald so mächtig anzog, daß er der Theologie für immer den Rücken kehrte. Er war derb, kräftig, im Ausdrucke präcis und streng logisch. Durch Lösung einer philosophischen Preisaufgabe über „Raum und Zeit" machte er Aufsehen, wurde Doctor, Privatdocent und außerordentlicher Professor der Philosophie. Er war bei den Studenten beliebt und alle Zuhörer strömten ihm zu, während seines Rivalen Schneller Hörsäle leer blieben. Zimmermann hatte nur einen Fehler aus seiner früheren Lebensweise mit herübergebracht, eine Vorliebe für geistige Getränke, während Schneller der Freund einer guten Tafel war. Der witzige Mathematiker Buzengeiger pflegte von ihnen zu

sagen: „Ein Philosoph muß essen und trinken. Darum haben wir in Freiburg nur einen Philosophen. Schneller ißt und Zimmermann trinkt". Zimmermann war ein abgesagter Feind der Schönrednerei. Als er einst mit einem jetzigen Hofrath nach Lehen ging und dieser beim Heimwege — es war die Nacht hereingebrochen — bemerkte: „Sehen Sie doch die herrliche Himmelskuppel über uns mit den wundersam glänzenden Sternen", sagte er: „Salbader" und ging weiter. Er sagte: „Ich habe, wie Mohammed, nur zwei Glaubenssätze. Sie lauten: Du kennst mich Alter (damit meinte er Gott) und die ganze Welt kann mir gestohlen werden". — Seeber mag ein guter Physiker gewesen sein; aber alle Schüler sagten: „Man lernt nichts bei ihm". Er kam später nach Karlsruhe. Spenner, Buß, Werber und Schwörer waren aufstrebende junge Docenten, alle wurden später ordentliche Mitglieder der medicinischen Facultät. Spenner war ein tüchtiger Botaniker, bekannt durch seine Flora Badensis, auch geschickter Zeichner von Carricaturen. So zeichnete er Amann und mich, weil wir für die Aufhebung des Cölibates gesprochen hatten, mit den damals modischen Dreikrägenmänteln. Vor uns saß die Kirche als Frauenzimmer. Sie war mit einem Balken auf dem Schooße abgebildet und wir beide saßen auf einer Seite des Tragwerkes, so daß es in die Höhe springen und die ecclesia in ihrer Blöße darstellen mußte. Uns gingen dabei die Worte aus dem Munde: „Gloria in excelsis deo"! Bezeichnend ist es, daß mich Spenner später in Heidelberg besuchte und mehrere Tage bei mir wohnte. Buß war in jener Zeit ein Himmelsstürmer und ein Staatenumwälzer, natürlich nur auf der Kanzel oder auf dem Papiere. Da er Doctor der Rechte und der Philosophie war, wollte er auch Doctor der Medicin werden. Er reiste nach Basel und war in einigen Tagen Doctor der Medicin. Es fehlte, um in allen 4 Facultäten, wie Brugger sagte, Wißmeister zu werden, nichts mehr, als das Doctorat in der Theologie, in welcher er sich die Sporen wirklich verdient hat. Als er von Basel zurückkam, unterschrieb er eine Anzeige der Fortsetzung seiner Vorlesungen: „Buß, Doctor der beiden Rechte, der Philosophie und der Medicin". Es gab eine Zeit, wo er die kirchlichen Dinge verspottete. Sagte er doch in einem Gedichte von den Mönchen:

„Füchse auch, langnachschleppenden Demuthsschweifs,
Grauschimmlichten Bauches und Schopfs".

Als ich ihm, einem frühern Dutzbruder, nach meinem Uebertritte und seiner Bekehrung zur Haller'schen Restaurationstheorie in Freiburg begegnete, sagte er zu mir: „Du siehst! Wir sind hier tolerant. Du kannst hier ganz ruhig und unangefochten herumgehen, ohne daß man dich verbrennt". Buß dachte nicht daran, daß, wenn die von ihm gewollte Kirchenmacht 1831 schon existirt hätte, er dieses zu mir gar nicht hätte sagen können; denn er wäre schon damals als Pantheist und Atheist auf den Scheiterhaufen gekommen.

Schwörer war ein rühmlich bekannter Geburtshelfer und tüchtiger praktischer Arzt. Auch er hatte früher andere Ansichten. Er gab mir noch in jener Zeit als Andenken eine Uebersetzung der Bibel von Martin Luther nach einer Hans Luft'schen Ausgabe und schrieb eigenhändig an den Rand der Offenbarung Johannis bei der Schilderung des neuen Jerusalems: „Guckt da nicht überall der Jude heraus?" Später wollte er mich nicht mehr kennen.

Werber war freisinnig, Naturphilosoph und blieb sich bis zur Gegenwart treu, in welcher er sein fünfzigjähriges Doctorjubiläum feierte.

Meiner Berufung nach Gießen, der Ernennung zum Ordinarius, Dekane der theologischen Facultät und Ephorus, Präses des akademischen Sittenephorates gegenüber blieben die Munkeleien der römischen Camarilla im Verborgenen. Ich lehrte auch in dieser neuen Stellung ganz in derselben, der römischen Kirche entgegengesetzten Richtung. Der Curator der Universität Leipzig, Freiherr von Ende und sein Neffe, Graf von Hohenthal, welche zu Zwecken des sächsischen Cultministeriums die Hochschulen bereisten, besuchten meine kirchenhistorische Vorlesung. Ich las gerade über Huß. Der Curator wohnte außer meiner Vorlesung einem Vortrage Rotteck's bei. Er sagte zu mir: „Unsere protestantischen Theologen in Leipzig sprechen nicht so frei, als Sie, Herr Professor"! Am meisten erfreute mich einst bei einer Nachhausekunft ein umgebogenes Billet mit der Aufschrift: Friedrich Schleiermacher. Der berühmte Theologe und Philosoph hatte mit meinem Collegen Welcker mich in meiner Wohnung vor dem Schwabenthore aufgesucht. Welcker und ich waren die Einzigen, denen er, auf einer Schweizerreise begriffen, in Freiburg diese Ehre erwies. Am andern Morgen ging ich zu ihm in den Zähringerhof. Er war eben in der Abreise begriffen. Da stand er, der kleine Mann mit der kräftigen Stimme, mit dem auf die Schultern herabwallenden Haare und neben

ihm die ihn weit an Größe überragende Frau. Sie waren beide mit dem Packen ihrer Reisekoffer beschäftigt. Da war nicht an langes Reden zu denken. Wie freuten mich seine anerkennenden Worte! Der 29jährige Jüngling nahm nach der Verabschiedung ein schönes, lebenskräftiges Bild des geistvollen Denkers als Erinnerung mit sich durch's Leben. Mit Pietät bewahrt er die eigenhändigen Briefe Schleiermacher's mit vielen andern der klassischen Zeit als das schönste Vermächtniß seines unvergeßlichen Freundes und Collegen Paulus.

Bei der Thronbesteigung des Großherzogs Leopold (1830), die ein wahres Jubelfest für Baden wurde, hatte ich, als das fürstliche Paar Freiburg besuchte und Alle wetteiferten, die Gefühle verehrungsvoller Huldigung auszudrücken, als Dekan der theologischen Facultät, die Ehre, der Universitätsdeputation anzugehören, und der Großherzogin Sophie ein Festgedicht auf einem Sammtkissen zu überreichen. Auch die Universität feierte diesen schönen Tag. Der große Saal der Universitätsbibliothek war festlich geschmückt. Zwei Estraden waren errichtet, auf der einen waren zwei Thronsessel für das fürstliche Paar angebracht. Auf der andern gegenüber aufgerichteten sollten die Ehrenpromotionen vorgenommen werden. Mit dem theologischen Doctormantel bestieg ich als Dekan der theologischen Facultät zuerst die Estrade. Bei Nennung meines Namens als Promotor hatte ich in Gegenwart des Großherzogs das Haupt mit meinem Doctorhute zu bedecken und die Formel in lateinischer Sprache zu sprechen. Nach Beschluß der Facultät wurde der freisinnige und biedere geistliche Ministerialrath Zahn zum Doctor der Theologie ernannt. Dann folgten der Reihe nach auch die übrigen Dekane. Ich war mit dem von der Josephinischen Zeit und von Wessenberg sprechenden, fein gebildeten Erzbischof von Köln, Grafen v. Spiegel, bei einem Gastmahle im Museum zusammen; er sprach viele aufmunternde und anerkennende Worte zu mir, in anderer Weise auftretend, als sein Nachfolger, Freiherr von Droste Vischering. Bei einer andern Gelegenheit wurde ich von dem Erzbischof von Freiburg zu einem Gastmahle, das im erzbischöflichen Palaste gegeben wurde, eingeladen. Das Kirchenoberhaupt erhob sich und sprach in freundlichem Tone: „Es lebe der Dekan unserer theologischen Facultät"! So schien eine freie Bewegung der Wissenschaft innerhalb der katholischen Kirche immer noch möglich. Ihre Gegner schwiegen. Aber ihr Schweigen glich der Gewitterschwüle vor einem ausbrechenden Sturme.

Ich faßte den Gedanken, ohne der katholischen Dogmatik zu nahe zu treten, öffentlich Vorschläge zur Hebung von eingeschlichenen Mißbräuchen bekannt zu machen. Als regelmäßiger Mitarbeiter der vom Oberhofprediger in Darmstadt, Ernst Zimmermann, herausgegebenen allgemeinen Kirchenzeitung, ließ ich dieselben am 1. Mai 1830 in Nr. 88 dieses Blattes erscheinen. Sie waren von mir als derzeitigem Dekan der theologischen Facultät unterschrieben. Ich begann mit einer Schilderung der Anmaßungen des Papstthums, insbesondere Bonifaz' VIII., welcher die Trennung der Staatsgewalt von der Kirchengewalt als Ketzerei bezeichnete, unter Berufung auf den ersten Vers der Bibel: In principio (non in principiis) creavit deus coelum et terram, ich zeigte, wie sich allmälig der Nimbus der Unfehlbarkeit verlor und die Unsittlichkeit des päpstlichen Hofes sich in den Sprichwörtern: Bibamus papaliter und: Tot Romae meretrices, quot sunt familiares verewigte, ich wies auf die durch Kirchenversammlungen ausgesprochene Suprematie der Kirche über den Papst und auf den wohlthätigen Einfluß der Reformation hin. Ich tadelte es, daß die Kirchenversammlung von Trient diese Mißbräuche nicht hob und bezeichnete als Grundlage für eine Verbesserung der katholischen Kirche die Grundsätze des gallikanischen und Josephinischen Kirchenrechtes, erwähnte als deutsche Männer, welche innerhalb der katholischen Kirche für solche bessere Zustände wirkten, Dalberg, Wessenberg, Winter, Salat, Weiler, Michl, Rieger, Sauter, Ruef, Klüpfel, Dannenmayer, Royko, Stöger, Rautenstrauch u. A. Ich wählte zur Aufschrift meines Aufsatzes: „Vorschläge zu Verbesserungen in unserer deutsch-katholischen Kirche". Die Vorschläge bezogen sich 1) auf den Klerus, 2) auf die äußere Verfassung der Kirche, auf Cultus und Ceremonienwerk. Ich bezeichnete als Gesichtspunkte für die Verbesserung des Klerus seine wissenschaftliche, moralische und religiöse Grundlage, verlangte von dem Klerus philologische, historische und philosophische Kenntnisse, nannte als Mittel zu diesem Zwecke den Besuch philologischer Seminarien, Besetzung der Lehrstellen in Gymnasien und Lyceen nicht nur mit Geistlichen, sondern auch mit Laien, Staatsprüfungen und Zurückweisung aller wissenschaftlich nicht entsprechenden Subjecte, und bekämpfte den Grundsatz, daß sich die freie Forschung nicht mit der Kirche vertragen könne. Ich nannte die wissenschaftliche Basis auch die Grundlage zur sittlichen Veredlung, die Aufhebung des Cölibates ein Mittel zur Verbesserung der Sitten

und die Priesterehelosigkeit eine nicht mehr in die Zeit passende, ja zur Sittenverderbniß führende Disciplin, die kein Dogma sei. Ich hob, was die Verfassung betrifft, den Grundsatz hervor: Papa primus inter pares und forderte, daß mit ihm Ernst gemacht werde, bezeichnete als unumgänglich nothwendige Verbesserungen die Veränderung des Breviers, des römischen Missals und Pontificals, forderte statt dessen das Lesen der h. Schriften, passender Stellen aus älteren Kirchenlehrern, die sich mehr auf einen sittlichen, als einen dogmatischen Inhalt bezögen, empfahl ältere und neuere deutsche Kirchengesänge, Hymnen und David'sche Psalmen, verlangte ein Diöcesanerbauungsbuch in deutscher Sprache, tadelte den Gebrauch von Messen, die sich auf notorische Märchen stützen, forderte das Abschaffen der vielen Kreuzbezeichnungen, Theilnahme des Volkes am Gottesdienste durch Responsorien, Beseitigung der vielen Räucherungen, orientalischer Kleidungen, Reliquien u. s. w., rügte das Unnöthige der so genannten Ministranten, welche durch das Volk vertreten werden sollten, und wünschte deutsche Messe mit Streichung der zu sinnlich oder abergläubisch klingenden Stellen.

Diese meine Vorschläge riefen eine große Sensation hervor. Sie wurden in der Schrift „Wider römische Verketzerungssucht, Gutachten eines aufrichtigen Canonisten" (Leipzig, 1831), S. 54—75, in dem Buche: „Zur Emancipation der katholischen Kirche von Rom von Christianus Antiromanus" (Neustadt an der Orla, 1831) S. 1—11, wörtlich abgedruckt, beifällig aufgenommen, als zeitgemäß und katholisch bezeichnet. Die Zeitschrift: „Stimmen aus der katholischen Kirche Deutschlands" brachte im ersten Hefte (S. 39—44) und im zweiten ausführliche Artikel in ehrender Anerkennung über mein seitheriges Wirken und meine Vorschläge. Mein Bestreben für Reform hatte vielfach Beistimmung von Laien und Geistlichen gefunden. Aber es war von jeher der Fehler der Freiheitsfreunde, daß sie sich entweder im eigenen Lager entzweiten und in Fractionen verliefen, oder, wie es hier bei meiner Angelegenheit war, anonym auftraten. Wer war dieser „aufrichtige Canonist", der Verfasser dieses mir günstigen Gutachtens? Wer war dieser auf meine Seite tretende Christianus Antiromanus? Wer war der Verfasser des meine Sache betreffenden Artikels in „den Stimmen des katholischen Deutschlands?" Ich weiß es bis auf diese Stunde nicht, während ich mich in meinen Vorschlägen doch offen in

meiner Stellung als theologischer Professor und Dekan der theologischen Facultät unterschrieb.

Die Herausgeber ultramontaner oder römischer Blätter nannten sich; sie hatten ja nichts zu fürchten; denn hinter ihnen stand der Bischof, der Papst und nach Umständen auch die weltliche Regierung. Die Liberalen hatten nichts für sich, als die Wahrheit und diese bricht sich in der Welt nur langsam die Bahn.

Bald erhob sich ein Zetergeschrei in den ultramontanen Blättern. Zuerst trat die katholische Kirchenzeitung von Dr. Göschel gegen mich auf. Sie griff mich nur verkappt an, stellte sich, als sei es nicht möglich, daß ein Dekan der katholisch-theologischen Facultät solche Vorschläge machen könne, und bat um Aufklärung. Anders verfuhr der Religions- und Kirchenfreund von Dr. Benkert in Würzburg (in Nummer 61 vom 30. Juni 1830). Göschel ließ meine Vorschläge in seiner Zeitschrift abdrucken mit der Ueberschrift: „Universitäts-Wesen und Unwesen". In einer Note dazu hieß es wörtlich: „Wir lassen diese Schandbenkschrift wörtlich bloß darum hier abdrucken, damit man in jenen Landen und Orten, wo die lutherische Darmstädter Kirchenzeitung keinen Eingang hat, davon Kenntniß erlange, was auf den deutschen Universitäten vorgeht und welche Stunde der Zeiger der Zeit zeigt". Nach meinen im Religionsfreunde abgedruckten Vorschlägen folgt von einem Dr. L. M. J. eine Bemerkung. In dieser spricht der anonyme Verfasser von „rohen Ausbrüchen gegen den apostolischen Stuhl in Rom, gegen das Oberhaupt der katholischen Kirche", von „frivolen Angriffen auf alle Rechte und Gerechtsame", von „antichristlichen Grundsätzen des unheilschwangern Rationalismus", von „leichtfertigen und unbesonnenen Producten". Er fordert den Erzbischof von Freiburg und die badische Regierung zum Einschreiten gegen mich auf und verlangt meine Absetzung. In dem „kirchenhistorischen Bemerker", einer Beilage des Würzburger Kirchenfreundes Nr. 21, S. 301, wird dabei folgende Nachricht aus Karlsruhe mitgetheilt: „Aus zuverlässiger Quelle erfahren wir, daß die erzbischöfliche Behörde in Freiburg bereits geeignete Maßregeln gegen den Herrn Professor der Theologie, Dr. Freiherren v. Reichlin-Meldegg, ergriffen habe, wegen eines höchst ärgerlichen Aufsatzes, den er in Nr. 88 der protestantischen Kirchenzeitung hat abdrucken lassen, und man hofft auch zuverlässig von der Gerechtigkeitsliebe und dem religiösen Charakter des durchlauchtigsten Landesfürsten Leopold den erwünschtesten Erfolg".

Bei solchen Vorbereitungen war es nicht zu wundern, daß sich zuletzt auch die Curie in Freiburg regte. Durch die Bulle: Provida solersque war schon am 16. August 1821 die Organisation der oberrheinischen Kirchenprovinz ausgesprochen und wurde durch die Bulle Leo's XII.: Ad dominici gregis custodiam vom 11. April 1827 in das Leben gerufen. Am 16. October desselben Jahres wurde sie von Großherzog Ludwig eingeführt und genehmigt. Im Anfange hatte man geglaubt, es werde Wessenberg, dem man keine Heterodoxie vorwerfen konnte, gelingen, das erzbischöfliche Pallium zu erlangen. Allein es gestaltete sich anders. Vermittler bei dem Papste war der geistliche Rath und Dekan von Kappel, Vitus Burg, ein Freund Wessenberg's, der mir nie von meinem Auftreten gegen den Ultramontanismus abgerathen, sondern nur Klugheit und Vorsicht in meinem Vorgehen empfohlen hatte. Er wurde, wie der geistliche katholische Ministerialrath Brunner in Karlsruhe in einem Schreiben an Paulus sich ausdrückte, „ein Judas an seinem Freunde" und der erste Bischof von Mainz. Der designirte Erzbischof von Freiburg, Wanker, war 1824 gestorben und der bei dem Großherzog sehr beliebte Münsterpfarrer in Freiburg, Bernhard Boll, wurde als Erzbischof eingesetzt und geweiht. Boll war ursprünglich Jesuit, dann Mitglied des Cistercienserklosters in Salem, und dem Großherzog Ludwig, welcher sich als Prinz dort aufhielt, persönlich bekannt. Er war vor Schmitt als Professor der Philosophie in Freiburg angestellt und nachmals Münsterpfarrer in Freiburg. Im Ganzen milde und tolerant, hatte er dies bei der Grundsteinlegung der neuen evangelischen Kirche in Freiburg bewiesen, indem er selbst mit den Grundstein dieser Kirche in feierlichem Acte legte. Nur nothgedrungen entschloß er sich zu einem entschiedenen Angriff. Die Denunciationen in den öffentlichen Blättern und seine eigenen pfäffischen Umgebungen ruhten nicht, bis er endlich ein Lebenszeichen von sich gab. Als Colporteur diente ein Baron von L . . . . . e, der, wie es in einer Zeitschrift hieß, einst nahe daran war, Präsident eines Geheimenrathscollegiums zu werden. Er war eben so bekannt durch seinen Ultramontanismus, als durch seine Begeisterung für culinarische Genüsse, unterzeichnete bei allen Subscriptionsessen, wenn sie in guten Gasthöfen stattfanden, und reflectirte dabei weniger auf die Zwecke des Essens. War ihm doch jedenfalls das Essen Zweck! Boshafte Leute behaupteten, er habe seine Rocktaschen mit Tabakblei gefüttert, um die beaux restes nach Hause zu bringen. Da er

außer dieser Beschäftigung nicht viel zu thun hatte, war er fast immer im Museum und suchte da besonders pikante Artikel auf. So hatte er denn nun auch meine Vorschläge in der Darmstädter Kirchenzeitung aufgestöbert und abgeschrieben. Die Abschrift war so unorthographisch, daß man sie nicht ohne Lachen lesen kann. Sie wurde von meinem Freunde, Ernst Münch, dem Herausgeber von Hutten's Werken und der epistolae obscurorum virorum, (damals durch Wessenberg's und Paulus', Empfehlung Professor der Geschichte an der Universität Lüttich, als geheimer Hofrath und Vorleser des Königs in Stuttgart gestorben) in seiner Zeitschrift Aletheia, Jahrg. 1830, Heft 12, S. 49 abgedruckt. Er theilte diese Abschrift mit, die Erbärmlichkeit des Verfahrens meiner Gegner anschaulich zu machen. Ergötzlich ist es und für den Charakter des Denuncianten bezeichnend, daß der Abschreiber 2 Abschriften, eine für die Curie und die andere gegen Bezahlung für Münch, lieferte. Nun mußte die Curie denn doch etwas thun. Sie wendete sich durch das akademische Consistorium an die theologische Facultät mit der Anfrage, ob das von Freiherrn von Reichlin-Meldegg unterzeichnete Actenstück in der allgemeinen Kirchenzeitung die Ansicht des letzteren sei, oder ob die Vorschläge im Namen der Facultät gemacht worden seien. Die Anfrage war eine berechtigte, gegen die sich nichts einwenden ließ, mehr dagegen, daß die Curie schon vor der Beantwortung dieser Frage die Vorschläge und ihre Sprache „oberflächlich, niedrig, unziemlich, leidenschaftlich" u. s. w. nannte. Es war wirklich komisch, daß die Anfrage und Anklage zugleich nicht nur dem Angeklagten als Dekan zuerst in die Hände kam, sondern daß dieser als solcher der Facultät das Schreiben selbst vorzulesen und darüber Bericht zu erstatten hatte. Die Facultät hielt sich an die Thatsache und erwiederte: „Alles in dem Aufsatze sei für die Person des Professors v. Reichlin und auf dessen eigene Rechnung geschehen und daß sie sich nicht berufen fühle, über den schriftstellerischen Werth oder Unwerth der literarischen Arbeit eines der Mitglieder des akademischen Senates abzuurtheilen". Das Consistorium erwiederte unter dem Prorectorate Schreiber's am 28. Juni 1830, „daß es sich so wenig, als eine andere Behörde, für berufen halte, eine Beurtheilung wissenschaftlicher Gegenstände in derartiger Communication auszusprechen". Damit war die Sache ohne Gefährdung meiner Stellung abgethan. Man schlug jetzt einen andern Weg ein, weil der offene zu keinem Ziele führte. Der Erzbischof, aufgehetzt durch seine Um-

gebungen und die öffentlichen Stimmen von Würzburg und Aschaffenburg, wendete sich in Verbindung mit allen Domkapitularen in einer Klageschrift an den Großherzog Leopold am 25. Juli 1830. Er legte in derselben die „Gefühle seines gekränkten Herzens vor dem Throne" nieder. Er sprach von der „heiligsten, unerläßlichen Pflicht", von „seinen Greisenschultern", von „unbegrenztem Vertrauen", von der „unwürdigsten Behandlung der Kirchengeschichte und der heiligen Schriften" durch mich, von der „Umgehung" dessen, was „die würdigen Oberhäupter der Kirche, die ehrwürdigen kirchlichen Institutionen, deren fromm gesinnte Mitglieder Gutes und Vortreffliches für Religion und Staat geleistet haben", von dem „Mißfallen" des Curators über meine Antrittsrede, vom „Mißlingen aller Besserungsmittel". Er klagt in diesem Schreiben darüber, daß R. an der Hochschule und anderwärts Freunde habe, die ihn hielten, daß er vergebens (in der Zeit, als er öffentlich an der Tafel rief: Es lebe R., der Dekan der theologischen Facultät) an den Direktor der katholischen Kirchensection, Geheimenrath Engesser, geschrieben und ihn „gebeten und beschworen habe", seine gerechten Klagen zu unterstützen, daß „statt der Entlassung R's. seine Anstellung als Ordinarius erfolgt sei". Nun folgt in dem Schreiben die Klage über „die dreiste Anmaßung" der Vorschläge in der Kirchenzeitung. Diese meine Vorschläge werden demselben als Beilage angefügt. Das Schreiben nennt die Einleitung derselben, in welcher das Sprichwort „bibamus papaliter" erwähnt wird, „allen Anstand verletzend" und „schmachvoll". Zugleich wird die Denunciation der Pfaffen in der Aschaffenburger Kirchenzeitung beigelegt. Besonders aber wird hervorgehoben, daß der Verfasser der Vorschläge „unsern Erlöser als einen bloßen Menschen darstelle, der nach der Gerechtigkeit und Seligkeit strebe und nur in so fern als Heiland erscheine, als er seine Zeitgenossen und uns zu diesem Streben anregte und daß er nur für seine Ueberzeugung des gewaltsamen Todes gestorben sei". Es wird bemerkt, „daß ja die katholischen und die anderen Confessionen Christus als den ewigen, im Fleische erschienenen Sohn des ewigen Vaters mit gleich vollkommenster Wesenheit mit ihm anbeten". Es wird die „Erlösungstheorie" angedeutet und darüber geseufzt, daß R. zu einigen, „der Geschichte des neuen Bundes und deren deutlichsten Stellen Hohn sprechenden und der so begrenzten Vernunft allein huldigenden Denkgläubigen" gehöre. Am meisten hatte den Bischof beleidigt, daß ich in meinen Vorschlägen gefordert hatte: „Der Gottes-

dienst werde immer mehr Gottes- und immer weniger Götzendienst". Den Bischof treibt, wie er in diesem Schreiben sagt, die „Liebe zu Gott, zu Kirche und Staat", sie nöthigt ihn „als Oberhirten von mehr als 800,000 Seelen" gegen R. aufzutreten. Das wahrhaft Pfäffische zeigt sich aber in diesem Schreiben in der politischen Verdächtigung meiner Person. Hilft die Verketzerung nicht, denken sie, so hilft bei dem Regenten die Verdächtigung des Revolutionärs. „Denn gewiß", heißt es wörtlich in dem Schreiben, „gleichwie dergleichen Lehren die Hierarchie unserer Kirche anfeinden, eben so huldigen sie dem antimonarchischen Princip, kämpfen mit den Regenten um die Majestätsrechte, versetzen das Volk in Schwindel falscher Freiheit und untergraben die Fundamente des Thrones und des Altares, die Beispiele sind ja nachbarlich". So mußte noch die Julirevolution zu meiner Entfernung herhalten. Das weitläufige, im zweiten Heft der Stimmen aus dem katholischen Deutschland abgedruckte Schreiben war von dem Erzbischof und allen Domkapitularen unterzeichnet. Sie verlangten von dem Großherzog, daß er mir „die höchste Weisung zugehen lasse, daß ich, wenn ich katholischer Priester bleiben wolle, meine gedruckten Vorschläge zu Verbesserungen der deutsch-katholischen Kirche öffentlich widerrufen, künftighin, wie auch andere katholische Lehrer, im Geleise des rein katholischen Glaubens und seiner Dogmen bleiben, Vorschläge zu Verbesserungen dem Urtheile meines Bischofs als meines geistlichen Oberhirten unterwerfen und überlassen und mich aller schmähsüchtigen Ausfälle gegen Personen enthalten solle, welche ihre Würde und ihre Stellung (warum nicht auch ihr Charakter und Lebenswandel?) ehrwürdig mache". Am Schlusse heißt es noch: „Zwar muß ich von seiner bisher bewiesenen Unbeugsamkeit befürchten, daß auch das höchste Fürstenwort vergeblich an ihm abgleiten dürfte; allein dann wäre ich nach den Gesetzen unserer Kirche und meines Gewissens genöthigt, ihn, wenn er sich nicht selbst von unserer Confession trennen wollte, öffentlich als nicht-katholischen Professor zu erklären, ihm alle priesterlichen Verrichtungen zu untersagen und den studirenden Theologen den Besuch seiner Vorlesungen zu verbieten unter der Androhung, daß sie als Ungehorsame und des Irrthums Verdächtige nie

in das bischöfliche Seminar aufgenommen werden, noch eine geistliche Weihe erhalten können, was gewiß ein großes Aufsehen in und außer Landes machen würde, und, was ich doch im Falle seiner Widerspänstigkeit thun, oder meinem bischöflichen Amte entsagen müßte".

Die Klageschrift wurde mir von der Regierung zugeschickt und erschien in der Darmstädter Kirchenzeitung Nr. 97 (1831). Passend war das Motto, welches der Redacteur, E. Zimmermann, dieser Nummer vorgesetzt hatte: „Wenn äußere Zeugnisse für, innere gegen die Echtheit einer Schrift zeugen, wer will den Widerspruch lösen?" Man konnte damals in den Stimmen aus dem katholischen Deutschland die gewiß begründete Bemerkung (Heft 2, S. 56) lesen: „Es ist des Ansehens und der Würde eines katholischen Oberhirten ganz unwürdig, daß der Concipient des Schreibens zu dem niedrigen Kniffe seine Zuflucht zu nehmen nicht erröthet, einen Professor der Theologie, welcher in außerwesentlichen Gegenständen der kirchlichen Disciplin einer eigenen Meinung ist, bei seinem Landesfürsten als einen Revolutionär und einen Feind des monarchischen Princips verdächtigen zu wollen, der mit dem Regenten um die Majestätsrechte kämpfe und die Fundamente des Thrones untergrabe".

Selbst die erzbischöfliche Klageschrift behagte den ultramontanen Heißspornen nicht. Sie tadelten im Maiheft (1831) der katholischen Kirchenzeitung, „daß der Erzbischof den Verirrten fortlehren lasse und den Hirtenstab nicht brauche, der ihm in die Hand gegeben sei; das sei vermessen, wo nicht noch mehr". Ich werde darin von den Drängern „ein frech Verrückter" genannt. Dabei lobt man mich wieder, weil meine „Offenheit meine Schuld mindere". Dem Erzbischof und dem Director der katholischen Kirchensection wird vorgeworfen, daß sie nicht offen seien, weil sie sich den Irrlehrer bei einem „klügeren Benehmen" gefallen ließen. Sie sagen von mir, ich „sei kaum mehr ein Christ, viel weniger Katholik". Mit wahrem Hohne gegen den Erzbischof schließt das ultramontane Blatt: „Edler, unglücklicher Greis! Hätten wir Dich zu den Füßen des verirrten Jünglings, dessen vermessene Unwissenheit und Verblendung uns empört und betrübt, liegen sehen, wir würden diese Demüthigung bewundern und durch unsere Demüthigung zu vergelten gesucht haben. Dich zu Füßen eines Ministeriums mit der Bitte im Munde erblickend,

daß es den Irrlehrer und Verführer Deiner Leviten mittelst Rescripts gläubig und klug machen wolle, fragen wir: „Wo ist unser Erzbischof?"

Tu ne cede malis, sed contra audentior ito! riefen mir Gleichgesinnte in den „Stimmen aus dem katholischen Deutschland" zu. In der Schrift: „Wider römische Verketzerungssucht" sagte „der aufrichtige Canonist" S. 16: „Was Herr Dr. Freiherr v. Reichlin-Meldegg so aufrichtig öffentlich ausgesprochen hat, darin hat man die Stimme des aufgeklärten katholischen Deutschlands vernommen". Der Verfasser dieser Schrift erklärte zugleich, daß er weder mittelbar noch unmittelbar mit mir in Verbindung stehe und aus seiner und seiner Freunde innigster Ueberzeugung als Katholik auf meine Seite trete und meine Vorschläge als zeitgemäß anerkenne. Am Schlusse seines Gutachtens sagt der Verfasser der Schrift: Wider römische Verketzerungssucht: „Nun, am Schlusse meines Gutachtens frage ich die ganze denkende katholische Welt Deutschlands, ob sie in dem Verfasser der wohl gemeinten, unmaßgeblichen Vorschläge zu Verbesserungen in der deutsch-katholischen Kirche einen Feind der Kirche, einen heimtückischen Feind des Katholicismus erkannt hat? Nein, Dr. Freiherr v. Reichlin-Meldegg ist kein Feind der katholischen Kirche; denn er will nicht ihren Tod, sondern ihr Leben, er will, daß sie in neuer, verjüngter Gestalt wieder auflebe, damit ihr wieder mit Freuden um so fester alle anhängen, die ihr bis jetzt noch treu geblieben sind".

Die freisinnige Regierung ging, da Zahn in der katholischen Kirchensection saß, auf die erzbischöfliche Anklageschrift nicht ein. Es blieb bei einem unbedeutenden Verweise des Curators. Die Römlinge lauerten auf eine passende Gelegenheit zur Erneuerung ihrer Angriffe. Die Klugheit war mein Erbtheil nicht. Ich war von einem nicht zu unterdrückenden Streben beseelt, zu lehren und zu schreiben, was in meiner Wissenschaft meine wirkliche Ueberzeugung war. Die Religion und Kirche waren der Obhut des Erzbischofs anvertraut, die Wissenschaft aber den akademischen Lehrern. Diese ist ohne Freiheit der Forschung unmöglich. Mir schwebte mein Doctoreid vor, die Christuslehre von allen menschlichen Zuthaten zu reinigen. Ich sah schon damals ein, wohin es kommen könnte, aber meine Ueberzeugung zog ich meiner Stelle vor.

Zu Ende des Jahres 1830 gab ich die erste Abtheilung des ersten Bandes meiner „Geschichte des Christenthums" heraus und im Anfange

des Jahres 1831 folgte die zweite Abtheilung. Die erste Abtheilung enthält Begriff, Eintheilung, Verhältniß der Kirchengeschichte zu den übrigen theologischen Wissenschaften, Zweck, Quellen und andere Hülfsmittel. Ich behandelte zum Schlusse in einer ausführlichen Darstellung die Geschichte der Kirchengeschichte, die neueren katholischen, lutherischen und reformirten Kirchenhistoriker. In der zweiten Abtheilung stellte ich die erste Periode von Christus bis auf die Alleinherrschaft Konstantins des Großen (324) dar. Ich unterschied in der äußeren Geschichte Umgebungen, Ausbreitung und Verfassung des Christenthums, in der inneren die Lehre der Katholiken, der Häretiker und die Sitten- und Disciplinargeschichte. Die Umgebungen bezogen sich auf die politischen, religiösen, wissenschaftlichen und sittlichen Zustände der Völker, unter denen damals das Christenthum entstand und sich ausbreitete. Ich hatte das Buch dem Andenken meiner lieben, unvergeßlichen Mutter, Marie Auguste Sidonie, geboren 9. September 1777, gestorben 19. October 1826, gewidmet. „Möge das Streben nach Wahrheit, so lautete die Widmung, und einer von Vorurtheilen freien Religiosität ebenso sehr, wie die Verachtung der Heuchelei, Eigenschaften, mit denen die edelste der Mütter im Kreise ihrer Umgebungen leuchtete, der Stempel dieses noch so mangelhaften Buches sein; mögen sie beweisen, daß ich der Verblichenen nicht ganz unwürdig schreibe". Das Werk fand in den einer freieren Richtung huldigenden Blättern, besonders aber unter den Protestanten Anklang. Competente Gelehrte, Paulus, Hartmann, Gieseler u. A. sprachen sich günstig darüber aus. Aber alle ultramontanen Blätter erhoben ein noch größeres Geschrei, als bei dem Erscheinen der Reformvorschläge. Zwar sagte ich nur, was ich nach meiner Ueberzeugung für Thatsache hielt, nicht, was ich selbst glaubte; denn ich schrieb ja Kirchengeschichte und nicht Glaubenslehre. Aber ich hielt eine Kirchengeschichte ohne Dogmengeschichte für werthlos und die Entwickelung der Lehre Jesu, der Apostel, des Urchristenthums, meine günstigen Urtheile über die Forschungen protestantischer Kirchenschriftsteller konnten dem gegnerischen Lager unmöglich zusagen. Der Gelehrteste in demselben, Professor Möller in Tübingen hatte in der dort erscheinenden katholisch-theologischen Quartalschrift (Jahrg. 1831, Heft I, S. 133—137) eine fulminante Recension gegen meine Kirchengeschichte losgelassen. „Wer meine Vorlesungen höre, meinte er, wenn er nicht ganz dumm und gedankenlos sei, könne nur mit einer grenzenlosen Verachtung des Christenthums und der christlichen Kirche erfüllt

werden, und darauf mit einem tiefen Abscheu seiner selbst als dessen, der sich entschließen könne, Priester einer Kirche zu werden, welche die Mächte der Hölle gegründet und erhalten hätten, der sich entschließen könne, diesem Gebäude von Bosheit, Afterwitz und Dummheit in eigener Person als Stütze zu dienen." Ich ließ sogleich eine „Erwiderung" erscheinen (Freiburg, bei Groos 1831) und allgemein sprach sich die Zufriedenheit mit der Abfertigung solcher boshafter Verläumdungen aus. Es hieß, er habe mich mit Wasser, ich ihn mit Pfeffer und Salz bedient. Die Ultramontanen in Freiburg jubelten über Möller's Recension. Sie vergaßen, was der Katholik Pflanz in den freimüthigen Blättern als Recensent einer meiner Schriften sagte: „Wer mit solchen Waffen kämpft, kämpft immer gegen sich selbst. Wer aber so hoch gefeierte Namen, wie die eines verstorbenen Dannenmayer und Sauter und eines noch lebenden hoch verehrten v. Rotteck verunglimpft, gibt deutlich genug zu erkennen, daß der Leidenschaften Ingrimm nicht nur seine Krallen gegen Lebende auslassen, sondern auch in den Gebeinen der Todten scharren könne". Die literarischen Befehdungen gefährdeten zunächst meine Stellung als Lehrer der Wissenschaft nicht, aber sie machten diejenigen, welche die Gewalt hatten, in unangenehmer Weise auf mich aufmerksam. Inzwischen hatte ich meine „Grundsätze der hebräischen Formenlehre" (Freiburg, bei Groos 1831) und mein akademisches, im Namen des Senates geschriebenes „Programm über die Mosaische Dornbuschgeschichte" (Freiburg, bei Groos 1831) dem Drucke übergeben. Die letztere war ebenfalls wenig geeignet, mich bei dem gläubigen Publikum zu empfehlen; denn ich suchte die Geschichte nicht als Wunder, sondern natürlich zu erklären. Die Gewitterwolken zogen sich zusammen.

Am 28. Juni 1831 kam mir ein Schreiben des Erzbischofs Bernhard Boll aus Karlsruhe zu. Es erwähnt — sonderbar genug — die Recension Möller's in der Tübinger Quartalschrift und meine Erwiderung und „vorläufig", sagt darin der Erzbischof, „wolle er seiner oberhirtlichen Pflicht gemäß an mich die Fragen stellen: 1) ob ich mich zu den in diesem Buche enthaltenen Sätzen und Meinungen bekenne, und, wenn dieses der Fall sei, 2) ob ich mich nicht zu einem Widerrufe derselben und zur neuen Ablegung des von mir bei der Priesterweihe beschworenen Glaubensbekenntnisses mit herzlicher Aufrichtigkeit entschließen wolle". Schließlich erwartet der Erzbischof binnen acht Tagen eine „redliche" Antwort. „Er bittet zu Gott, daß

sie so ausfallen möge, damit er nicht seiner Stellung gemäß genöthigt werde, nach den kanonischen Gesetzen einzuschreiten". Ich ließ den Erzbischof nicht einmal acht Tage warten; denn schon am 3. Juli erfolgte meine Antwort aus Freiburg. Auf die erste Frage erklärte ich, das in Frage stehende Buch allerdings geschrieben zu haben. Ich fügte bei, daß ich niemals Bedenken getragen hätte, mich als den Verfasser desselben öffentlich zu bekennen. Die zweite Frage beantwortete ich dahin, daß ich mich weder so lange zu einem Widerrufe der in meinem Buche enthaltenen Sätze, noch zur Ablegung eines neuen Glaubensbekenntnisses entschließen könne, bis ich nicht die in Frage stehenden Sätze und Meinungen kenne und das Irrthümliche derselben aus hinlänglichen Gründen erwiesen sei, zumal, da dieses Buch eine Menge von Thatsachen enthalte, welche als geschehen sich auf keine Weise widerrufen ließen. Darauf erging am 7. Juli ein zweites Schreiben des Erzbischofs an mich. Er hielt sich darin an den Ausdruck in meinem Briefe von einem neuen Glaubensbekenntnisse. Er erklärte, seine Meinung sei nicht gewesen, daß ich ein neues Glaubensbekenntniß ablegen solle; er wolle sich also deutlicher ausdrücken und stelle die Frage mit nachstehenden Worten:

„Glauben Sie noch alles jenes mit aufrichtigem Herzen, was Sie vor Ihrer Priesterweihe beschworen haben?"

Diese Frage enthielt noch den Beisatz: „Die Beantwortung dieser Frage kann ein Bischof, wenn er auch zu ängstliche Sorgen hätte, von jedem Geistlichen fordern, und jeder Geistliche, der sich dieses Glaubens rein bewußt ist, wird sich beeilen, seinen Oberhirten mit einem frohen Ja zu beruhigen".

Der Bischof hatte den Unterschied zwischen einem bloßen Geistlichen als seinem Untergebenen und einem Universitätsprofessor, den Unterschied der Kirche und Wissenschaft vergessen. Das von mir verlangte Ja oder Nein hing von mir und nicht vom Bischofe ab. Ich konnte gleich antworten oder zuwarten. Ich entschloß mich für das Letztere, weil der Erzbischof, während er mir offen und freundlich schrieb, hinter meinem Rücken am 20. Juli eine gegen meine Kirchengeschichte gerichtete Klageschrift dem Großherzoge eingereicht hatte und mir vom Ministerium diese Klageschrift zur Verantwortung geschickt ward. Der Erzbischof wiederholte auch hier im Namen von 800,000 Katholiken, die Gefühle des Schmerzens über meine Irrlehren und die Bitte meiner Entfernung. Beigegeben war das Gutachten „eines be-

rühmten Theologen". Der berühmte Theologe (denn von den übrigen war keiner berühmt) war Johann Leonhard Hug, den Münch in der Aletheia „den schlau lächelnden Erasmus" nennt. Er gab sich dazu her, verdächtig klingende Sätze aus meiner Kirchengeschichte aufzuführen. Darunter kam der Satz vor: „Jesus nannte sich im Gefühle seiner Kraft den Sohn der Gottheit". Da kann man mit Talleyrand sagen: „Gebt mir zwei Worte und ich bringe Euch an den Galgen". Ja, er entblödete sich nicht, den Antrag auf 200 fl., schreibe zweihundert Gulden, Sustentationsgeld für mich, eine Summe, wie man sie etwa einem ausrangirten Hausknechte nach langjähriger Dienstzeit zuerkennt, zu beantragen. Auch das erbärmlichste und unbrauchbarste Subject ist nach der Weihe Tischtitular, und, so lange ich nicht freiwillig austrat, mußte mir nach Staatsgesetzen ein standesgemäßer Unterhalt verwilligt werden. Ich wollte zuerst das hämische Klagelibell beantworten, ehe ich meine Antwort auf das zweite erzbischöfliche Schreiben gab. Meine Beantwortung der Klagschrift ging in einem motivirten Schreiben an den Großherzog und an das Ministerium des Innern am 2. August ab. Die Universitätskuratel, die mich zur Erklärung aufgefordert hatte, vermittelte die Uebersendung. Ich erklärte mich in meinem Verantwortungsschreiben offen und ungescheut nach meinem Gewissen und nach meiner religiösen Ueberzeugung über das von mir bei der Priesterweihe beschworene und abermals zu bejahende Glaubensbekenntniß. Ich fügte eine abschriftliche Beilage des priesterlichen Symbolums an. Ich verband, indem ich die mir zugemuthete Bejahung zurückwies, mit meiner Erklärung die Bitte um Versetzung in die philosophische Facultät für die erledigte Lehrkanzel der historischen Hülfswissenschaften. Das Ministerium stellte meine Versetzung in Aussicht und ich kündete, damals noch ordentlicher Professor der Theologie, für das Winterhalbjahr 1831/32 in der theologischen Facultät hebräischen Sprachunterricht, in der philosophischen Weltgeschichte und zwar Geschichte des Alterthums an. Immer war ich noch wenigstens dem bloßen Namen nach, wie zu jener Zeit viele Gebildete, Katholik. Aber die Stellung eines Geistlichen, der auch in der philosophischen Facultät Geistlicher blieb, und hier immer noch unter der erzbischöflichen Kurie stand, war eine andere, als die eines Laien. Ich sah die Reaction mit Riesenschritten herannahen. Die Freiburger jubelten, als sie den Erzbischof und das Domkapitel mit Dompräbendaren und dem übrigen Anhange in ihre Mauern bekamen; aber sie bedachten nicht, daß

Universität und Domkapitel in einem umgekehrten Verhältnisse zu einander stehen, und daß, je mehr die Curie an Einfluß gewann, desto mehr eine katholische Universität und insbesondere die theologische Facultät an der Möglichkeit einer freien Bewegung verlieren mußte. Ich sah ein, daß, wenn auch die Universität, wie dieses immer mehr geschah, durch Anstellung protestantischer Lehrer ein Gegengewicht gegen Verdunkelung erhalte, doch immer die theologische Facultät einer mächtigen Curie gegenüber nur ein kleines oder gar kein Maß von Freiheit besitzen könne. Meine Voraussicht hat sich bestätigt. Schreiber wurde veranlaßt, sich der deutsch-katholischen Bewegung anzuschließen. Und wie viele Bausteine der kirchlichen Reaction wurden seit meiner Entfernung aus der theologischen Facultät zu einem Bollwerke gegen Aufklärung und Geistesfreiheit gelegt! Boll's Regiment war immer noch mild und schritt nur, durch äußere Einflüsse genöthigt, in ungewöhnlichen Fällen ein (1827—1836). Ignaz Demeter (1836—1842) war als Schulmann rühmlich bekannt, in seinen Gesinnungen mild und aufgeklärt. Hermann von Vicari, sein Nachfolger, war ein sittenreiner Mann, früher ein Freund Wessenberg's, aber schwach und von der ihn umgebenden Camarilla geleitet. Da kam es vor, daß Viele und zwar die Besten und vernünftigst Denkenden, der Aufforderung des Ministeriums Folge leistend, bei dem Tode des allgeliebten bürgerfreundlichen Großherzogs Leopold ein feierliches Seelenamt für den edeln Hingeschiedenen hielten, und daß dasselbe Ministerium ruhig zusah, wenn diese Priester dafür gestraft wurden und zur Sühnung ihres Vergehens im Priesterseminar zu St. Peter unter der Leitung des berüchtigten Paters Roh Exercitien und Bußübungen machen mußten. Ich begegnete damals einem Jugendfreunde auf dem Wege nach St. Peter und auf meine Frage: „Was willst du da?" gab er mir zur Antwort: „Ich muß in St. Peter Buße thun, weil ich für die Seele des Großherzogs Leopold Messe gelesen habe". Hat da je ein theologischer Freiburger Professor das Wort ergriffen? Man schwieg, weil man die Curie fürchtete. Und was ist der katholischen Kirche nach und nach vom Pontificate geboten worden? Anstatt einer Restriction der von Pius IV. vorgeschriebenen Glaubensformeln wurden zwei neue Glaubensartikel geschaffen, die unbefleckte Empfängniß Maria's und die Unfehlbarkeit des Papstes. Von den ersten Kirchenlehrern und Orden wurden sie bekämpft, und man wagte es trotz dem Grundsatze: Quod semper, quod ubique, quod ab omnibus creditum est, neue Dogmen zu

fabriciren. Hat in ganz Deutschland ein katholischer Theologe sich gegen das Dogma der unbefleckten Empfängniß erhoben? Nahm man es nicht als katholisch hin, während früher die ersten Kirchenlehrer und Kirchenorden sich dagegen ausgesprochen hatten? Ist wohl das alte Dogma von der Erbsünde mit diesem neuen von der immaculata conceptio vereinbar? War Maria im Leibe ihrer Mutter ohne Erbsünde empfangen, so mußte dieses doch auch bei der Großmutter und so zurück durch die lange Reihe von Müttern bis zur Eva der Fall gewesen sein. Wo bleibt da die Erbsünde? Das Dogma der Unfehlbarkeit wurde von vielen deutschen Bischöfen bekämpft und sie führten es dennoch ein. Im freisinnigen Baden und Württemberg traten weder ein Kübel noch ein Hefele dagegen auf.

Amphora coepit
Institui. Currente rota cur urceus exit?

Auch sagte mir damals nur der kleinste Theil der Geistlichen zu. Man scheute sich viel weniger vor mir, als einem so genannten Liberalen, mit der Sprache herauszugehen. Da erfuhr ich, der ich am Geistlichen nichts mehr, als die Lüderlichkeit haßte, manches Unangenehme. Ein geistlicher Freund sprach mir von einer societas zotologica, in welcher derjenige beim Trinken in einem Gasthofe zechfrei ausging, der die unanständigsten Witze machte. Als in der Freiburger Denkschrift und auf dem Landtage die Aufhebung des Cölibats zur Sprache kam, trat ein Pfarrer von D.....g, unter seinen intimeren Collegen nur das lüderliche F....le genannt, für die Nothwendigkeit, Zweckmäßigkeit und Heiligkeit der Priesterehelosigkeit unter der Chiffre P. i. a. (Parochus in altis) in die Schranken. Vieles, was ich selbst sah und hörte, erregte meinen Abscheu. Als man einst bei der erzbischöflichen Tafel die Bemerkung machte, ich hätte zwar ketzerische Grundsätze, aber meinem sittlichen Betragen könne man nichts anhaben, es sei durchaus anständig und lobenswerth, bemerkte einer der Gäste: „Das thun die Ketzer aus Bosheit". Wollte Gott, es wäre Alles aus Bosheit in der Ordnung, das ließen wir uns gerne gefallen. — Was war unter solchen Umständen für mich zu erwarten? Beseitigung aus der Sphäre meiner bisherigen Wirksamkeit, überall Hindernisse und Beschränkungen. Die liberalen Geistlichen, die sich meiner annahmen, traten anonym auf. Sie erwarteten ihr Heil von der Hand eines von keiner Macht unterstützten Jünglings. In der philosophischen Facultät hatte ich allerdings eine freiere Sphäre, aber als Geistlicher

befand ich mich in einer Zwitterstellung, die zu keinem erfolgreichen Resultate führen konnte. Dazu kam, daß die Regierung mich als Professor der Theologie auch hier immer noch unter dem Machtgebote des Erzbischofs ließ und mit meiner wirklichen Anstellung als Professor der philosophischen Facultät Monate lang zögerte. Ohne eine von der Curie völlig unabhängige Stellung war nichts Erkleckliches zu wirken.

Ich war entschlossen, die theologischen Fesseln abzuwerfen. Meine Erklärung hatte ich der großh. Regierung am 2. August abgegeben. Ich theilte sie nun, da ich von ihr hierauf keine Antwort erhielt, dem Erzbischof als Antwortschreiben auf seine Anfrage wegen des Glaubensbekenntnisses unter dem 31. December 1831 mit. Ich berief mich darin auf den vermöge Decrets der österreichischen Hofkanzlei vom 27. April 1785 an den katholisch-theologischen Facultäten eingeführten, zu Recht bestehenden und von mir beschworenen Doctoreid, dem ich als Professor der Theologie nachkommen mußte. Der Eid lautet: Religionem christianam a spuriis cultibus integram servaturum, disciplinam theologicam a jejunis scholasticorum opinionibus repurgaturum, veram, quae ad mentem Jesu Christi sit, theologiam exculturum eamque ad usus vitae humanae constantur et sollicite traducturum. Ich stellte in kurzen Zügen die Entwickelung der reformatorischen Ideen in der Kirche dar, und verneinte die Zumuthung, das bei der Priesterweihe beschworene Glaubensbekenntniß noch einmal abzulegen. Ich zergliederte dieses Glaubensbekenntniß und zeigte, daß der erste Theil die Sätze des Nicaeno-Constantinopolitanum enthalte, die einer verschiedenen Auslegung fähig seien, daß es aber Zusätze habe, welche unter dem Einflusse der die Protestanten verfluchenden Trienter Synode entstanden seien. Ich erkannte diese Kirchenversammlung nicht als eine ökumenische an, indem der Papst in Sachen der Protestanten Kläger, Beklagter und Richter zugleich war, und die Italiener allein den entscheidenden Einfluß hatten. Ich verwarf die von Pius IV. ausgesprochenen, den Katholiken von den Protestanten trennenden Glaubenssätze, zählte sie einzeln auf und sprach entschieden aus, daß ich sie nicht als christlich, als in der Bibel und im Urchristenthume begründet anerkennen könne, belegte meine Verwerfung jedes einzelnen Glaubenssatzes durch Anführung der geschichtlichen Quellen, und schloß mein Sendschreiben an den Erzbischof mit den Worten: „Ob und inwiefern diese meine

religiösen Ansichten die richtigen oder unrichtigen sind, könnte und dürfte nur eine allgemeine Versammlung der christlichen Kirche entscheiden. Synoden waren in den ältesten Zeiten, sie wurden selbst im Mittelalter fortgesetzt; demnächst soll eine Synode nach Beendigung unseres Landtages die religiösen Angelegenheiten der evangelisch-protestantischen Kirche entscheiden. Das kirchliche Leben kann nur durch wechselweises Besprechen und Berathen der Gesammtheit zu Tage brechen und nach der Festsetzung der Synode von Nicäa sollten in jeder bischöflichen Diöcese wenigstens zweimal des Jahres zu diesem Zwecke Versammlungen gehalten werden. Ich lebe der festen Ueberzeugung, daß die Mehrheit unserer Gebildeten über Christen- und Kirchenthum im neunzehnten Jahrhunderte anders denken und sprechen werde, als sie im 16. Jahrhundert gedacht und gesprochen hat. Bürgen dafür sind mir die Fortschritte der Menschheit in allen Zweigen der Cultur, die Aeußerungen der verständigsten Männer jetziger Zeit über Religion und Kirche, das allgemein laut gewordene Bedürfniß einer Umgestaltung der christlich-kirchlichen Verhältnisse und die Geschichte, welche uns aus der Vergangenheit die Zukunft mit Bestimmtheit weissagen läßt".

„Ich bitte Euere Erzbischöfliche Gnaden diese Aeußerungen als Resultate meiner Ueberzeugung, meines freien und rücksichtslosen Strebens nach Wahrheit, meiner Liebe zur Religion und zum Christenthume, meiner Hochachtung gegen Hochdieselben und der pflichtschuldigen besonderen Aufmerksamkeit, welche ich Hochderselben mir so wichtigen Anfrage zu weihen entschlossen war, gefälligst ansehen und von diesem Standpunkte aus gütigst würdigen zu wollen. Die Wahrheit bleibt, der Menschen Meinungen vernichtet die Zeit."

Dieses Sendschreiben wurde von mir der Oeffentlichkeit übergeben (Freiburg, bei Groos 1832) und erschien gleich darauf auch in holländischer Uebersetzung (Amsterdam, 1832). In ultramontanen Blättern wurde darüber gewaltig losgezogen. Allein damit begnügte man sich nicht. Zwei besondere Schriften wurden gegen das Sendschreiben ausgegeben, die eine von dem Chorherren Geiger aus Lucern, welcher mich sogar bei der von mir bekämpften Heiligen- und Reliquienverehrung an die Bilder meiner Ahnen erinnerte (Freiburg im Breisgau, gedruckt in der erzbischöflichen Buchdruckerei von Herder, 1832). Die andere Schrift war in einer weniger würdigen, rohen und unziemlichen Sprache geschrieben. Sie stammte von einem meiner ehemaligen Schüler, dem Beneficiaten Joseph Heberling, welcher

sich dadurch ein höheres beneficium zu erwerben gedachte. Sie erschien in Augsburg (Verlag von Karl Kollmann, 1832). Aber es fehlte meinem Sendschreiben auch nicht an Zustimmung, selbst von katholischer Seite. Der katholische Verfasser der oben erwähnten Schrift „wider römische Verketzerungssucht" trat in einem an mich gerichteten Sendschreiben (Mainz, bei C. G. Kunze, 1832) auf meine Seite. Er billigte meinen Schritt, und meinte, in Oesterreich würde ein übertretender katholischer Geistlicher davon gejagt oder ihm durch Gefängniß der Austritt unmöglich gemacht. Er, der katholische Theologe und Canonist, sagt in seinem Sendschreiben an mich wörtlich: „Weil Sie hier der Wahrheit, trotz aller Rücksicht auf das Unangenehme, was vielleicht nach einer verneinenden Antwort Ihnen begegnen konnte, unerschütterlich treu blieben, so verdienen Sie eben um so mehr Ihrer Liebe und Treue wegen, mit welcher Sie die Wahrheit umfassen, die Achtung aller Edeln". Die deutsche allgemeine Zeitung Nr. 252 (1832, März) und Amthor in seinem Buche de apostasia (S. 83—90) sprachen sich anerkennend aus. Auch im Auslande wurde der Uebertritt verschieden besprochen. Die in Paris erscheinende Zeitschrift: Le protéstant schrieb in Nr. 36 vom 20. Juli 1832: Le 29 fevrier dernier le professeur baron de Reichlin-Meldegg, dont nous avons déjà parlé, embrassa solennement le protéstantisme dans l'église evangélique de Fribourg en Brisgau. Après un discours plein d'onction par le doyen des pasteurs, Eisenlohr, le récipiendaire fit sa profession de foi en douze propositions et son admission fût proclamée. Ceux, qui connaissent cet homme, non moins distingué par de grands talents et une profonde erudition, que par la noblesse de son caractère et par son enthusiasme pour tout ce, qui est bon et vrai, sont persuadés, qu'aucun motif impur, aucune vue d'interêt ne l'a déterminée à faire une démarche. Une lettre, qu'il adresse à ce sujet à M. l'archevêque contient d'ailleurs sa pleine justification et excite au plus haut point l'attention publique. Dagegen heißt es im avenir schon am 21. December 1830, also lange vor meinem Uebertritte, zu einer Zeit, da ich noch im vollen Lesen der Kirchengeschichte war: „Les aspirants au sacerdoce devoient jusqu'ici et doivent encore frequenter les cours de l'université grand-ducale, ou jusqu'au commencement de ce semestre le professeur de théologie, l'abbé Reichlin-Meldegg jeune homme

égaré, attaquait expressément dans ses leçons la divinité de Jesus Christ, la pureté de la sainte Vièrge et tous les miracles de l'évangile.“

Der Erzbischof beantwortete meine Erklärung nicht. Man ging statt dessen, weil man nun das Heft in der Hand hatte, zur That über. Ich erhielt am 23. Januar 1832 ein Rescript vom erzbischöflichen Ordinariate, unterzeichnet vom damaligen Generalvikar und späteren Erzbischof von Vicari: „In Hinsicht auf Ihre Erklärung“, hieß es in demselben, „ist uns von Seiner erzbischöflichen Gnaden, dem Hochwürdigsten Metropoliten, der Auftrag geworden, den Freiherrn Karl von Reichlin-Meldegg zu ersuchen, die Urkunde über die empfangene Priesterweihe, literas formatas, dem Ordinariate zuzustellen, da sie ihm ohnehin von keinem Gebrauche mehr sein könne“.

Zugleich erging ein sehr unnöthiger Erlaß desselben Ordinariats, die schriftliche Erklärung des Professors von Reichlin-Meldegg betreffend, an die Großherzoglich Badischen Dekanate, dahin lautend, daß „Benannter aus der katholischen, durch den westphälischen Frieden in ganz Deutschland und dem Großherzogthum Baden anerkannten und rechtlich bestehenden Kirche austrete“. Das Ordinariat sieht sich darum veranlaßt, „diesen Austritt der betreffenden Geistlichkeit bekannt zu machen, mit dem Bemerken, den benannten Professor keine geistlichen Functionen auf etwaiges Verlangen ausüben zu lassen, und sich auf diese Weise vor Verantwortung und geistlicher Censur zu verwahren“. Sonderbar! Hatte ich in meinem Schreiben schon officiell der Kirche meinen Austritt angezeigt? Und, wenn dieses auch wirklich aus meinem Sendschreiben gefolgert oder erwartet werden konnte, hing er dann in irgend einer Weise mit dem westphälischen Frieden zusammen? War dadurch die „rechtliche Anerkennung“ der katholischen Kirche beeinträchtigt? Las ich nicht schon in der philosophischen Facultät Geschichte und verletzte das etwa den westphälischen Frieden oder die Rechte der katholischen Kirche? Was hatte die Anerkennung der katholischen Kirche in „ganz Deutschland“ mit meinem Uebertritte zu schaffen, der noch nicht einmal erfolgt war? Wie konnte man bei einem Ausgetretenen das Verrichten kirchlicher Functionen erwarten? Konnte ich nicht mich selbst auf den westphälischen Frieden berufen und verlangen, daß man den Gleichberechtigten nach seinem Austritte in Ruhe lasse?

Erst in meinem Antwortschreiben zeigte ich dem Ordinariate unter dem 19. Februar 1832 meinen Uebertritt aus der römisch-katholischen in die evangelisch-protestantische Kirche an und wies zugleich die mir zugemuthete Zurückgabe der von mir bezahlten, mir eigenthümlich zukommenden Urkunden der Priesterweihe ab. An diesem Tage hatte ich nämlich der Universitätscuratel und dem evangelischen Pfarramte und Dekanate Freiburg und durch dasselbe dem Großherzoglichen Ministerium des Innern den von mir beabsichtigten Uebertritt aus der katholischen zur protestantischen Confession angezeigt.

Es herrscht in unserer Zeit eine ziemlich verbreitete Gewohnheit, Convertiten mißtrauisch zu betrachten und den Confessionswechsel als etwas Gleichgültiges, Unnöthiges, ja sogar Lächerliches zu betrachten. Diese Gewohnheit hat ihren Grund mehr im religiösen Indifferentismus, als in der Achtung vor der angestammten Confession, in der man geboren und erzogen wurde. Wäre denn nach solchen Grundsätzen jemals die Reformation möglich gewesen? Waren es nicht Begeisterung und Ueberzeugung, welche die Reformatoren des 16. Jahrhunderts leiteten? Soll religiöse Ueberzeugung und Begeisterung im neunzehnten Jahrhunderte nicht mehr möglich sein? Ich meines Theils würde darin keinen Fortschritt sehen. Es würde dann nur etwa so viel heißen, als: „Es ist gleichgültig, ob wir den Namen „Katholiken" oder „Protestanten" führen, wir glauben ja Alle nichts". Und ist es denn wirklich so gleichgültig, ob man das Christenthum nach dem wirklichen Sinne der Bibel oder nach der Auslegung einer unfehlbaren Kirche oder gar, wie jetzt, eines unfehlbaren Papstes kennen lernt? Ist es gleichgültig, wenn man einer Kirche angehört, welche ein in früher Jugend abgelegtes Gelübde der vollkommenen Entsagung auf die Befriedigung eines natürlichen Triebes für das ganze Leben als ein sittliches und heiliges ansieht? Ist es gleichgültig, wenn man einer Kirche angehört, welche auf einen alleinseligmachenden Glauben Anspruch macht und allen ihre Unfehlbarkeit nicht Unterschreibenden die ewige Seligkeit abspricht? Ist es gleichgültig, einer Kirche anzugehören, welche die Unauflöslichkeit der Ehe lehrt, auch dann, wenn der eine Theil so unwürdig ist, daß es für den andern unmöglich wird, mit ihm in ehelicher Gemeinschaft zu leben? Ist es gleichgültig in einer Kirche zu leben, in welcher selbst vom protestantischen Vater, wenn er sich mit einer Katholikin vermählt, die katholische Kindererziehung verlangt wird, in einer Kirche, welche im Falle der Verweigerung die kirchliche

Einsegnung versagt? Ist es gleichgültig, in einer Kirche zu leben, wo Viele gezwungen werden, auf das schönste und edelste Band der Liebe, die Ehe und das Familienglück, für das ganze Leben zu verzichten? Ich wenigstens hielt es nicht für gleichgültig und ich darf wohl sagen, daß ich mit Begeisterung und Ueberzeugung übertrat.

Am 19. Februar hatte ich meine Erklärung durch das evangelische Dekanat Freiburg an das Großherzogliche Ministerium des Innern (evangelische Kirchensection) eingeschickt und schon am 22. Februar 1832 wurde durch Rescript Nr. 1509 das evangelische Dekanat ermächtigt, mich nach Ablegung des Glaubensbekenntnisses in Gegenwart des evangelischen Kirchengemeinderathes in die evangelisch-protestantische Kirche aufzunehmen. Am 29. Februar erfolgte der Act meines Uebertrittes in Gegenwart eines ehrwürdigen und liberalen evangelischen Geistlichen, des Dekans Eisenlohr, und der Kirchengemeinderäthe. Die vordere Thüre der evangelischen Kirche, welche nach der Straße führte, war, den Andrang zu vermeiden, geschlossen, nur die hintere Thüre wurde geöffnet und doch hatte sich die Kirche ganz angefüllt. Viele Professoren und Akademiker waren anwesend. Man hatte mir in wahrer Liberalität erlaubt, mein eigenes Glaubensbekenntniß abzufassen und in der Kirche vorzulesen. Es ist mit dem vom Kirchenrath Eisenlohr herausgegebenen „Act des Uebertritts und der Aufnahme des Dr. Karl Alexander Freiherrn v. Reichlin-Meldegg" (Freiburg, bei Groos, 1832) als Beilage mit der Aufschrift: „Mein Glaubensbekenntniß" im Drucke erschienen. Auch von dieser Schrift wurde in Amsterdam die Herausgabe einer holländischen Uebersetzung veranstaltet. Ich hob nach einer gedrängten Einleitung das Princip der evangelisch-protestantischen Kirche im Gegensatze zum römisch-katholischen hervor und verwarf die einzelnen, von Pius IV. in dem römischen Glaubensbekenntnisse bezeichneten Lehren. Dekan und Kirchengemeinderäthe erklärten mein Glaubensbekenntniß für ein mit den Grundsätzen der evangelisch-protestantischen Kirche übereinstimmendes und ich wurde demnach in diese Kirche aufgenommen und als Bruder begrüßt. Mein Freund Welcker, welcher anwesend war, sagte mir nach einigen Tagen zu Hause: „Ich hätte dich nicht in unsere Kirche aufgenommen", und, als ich ihn verwundert nach der Ursache fragte, sagte er: „Du sagtest ja nur, was du nicht glaubst, aber nicht, was du glaubst". Ich antwortete ihm, ich hielte mich an das Princip seiner Kirche und dächte wie Paulus in Heidelberg. Da meinte er, „*den* hätte ich auch nicht aufgenommen".

Seine Frau, eine hell denkende Protestantin, war zugegen. „Welcker, sagte sie, ich würde beide in unsere Kirche aufnehmen". Später wurden Welcker's religiöse Grundsätze freisinniger und er sprach gerne und oft von der geistigen Bewegung innerhalb der protestantischen Kirche.

Ich hatte schon vor meinem Uebertritte in der philosophischen Facultät Weltgeschichte angekündigt und vor einem zahlreichen Auditorium gelesen. Die Anstellung als ordentlicher Professor der philosophischen Facultät war mir in Aussicht gestellt worden, aber sie erfolgte auch nach meinem Uebertritte nicht. Gründe nicht religiöser, sondern politischer Art mögen dazu beigetragen haben. Meine besten Freunde an der Universität waren die Oppositionskoryphäen des badischen Landtages von 1831, Rotteck, Welcker, Duttlinger. Auch die Collegen, welche nicht Landtagsmitglieder waren, wie Fromherz, Baumgärtner, Perleb, vor allen mein intimster Freund Zimmermann, sie gehörten sämmtlich der entschieden liberalen Partei an. Ich war der einzige Geistliche, der an ihren politischen Versammlungen und Festen Antheil nahm, wurde selbst 1830 zum Wahlmann gewählt, der bei der Wahl für Rotteck als Deputirten seine Stimme gab. Die Julirevolution von 1830 (30. Juli) hatte Deutschland mächtig ergriffen. Es folgte die belgische Revolution und mit ihr die Trennung Belgiens als eines selbstständigen Staates von Holland (Juni 1831) und es begann der längere Kampf der polnischen Revolution (vom 20. November 1830 bis zum 7. September 1831), der mit der Vernichtung der polnischen Freiheit endete. In unserem Lande gewann die liberale Partei an Macht und Ansehen. Die badischen Kammern erwirkten die Preßfreiheit. Das bezügliche Gesetz wurde vom Großherzog Leopold am 28. December 1831 sanctionirt und im Regierungsblatt am 12. Januar 1832 verkündet. „Die Presse ist frei" lautete die Ueberschrift der Nummer 14 der Freiburger Zeitung. Der Leitartikel dieser Nummer beginnt mit den Worten: „So sind denn die heißen Wünsche aller constitutionellen Badener erfüllt und unser Vaterland tritt endlich in die Reihe wahrhaft freier Staaten ein. Dieses Gesetz ist nicht nur für Baden das schönste, wichtigste Resultat unseres Landtages, es ist ein großes Ereigniß für ganz Deutschland". Das Gesetz sollte am 1. März in Wirksamkeit treten. Der Jubel war allgemein. Den Landtagsabgeordneten fuhren Bürger, Professoren und Studenten in einer langen Reihe von Chaisen bis Emmendingen entgegen. Dort wurden sie feierlich von Deputationen der Bürgerschaft, der Universität, des Gymnasiums, der Studenten begrüßt.

Mit Fackeln trat man den Rückzug an. Auch ich nahm an jener Fahrt und Begrüßung Antheil. Am Sonntag, den 29. Januar, gab ein großes patriotisches Fest in einem glänzenden Gastmahle den passenden Ausdruck. Die Versammlung bestand aus allen Klassen der Einwohnerschaft. Die Gäste, zu deren Ehre das Fest veranstaltet wurde, waren v. Rotteck, Welcker, Duttlinger, Schinzinger, Merk, Wetzel I und II und Zell. Ich war bei diesem Feste meines Wissens als der einzige Geistliche anwesend. Es war ein Bürgerfest. Darum sprachen auch die Bürger zuerst. Außer dem officiellen Trinkspruche, den ich auf die Abgeordneten, Rettig von Lahr und Martin von Staufen, auszubringen hatte, trug ich einen zweiten vor. Er lautete: „Wenn ich in diesem Saale umhersehe, begegnen meinen Augen die festlich geschmückten Bilder des trefflichen Liebenstein, des wackeren Kämpfers für Recht und Volksfreiheit auf dem Landtage von 1819 und unseres edeln freisinnigen Abgeordneten v. Rotteck, der in den Jahren 1819, 1825, 1828 und 1831 immer derselbe war, der sprach, da Sprechen als Sünde galt. Der Bürger Freiburgs, der Ehrenbürger Kenzingens, der Bürger Badens, Deutschlands und des größeren Vaterlandes aller frei denkenden Männer lebe hoch! Hoch leben mit ihm die freisinnigen Geistesbrüder des ehrwürdigen Liebenstein, dessen Manen ich diesen Toast bringe, die Abgeordneten v. Welcker und Duttlinger"!

Nichts hatte in jener Zeit die deutschen Gemüther mehr ergriffen, als das Interesse an den Kämpfen des kleinen zerrissenen Polenvolkes mit den Riesenkolosse Rußland. Die an der französischen Julisonne entzündete Revolution endete nach zwei heißen Kampfestagen (6. und 7. September 1831) mit der Uebergabe Warschau's und Praga's durch Krukowiecki. Ein ganzer Strom von polnischen Officieren wanderte nach Frankreich aus. Ein Theil des Zuges ging auch durch Freiburg.

Es ist unmöglich, die Begeisterung zu schildern, welche alle Klassen der Bevölkerung erfaßte. Man zog den ersten Polen entgegen, die Studenten spannten die Pferde von ihren Wagen aus und zogen die Polen trotz ihres Sträubens durch die Stadt. Man bewillkommte sie feierlich. Die polnischen Officiere sangen in ihrer Muttersprache das Volkslied: „Polen ist noch nicht verloren". Gastmale, Concerte, Bälle wechselten zu ihren Ehren. An den Gastmälern nahmen alle liberalen Professoren Antheil und viele spätere Staatsbeamte, wie v. Berg (Rechtsanwalt), v. Friedrich (nachmals geheimer Regierungsrath), v. Laroche (später Oberamtsrichter), Schwörer und Müller (spätere Physici.)

Auch nachmals bei den demokratischen Bewegungen Betheiligte, wie Obermüller, Herold u. A., waren anwesend. Von den Geistlichen war ich der Einzige, der Antheil nahm. Auch die Studenten gaben besondere Festessen, zu denen wir Professoren eingeladen wurden. Ganze Schaaren derselben und junger Bürger zogen durch die Straßen und riefen jedem Vorübergehenden zu: „Polen hoch". In jedes offene Parterrefenster wurde das „Polen hoch" hineingerufen und eine gleiche Antwort verlangt. Ich, der einzige Geistliche, der, von dieser freien Bewegung ergriffen, an allen öffentlichen politischen Versammlungen als Wahlmann, als Freund Rottecks, Welckers und Duttlingers Theil genommen hatte, sollte hier zurück bleiben?

Ich hatte schon als Student einige Gelegenheitsgedichte bei Namens- und Geburtstagen geschrieben und, kühn genug, dem Drucke übergeben. Sollte ich hier keinen poëtischen Versuch machen? Mein Polenlied erschien im Februar 1832 im Drucke. Ich hatte ihm meinen Namen vorgesetzt. Wenn ich es jetzt lese, erscheint es mir anders, als damals. Von der dichterischen Seite betrachtet hat es keinen großen Werth. Es ist ein Erzeugniß jener politischen Leidenschaft, welche von oben bis unten die ganze Masse ergriffen hatte. In Tausenden von Exemplaren kam es durch das Polencomité und die Polenfreunde in die Hände der polnischen Flüchtlinge und aller Einwohner der Stadt. Beim Empfange der polnischen Officiere, bei Gastmälern und im Theater, auf der Straße und im Festzimmer wurde es gesungen. Auch bei Fackelzügen zu Ehren Polens wurde dieses Lied vorgetragen. Noch erinnere ich mich des Tages, an welchem die Studenten den Polen ein großes Fest in dem Gasthofe zur Stadt Wien veranstalteten. Der Zug ging an einem Hause vorbei, wo ich mich auf Besuch befand, ich stand auf dem Balkon. Die Studenten sangen mein Polenlied und schlossen mit: „Polen hoch", indem sie vor dem Hause stehen blieben. Da rief ich auf dem Balkon: „Das einige, freie Deutschland lebe hoch". Ich las damals nicht mehr in der theologischen Facultät. Die polnischen Officiere besuchten meine Vorlesungen über Geschichte. Ich ließ ihnen beim Hinausgehen den Vortritt. Da riefen die Studenten wie aus einem Munde: „Polen hoch"! Ich wandte mich auf der Schwelle um und rief: „Unser freies deutsches Vaterland lebe hoch!" Es fiel mir damals nicht im Traume ein, daß weder die Universitätscuratel, noch die hohe Obrigkeit von derlei Dingen erbaut sein konnte. Bald aber zeigten sich die

Folgen. Mein Polenlied war es besonders, das eine unliebsame Aufmerksamkeit auf sich zog. Es ist charakteristisch für die Zeit, in der es abgefaßt wurde und darum theile ich es hier in der Fassung mit, wie es erschien:

Den edeln Polen
bei
ihrer Anwesenheit in Freiburg am 5. Februar 1832.
Gedichtet von
Prof. Frhr. v. Reichlin-Meldegg.
Nach der Melodie: „Wo Kraft und Muth in deutscher Seele flammen".

1.

Hochherzig Land, du Land der Heldensöhne,
Mit deinem Blut zur Freiheitssaat gedüngt,
Ein Stern in ewig junger Zauberschöne,
Der Gottheit Feu'r, wofür die Mannheit ringt!
Dein Adler ist gefallen
Und Hohn und Spott erschallen.
Doch lebt er fort, der Aar, im freien Mann,
Der Pole ist, der Pole werden kann.

2.

Nicht Weichselstrom, nicht waldig öde Gauen
Verschließen einer Zwingburg gleich dein Land.
Am Rhein und über'm Rhein könnt ihr erschauen
Ein Polen noch und einer Freiheit Land.
Laßt feige Sultansknechte
Heranzieh'n zum Gefechte!
Noch lebt es fort das Land im freien Mann,
Der Pole ist, der Pole werden kann.

3.

Der Heimath Blüthen winken uns von Ferne;
Der Schatten unsres Kosciusko ruft.
Zum Land der Freiheit leuchten uns die Sterne
Von Warschau's Trümmern, edler Polen Gruft
Bald wird vom Freiheitskampfe
Aus schwarzem Pulverdampfe
Der weiße Aar im Strahlenglanz ersteh'n,
Das Land der Helden wird nicht untergeh'n.

4

Die Zähr' im Auge, Brüder, soll auch sagen,
Wie wir das Land geliebt, das euch gebar,
Wie bei dem Schwertgeklirr das Herz geschlagen
Für das, was recht und heilig ist und wahr.

Nie wird die Gluth vergehen,
Nie Polen untergehen.
Hoch leb' des freien Mannes freies Land!
Hoch lebe Polen, hoch das Vaterland!

Die zu Ehren der Polen gegebene theatralische Vorstellung war Kosziusko. Das Polenlied wurde zu einer besondern Feier im Theater bestimmt: Die Schauspieler, als polnische Uhlanen gekleidet, sangen es auf der Bühne. Das Publikum stimmte ein. Der volhynische Landbote Grodezki dankte von der Loge aus in französischer Sprache den Freunden der polnischen Sache.

Der politische Zustand Freiburgs glich damals einem allgemeinen Rausche. Die Bürger waren wie von der Tarantel gestochen. Sie rissen sich um die Polen, die Damen um ihre Knöpfe. Später sah ich die polnische Erhebung anders an. Ueberall ist das Mitleid mit einem sich heldenmüthig gegen einen Koloß wehrenden und endlich von diesem niedergedrückten Volksstamme natürlich. Aber war es denn das ganze polnische Volk, das sich erhob? War es etwa mehr, als ein Stück des getheilten Polenkönigreichs, war es mehr, als russisch Polen? War in diesem russischen Polen eigentlich das Volk aufgestanden? Ging die Revolution nicht vielmehr vom Adel und der Geistlichkeit aus? Auch Paulus war, wie er mir oft sagte, für jene Bewegung nicht begeistert. Von manchem jungen, durch die Zeitbewegung hingerissenen Manne galt damals und wird noch oft gelten, was Mephistopheles vom Baccalaureus sagt:

„Doch sind wir auch durch diesen nicht gefährdet;
In wenig Jahren wird es anders sein.
Wenn sich der Most auch ganz absurd gebärdet.
Es gibt zuletzt doch noch 'nen Wein".

Bei verschiedenen politischen Veranlassungen, namentlich wenn es ein Festmahl für unsere Abgeordneten galt, wurde ich nun als Gelegenheitsdichter in Anspruch genommen. Gedruckte, nach bekannten Melodieen von mir verfaßte Festgedichte wurden dann gesungen, so zu Ehren Rotteck's, Welcker's, Duttlinger's u. s. w. Noch erinnere ich mich an die erste Strophe eines solchen, auf Welcker verfaßten Gedichtes Sie klang fast revolutionär, und wurde nach der Melodie: „Vom hoh'n Olymp herab" gesungen:

Ein Bauwerk, Brüder, wollen wir vollenden
Wie Demant fest, Tyrannengruft.
Kein Bube soll, kein Sklav' das Bauwerk wenden,
Wenn Deutschland uns zum Baue ruft.
Feierlich schalle der Jubelgesang
Welcker'n, ihr Brüder, bei'm Becherklang!

Welcker und Rotteck waren, wenn sie auch gleich eine Zeit lang einander feindlich gegenüber standen, durch ein gemeinsames, politisch oppositionelles Streben verbunden. Darum wurden auch in der reactionären Zeit der fünfziger Jahre beide pensionirt.

Welcker hielt damals einen großen Hofhund, den er zu Ehren des alten Bundestages „Staatsrecht" nannte. Es war wirklich komisch anzuhören, wenn er seinem „Staatsrechte" pfiff und rief: „Staatsrecht, komme her, couche dich, oder du wirst durchgeprügelt." Noch komischer aber klang es, wenn er, selbst Lehrer des Staatsrechtes, seinem Diener zurief: „Gebt meinem hungrigen Staatsrechte etwas zu fressen".

Am 1. März 1832 trat die Preßfreiheit in's Leben. Zwei Blätter wurden in Folge derselben gegründet, eine größere, besonders Originalcorrespondenzen aus Frankreich enthaltende Zeitung „der Freisinnige" und ein kleineres Blatt, „der Schwarzwälder". Die Hauptleiter, der größeren Zeitung waren 9 an der Zahl, unter ihnen Rotteck, Welcker, Duttlinger, Fromherz, Perleb u. A. Beide gehörten der Opposition an. Verantwortlicher Redacteur des ersten Blattes war ich mit einem jährlichen Gehalte von 1000 fl. Mein Rechtsanwalt vor Gericht im Falle eines Preßprocesses war Geheimerath Duttlinger. Ich führte diese Redaction ein Vierteljahr lang vom 1. März bis 31. Mai; denn mit diesem Tage entfernte ich mich von Freiburg, meiner Bestimmung nach Heidelberg folgend.

Die Regierung konnte selbstverständlich die maaßlosen Auslassungen für Polen und gegen Rußland nicht gerne sehen. August Schnetzler, später als begabter Dichter bekannt, schrieb einen Aufsatz: „Der Pole in Deutschland". In der Freiburger Zeitung vom 7. Februar 1832 findet sich nichts, als dieser Titel. Die Columne ist nur mit Gedankenstrichen angefüllt. Selbst die unschuldige Beschreibung des Polenfestes in Freiburg in Nr. 39 der Freiburger Zeitung hat Censurstriche. Ebenso wurde auch der Artikel über Polen Nr. 12 der Freiburger Zeitung mit Censurlücken beglückt. Auch, nachdem die Presse durch das neu eingeführte badische Gesetz weniger

gebunden war, erfolgten strenge Maaßregeln gegen den Gebrauch derselben. Die Nummer des Freisinnigen vom 20. März 1832 mit einem Artikel: „Der neueste Bundesbeschluß gegen liberale Zeitungen" wurde mit Beschlag belegt. Ich erschien mit meinem Anwalt Duttlinger vor Gericht und dieses hatte die Freundlichkeit, ihn für jetzt und alle kommenden Fälle als Vertreter meiner Person anzunehmen. Die Beschlagnahme der den Artikel gegen den Bundestag enthaltenden Nummer wurde bestätigt und die unmittelbar darauf folgende Nummer 21 ebenfalls confiscirt, jedoch bald darauf wieder frei gegeben. Die vielen Gedankenstriche der Gerichtsbehörde gaben zu denken, aber leider wurde nicht genug gedacht und unbesonnen gehandelt. Die liberalen Demonstrationen waren für den Ernst zu unbedeutend und wirkungslos und als Scherz zu stark und zu herausfordernd. Es folgte, 27. Mai 1832, das Hambacher Fest. Rotteck sagte mir damals: „Ich gehe nicht nach Hambach" und, als ich ihm die Männer nannte, die dort tagen würden, meinte er: „Das sind die liberalen Kosaken, sie können für uns plänkeln". Bekanntlich wurde ohne Erfolg die von Amann und Zell verfaßte Freiburger Denkschrift für Aufhebung des Priester-Cölibates dem Landtage übergeben. Damals sagte Rotteck: „Nicht im Interesse der Geistlichen wünsche ich die Aufhebung des Cölibates; denn diese müßten doch ihre Hauserinnen heirathen und damit wäre nicht viel gewonnen. Ich verlange sie im Interesse unserer Frauen und Töchter". Vom politischen Standpunkte war er katholisch, aber nicht vom religiösen. Darum vertheidigte er den gefangenen Erzbischof v. Droste-Vischering gegen die preußische Regierung, und tausende von Exemplaren seiner Schrift gingen in erster und zweiter Auflage nach Oesterreich. Auch Oken vertheidigte den Erzbischof gegen meine Auslassungen auf einem Spaziergange nach Lehen. Dabei pflegte mir Rotteck oft zu sagen: „Wenn ich auf dem Sterbebette kindisch werde und einen Geistlichen verlange, werfen sie ihn lieber die Stiege hinunter, als daß sie ihn zu mir lassen". Als nun gar später das Frankfurter Attentat gegen den Bundestag (3. April 1833) erfolgte, nahm die Reaction mit Riesenschritten zu und man ging zu schärferen Maßregeln gegen die Presse über.

Schon, als mein Polenlied erschien (5. Februar 1832), erfolgte sogleich die Absetzung des Censors, des Kreisraths Finnweg. Ich hatte durch meinen Uebertritt meine Stelle aufgegeben und saß ohne eine Anstellung, wie der Vogel auf dem Zweige, in freier Luft. Der

Zweig war aber doch noch grün und frisch. Denn mir fehlten weder Muth noch Kraft zum Wirken. Ich war ja noch Redacteur des Freisinnigen mit einem meiner Besoldung gleich kommenden Gehalt. Auch konnte man mir nicht verbieten, die mit großer Theilnahme begonnenen Vorlesungen über Weltgeschichte an der philosophischen Facultät fortzusetzen und mir dadurch eine neue Nahrungsquelle zu eröffnen.

Weniger durch meine religiöse, als durch meine politische Richtung gab ich Veranlassung zur Unzufriedenheit.

Unmittelbar nach meinem Uebertritte erfolgte aus dem Großh. Staatsministerium unter dem 27. Februar 1832 die Erklärung, mein Staatsdienerverhältniß habe durch meinen Uebertritt aufgehört, aus „Berücksichtigung aller Verhältnisse jedoch seien mir 600 fl. jährlich aus der Universitätskasse Freiburg bewilligt unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ich mich unverweilt nach Heidelberg begebe, vor der Hand mich daselbst ruhig und still und ohne in irgend einer Hinsicht Ursache zu Beschwerden zu geben, aufhalte". Wenn ich diese Bedingung erfüllte, sollte mir „die vorgedachte Sustentation angewiesen werden". Der Curator (Geheimerath Dahmen) fügte in seinem Begleitschreiben vom 7. März hinzu: „Nach den stattgefundenen Vorfällen werde Prof. v. Reichlin-Meldegg sich selbst überzeugen, daß seines Bleibens in Freiburg nicht länger sein könne, man habe das mildeste Mittel gewählt, ihn auf eine seiner Ehre unnachtheilige Weise zu entfernen, und es werde nun lediglich von ihm abhängen, ob er durch seine Entfernung, durch ein ruhiges und zurückgezogenes Leben in Heidelberg, wo ihm der Gebrauch der Universitätsbibliothek zu seinem Studium offen stehe, sich den Weg zu seiner Wiederanstellung offen halten wolle". Zugleich wurde meine bisherige Besoldung vom 1. Mai 1832 an sistirt. Daß die hohe Regierung über meine politische Thätigkeit aufgebracht war, ist zu begreifen. Mehr dagegen gab mir der Erlaß der Curatel zu bedenken. Was sollte mich überzeugen, daß ferner meines Bleibens in Freiburg nicht sein könne? War mein aus Ueberzeugung hervorgegangener Uebertritt ein Verbrechen? Konnte man mir irgend ein Vergehen vorwerfen? Mein Lebenswandel — das kann ich jetzt noch im Greisenalter mit ruhigem Gewissen sagen — war gesittet und makellos. Hatte ich etwa die Ruhe anders gestört, als meine in Würden stehenden Collegen? Ein zwingender Grund, mich aus Freiburg zu entfernen und nach

Heidelberg zu gehen, war für mich nicht vorhanden. Mein Redactionsgehalt war größer, als die mir angebotene Summe. Hatte ich etwa vor irgend einem Bewohner Heidelbergs einen Vorzug, wenn mir der Curator erlaubte oder rieth, die dortige Universitätsbibliothek zu benutzen? Lag nicht eine Art von Spott in diesem Rathe, ich müsse erst noch unterrichtet werden, ehe ich Schritte thue, wie die an mir gerügten? Deshalb reiste ich nach Empfang dieses Erlasses nach Karlsruhe und erhielt eine mildere Form der Zustellung und eine Erhöhung meines jährlichen Sustentationsgehaltes auf 800 fl. Paulus, den ich vorher weder persönlich gekannt, noch auch nur gesehen hatte, schrieb mir damals am 4. April von Heidelberg. „Bei Ihnen sah ich, daß die allein rechthabende Kirche nach dem Princip, alle Reformversuchende von sich auszuschließen, Sie zum Austritt genöthigt hat, und dann freute ich mich, daß Sie dies mit so viel Haltung und Schonung und mit einer Schonung gethan haben, deren sich die Alleinkirche im umgekehrten Falle nicht zu rühmen vermag". Er fährt fort: „Keine Regierung, weil jede über den Kirchenparteien steht und stehen soll, besonders nicht unsere sich über die Parteien rechtlich stellende Regierung, kann sagen, durch seinen Uebertritt von einer Kirchenconfession zur andern hat R. die vorher amtlich an ihm anerkannten Qualitäten zu einem Ordinariat unter den Universitätslehrern verloren. Sagte dies factisch eine protestantische Regierung, welch' ein allgemeines Erstaunen und Protestiren müßte in der ganzen protestantischen Welt laut werden! Wenn ein Mann von Ihren durch Schriften erwiesenen Kenntnissen und von erprobten Lehrgaben in mehreren Fächern zur katholischen Kirche überträte und bei Weitem nicht mit der Versöhnung suchenden Schonung, wie Sie in den beiden Uebertrittsschriften zeigten, hinüberginge, welche Protection und Bevorzugung würde ihm von dort entgegenkommen! Und auf unserer Seite sollte Gleiches zu einer Degradation Anlaß geben können"? ... „Zu Versetzungen hat die Regierung das Recht, aber nur ohne Verlust in Rang und Gehalt. Absetzungen kann sie nicht wollen ohne entschiedenes Vergehen" ... „Findet aber die Regierungsklugheit zu Vermeidung von Collisionen eine Versetzung räthlich, so wird, dünkt mich, dagegen nichts einzuwenden sein, aber ohne Zweifel die Bitte gerecht und nöthig erscheinen, daß Sie nur mit ihrem vorigen Gehalte, zumal, da er mit einer Zurücklehnung von einer auswärtigen Vocation in Verbindung steht, und nur als Ordinarius versetzt werden".

Man konnte mir kein Vergehen nachweisen und hat mir auch keines nachgewiesen, und doch wurde der Gehalt verkürzt und mir das Ordinariat entzogen. Noch einmal warnte mich Paulus in einem zweiten Schreiben vom 17. April 1832: „Noch einmal von unten herauf anzufangen, dies würde bei der Menge von aristokratisch illiberalen und pfäffisch katholischen Intriguen, welche hier (in Heidelberg) von Manchen betrieben werden, Ihnen und auch der Regierung unglaublich viel Verdruß machen". Er hatte Recht der weise, edle, unvergeßliche Freund, dessen menschenfreundliches Gesicht, dessen klares, seelenvolles, feuriges Auge noch vor meiner Seele schwebt. Er hatte Recht. Vorüber sind jetzt, wie Schatten, jene aristokratisch illiberalen und pfäffisch-katholischen Intriguen, mit denen ich zu kämpfen hatte — und ich habe durch meine eigene Anstrengung das erreicht, zu dessen Gewinn ich wirklich wieder eine Reihe von Jahren hindurch von unten anfangen mußte.

Viele andere hätte das niedergedrückt, auf Befehl ohne Anstellung mit einem kleineren Gehalte, als jener war, den ich seither genossen hatte, nach Heidelberg zu gehen. Allein es war nicht nur das Gefühl einer vorwärts strebenden, durch entgegenstehende Hindernisse in mir verstärkten Kraft, das ich empfand, es war ein anderes Moment, ein mächtiges Gegengewicht gegen alle Verfolgungen, das mich unaufhaltsam anspornte, wenn auch mit großen Opfern, eine neue feste Stellung zu erringen.

In der Zeit, in welcher meine Kämpfe mit der Curie bereits so weit gediehen waren, daß meine Entfernung aus der theologischen Facultät, ja selbst aus der römisch-katholischen Kirche voraussichtlich war, lernte ich meine liebe Frau kennen, Babette, die Tochter der verwittweten Regierungsräthin Molitor in Freiburg. Sie vereinigte mit tiefem Gemüthe und feiner Bildung einen klaren praktischen Verstand und einen festen Sinn für Recht und Wahrheit. Sie zeichnete sich durch Witz und Geist in den gesellschaftlichen Spielen aus. Ich fühlte mich von ihrem liebenswürdigen Wesen angezogen. Auch sie zeigte eine besondere Achtung vor meinem offenen, ungeheuchelten Streben nach eigener religiöser Ueberzeugung. Auf Veranlassung ihrer Mutter reiste sie nach Zweibrücken und wohnte dort bei ihrem Bruder, dem Appellationsgerichts-Rath, jetzt Geheimenrath und Director des Oberappellationsgerichts in München. Die Correspondenz mit ihr erhob mich über manche herbe Erfahrung, die ich in

der Zeit meines theologischen Streites und meines endlichen Uebertrittes zu erfahren hatte. Ihr Bild schwebte mir vor, als ich mich entschloß, der unangenehmen, wenig verlockenden Versetzung nach Heidelberg zu folgen. Mit ihr wollte ich die mir ganz unbekannte, von mir vorher nie gesehene Stadt betreten. Am 31. Mai 1832 ward unsere Vermählung in der evangelisch-protestantischen Kirche zu Freiburg gefeiert. Karl von Rotteck, mein College und Freund, ein Anverwandter meiner Frau, war der Brautführer. Unmittelbar nach der Trauung fuhren wir nach dem nahen Waldkirch, wo wir im Hause meines Schwagers, des Oberamtmanns Meyer unser Hochzeitsfest feierten, an welchem unter andern auch mein Vetter, von Kettenacker, damals Stadtdirector in Freiburg, nachmals als Hofgerichtspräsident in Mannheim gestorben, ein tüchtiger Jurist und heiterer, angenehmer Gesellschafter Theil nahm. Hier verlebten wir einige schöne, unvergeßliche Tage. Ein mir und dem Hause des Oberamtmanns befreundeter, eben so verständiger, als liebenswürdiger katholischer Geistlicher, noch jetzt in Amt und Würde der Kirche, nahm Antheil an dem Festmahle und hatte dem Brautpaar ein schönes, von ihm verfaßtes Gedicht überreicht. Wohl hätten Mutter und Verwandte auch die katholische Trauungsceremonie gewünscht. Allein die Curie schritt dagegen ein, so gerne der Priester, ein freisinniger Mann, dazu bereit gewesen wäre. Ich besuchte damals vor dem Trauungsacte in der protestantischen Kirche den Generalvicar v. Vicari. Dieser sagte: „Der Herr Baron sind zu aufgeklärt, als daß Ihnen die für Sie ganz gleichgültige Ceremonie wünschenswerth sein könnte", begleitete mich die Stufen seines Hauses bis auf die Straße hinunter und spannte mir, da es gerade regnete, mit höflichen Complimenten sogar den Regenschirm auf. Der gute Mann that, was er thun konnte. Mehr erlaubte seine Kirche nicht. Nach einigen Tagen darauf reisten wir über Elzach nach Heidelberg. Kurz vor meiner Abreise hatte mir die philosophische Facultät in Freiburg das philosophische Doctordiplom honoris causa ertheilt (19. Mai 1832).

IV. Heidelberg.

Es war damals eine lange Reise von Freiburg oder Waldkirch nach Heidelberg. Man brauchte in jener Zeit, da man von Eisenbahnen nichts wußte, 3 volle Tage. Am ersten übernachtete man dann gewöhnlich in Offenburg, am zweiten in Karlsruhe, bis man erst am dritten Tage das ersehnte Ziel erreichte. So war es auch uns ergangen

und am 6. Juni kamen wir, meine Frau, meine Schwester und ich, glücklich und wohlbehalten an unserem Bestimmungsorte an. Freunde, mein früherer Zögling, Dr. jur. Hartmann, Sohn meines ehemaligen Vormundes, des Hofgerichtspräsidenten in Rastatt, und der mir von Freiburg her genau bekannte, joviale Schilling, Gymnasialprofessor in Heidelberg, waren mir bis Wiesloch entgegengefahren. Sie hatten uns auch die Wohnung besorgt bei der verwittweten Gymnasialdirektor Lauter in dem jetzt dem geheimen Hofrath Lange gehörigen Hause in der Friedrichsstraße. Ich war von Freiburg her gewohnt, mit einer Schildkappe herumzugehen. Sogleich warnte Freund Hartmann. „Das trägt Thibaut nicht; er hat einen Cylinderhut, den haben auch alle andern Professoren". Wenn ich mit ihm spazieren ging und mich ein Vergnügungsort anlockte, mein Lieblingsgetränk, die Milch, zu kosten, hieß es: „Da geht Thibaut nicht hin. Es ist nicht Sitte, diesen Ort zu besuchen". Ich merkte bald, daß der Schicklichkeitsmesser für die Docenten in Heidelberg Thibaut, der berühmte Pandektist, war. Wollte ich Papier kaufen, fragte man mich: „Wollen Sie vielleicht Pandektenpapier?" Das war für mich ganz unverständlich, da bekanntlich die Pandekten bei uns in Freiburg keine solche Rolle spielen und man dort eher nach Kirchenväterpapier fragen konnte. Wenn ich mich nach einem Logis erkundigte, da hieß es: „Da können Sie nicht hinziehen, der Hausherr vermiethet nur an Herren". Ich wurde ganz verdutzt, bis ich erfuhr: „Der Student ist der Herr und die Herren sind die Juristen". Theologie und Philosophie — das war mir bald klar, spielen hier nicht die Hauptvioline.

Ich fühlte mich bald glücklich in der schönen reizenden Gegend. Mit meiner Frau, meiner Schwester und meinen Freunden Hartmann, Schilling und dem jüngern Bruder meiner Frau, Karl, jetzt Medicinalrath in Bruchsal, besuchte ich die herrlichen Punkte der Umgegend. Freund Hartmann war eine originelle Persönlichkeit. Ich hatte ihn schon in seiner Kindheit im Hause seines Vaters zu Freiburg unterrichtet. Er machte Fortschritte, studirte die Rechte, promovirte als Doctor derselben in Heidelberg und wurde nach gut bestandenem Staatsexamen Schriftverfasser in Rastatt, wo sein Vater Hofgerichtspräsident war. In der Literatur zog ihn nichts mehr, als die dramatische Dichtung, an. Er war für berühmte Schauspieler wahrhaft enthusiasmirt und ahmte die Betonung und das Gebärdenspiel bei den Hauptstellen in der Darstellung solcher Künstler nach. In Rastatt

gründete er ein Liebhabertheater. Natürlich wurde der Sohn des Präsidenten mit Beifall überschüttet. Da hatte er, das einzige Kind eines vermögenden Vaters, der später als pensionirter Hofgerichtspräsident und Großkreuz des Zähringerlöwen im eigenen Hause zu Karlsruhe wohnte, den unglückseligen Einfall, sich für ein großes Schauspielertalent zu halten. Unter dem Namen „Falken" spielte er bei wandernden Schauspielertruppen und vermählte sich zuletzt, nachdem er die unglückliche Carrière aufgegeben hatte. Er starb in Freiburg mit Hinterlassung einer zahlreichen Familie. Er hatte viel gelesen und sein Umgang war eben so anregend, als angenehm. Durch ihn wurde ich aufmerksam gemacht auf die damals in Heidelberg herrschende Sitte, daß ein Docent zuerst mit einem Publicum aufzutreten habe. Nun begann für mich der Ernst des Lebens.

Ich hatte seither in der theologischen Facultät Kirchengeschichte und Exegese und in der philosophischen Weltgeschichte gelehrt. Meine Ministerialzustellung lautete auf Philosophie und Sprachen. Ich fühlte mich mehr zur ersteren hingezogen, auch war hier auf eine größere Wirksamkeit zu rechnen. Hofrath Erhardt, der schon in Freiburg anregend auf mich gewirkt hatte, war gestorben. Heinrich Schmid aus Jena war als Extraordinarius an seine Stelle getreten. Außerdem lasen der Theologe Lewald, ferner die Docenten Umbreit und Fortlage philosophische Collegien. Theils durch das Studiren der theologischen Lehrsysteme, theils durch den mir unschätzbaren Umgang mit meinem Freunde Franz Joseph Zimmermann und meinem Lehrer Erhardt war ich in die Philosophie eingeführt worden, hatte aber noch nie ein Collegium philosophicum gelesen. Da kündete ich nun 14 Tage nach meiner Ankunft, 22. Juni 1832, am schwarzen Brette ein Publicum, 2 Stunden die Woche, über den Entwicklungsgang der neuern Philosophie und ihr Verhältniß zu den Brodwissenschaften an. Ich entwickelte dabei das Wesentliche der einzelnen Systeme von Franz Baco von Verulam und Carteſius bis auf Hegel, und versuchte es bei den einzelnen Systemen den vortheilhaften wie den nachtheiligen Einfluß auf die positiven Facultätswissenschaften der Theologie, Rechtswissenschaft und Medicin darzustellen. Der Besuch meiner Vorlesungen nahm bald eine von mir nicht geahnte und auch nicht gewünschte Dimension an. Ich begann im Universitätsgebäude in einem Hörsaale mittleren Umfanges. Alle Räume waren überfüllt und ich sah mich, nachdem ich ein größeres Auditorium gewählt hatte, bald genöthigt, den großen Pandektensaal zu beziehen. Allein

auch hier standen die Zuhörer gedrängt und unter der geöffneten Saalthüre. Damals waren an 1200 Studenten in Heidelberg und Thibaut selbst las nicht mehr im Pandektensaale, sondern hatte sich eigene Bänke machen lassen und hielt seine juristischen Vorträge in der akademischen Aula. Diese wurde nur von ihm benützt und ich mußte, um meine Vorlesungen dahin zu verlegen, von ihm die Erlaubniß erhalten. Ich besuchte Thibaut, und, da von meinen Zuhörern dieser Wunsch allgemein geäußert wurde, bat ich ihn um die Erlaubniß der Benutzung seiner Bänke in der Aula. Ich sah ihn zum Erstenmale, eine hohe, imposante, aristokratische Gestalt. Etwas fiel mir sogleich im Anfange bei ihm außerordentlich auf. Er hatte, während er sprach, immer sein Schnupftuch im Munde und kaute mit den Zähnen daran, so daß ich, zumal bei seinem mir ungewohnten nordischen Dialekte, Mühe hatte, ihn zu verstehen. Er zögerte mir die Erlaubniß zu geben. Als ich aber bemerkte, daß, da dieser Wunsch von der studirenden Jugend geäußert worden, ich mich genöthigt sehe, mich darüber in einem Anschlage am schwarzen Brette zu entschuldigen und daß ich fortan im Pandektensaale lesen würde, da gab er mir unverweilt die Erlaubniß zur Benutzung der Aula. In der dritten Vorlesung trat ich bereits dort auf. Die Kanzel war nicht die zum gewöhnlichen Gebrauche im Saale angebrachte, sie war vor der rechts vom Eingange liegenden Seite. Der große Saal war vollgepfropft und bis zur Thüre und, da diese im Sommer geöffnet war, selbst in den Gang hinaus. Der Andrang blieb von der ersten bis zur letzten Stunde. Ich schreibe diese, am Schlusse in einen wahren Beifallssturm übergehende Theilnahme weniger dem Werthe meiner Person, als den Umständen zu, unter denen ich auftrat. Es war seit Jahrhunderten nicht vorgekommen, daß ein ordentlicher Professor, Dekan seiner Facultät, Präses des akademischen Sittenephorates zur protestantischen Kirche übertrat. Mein Sendschreiben, und, was daran hing, wurde überall besprochen. Dazu kam, daß meine Richtung der politischen Strömung der Zeit entsprach, daß ich der verantwortliche Redacteur des Freisinnigen gewesen war und mein Polenlied so großes Aufsehen gemacht hatte. Die liberalen Bürger, Posselt, Winter, Anderst, Bissing, Apiarius ꝛc. suchten mich auf und luden mich ein. Die polnischen Officiere gingen bei mir aus und ein und das Polencomité Heidelbergs nahm ein warmes Interesse an mir. Die Herren Stadtpfarrer Heidelbergs unter ihnen Wolf, Züllig, Kleinschmidt, die mir innig befreundet

wurden, Professoren und Docenten, die Bürgerschaft und sehr viele Angehörige der studirenden Jugend nahmen an meinen Vorlesungen Antheil. Ich trat ohne Heft auf die Kanzel und sprach in durchaus freiem Vortrage. Die Begeisterung, die mich beseelte, die jugendliche Kraft, die mich durchdrang, wirkten auf meine Zuhörer. Am Schlusse trat eine Anzahl derselben zusammen und überreichte mir als Andenken an diese Vorlesungen ein schönes Geschenk, das ich nie ansehe, ohne an jene Zeit zurückzudenken. Es bestand in einer geschmackvollen Alabasterstockuhr und zwei schönen Blumenvasen mit Glasglocken.

Mit derselben Offenheit (die Ultramontanen nannten sie Frechheit), die ich von Freiburg her zu zeigen gewohnt war, hielt ich auch in Heidelberg meine Vorträge. Ich dachte, ich dürfe doch unter Protestanten sagen, was ich ungeahndet unter lauter Katholiken und dazu künftigen katholischen Seelsorgern gesagt hatte. Denn nie hatte ich meiner Vorlesungen wegen von dem Erzbischof einen Verweis erhalten, und selbst, da ich als Schriftsteller auftrat, wie in meinen Vorschlägen zur Reform der deutsch-katholischen Kirche und meiner Geschichte des Christenthums, hatte er seine ganze Wirksamkeit mir gegenüber auf Anfragen beschränkt. Allerdings waren viele übelwollende oder andersgesinnte Reactionäre oder Ultramontane unter meinen Zuhörern, die sich natürlich nicht einschrieben, sondern sich eben eindrängten, wo sie Platz fanden. Aber dieses war auch in Freiburg, freilich, was die Zuhöreranzahl betraf, nach einem kleineren Maßstabe der Fall und auch dort hatte ich nie anders, als nach meiner Ueberzeugung gesprochen. Von meinen Händeln mit dem Erzbischofe sprach ich gar nicht, aber, wenn ich das Verhältniß der Philosophie zu den Brodstudien darstellte, so konnte ich doch offenbar die katholische Theologie nicht übergehen und mußte, was das theologische Verhältniß der Philosophie betraf, nothwendig den Unterschied des katholischen und protestantischen Princips entwickeln. Hier war die Besprechung des römischen Katholicismus nicht zu umgehen. Wenn ich vor Katholiken, vor katholischen Theologen in Schrift und Wort darstellte, was zu ihrer Zeit katholische fromme und allgemein geachtete Schriftsteller, ein Peter Damiani in dem liber Gomorrhaeus und ein Nicolaus de Clemangis in seinem Werke de statu ecclesiae corrupto über die verkommenen Sitten der Geistlichkeit, der Mönche und Nonnen ihrer Zeit erzählten, durfte ich das nicht vor Protestanten sagen? Ich hielt mich an die Quellen und Thatsachen und kümmerte mich wenig um das Gerede

in der Stadt. In dem Beifalle meiner Zuhörer erkannte ich die ermunternde Aufforderung, meinem Streben nach Wahrheit zu folgen und nichts anderes vor den Augen zu haben, als meine Ueberzeugung. Nach den günstigen Auspicien meines ersten Collegiums schien mir die Bahn zur Wirksamkeit des Docenten in Heidelberg gebrochen.

In der Bürgerschaft hatte ich durch meine freisinnige politische Richtung einen Boden; es galt nun auch, unter den Professoren der Universität einen solchen zu gewinnen.

Zunächst interessirten mich nach meinem Fache vorzugsweise die Mitglieder der theologischen und philosophischen Facultät. Die theologische Facultät bestand damals aus Paulus, Daub, Schwarz, Abegg, Lewald und Umbreit und den Licentiaten Hitzig und Eberlin, die philosophische aus Gatterer, Semer, v. Langsdorf, Creuzer, Muncke, Schweins, Schlosser, v. Leonhard, Rau, Erb und Bähr. Außerordentliche Professoren waren Leger, Hanno, Bronn und Schmid, Docenten Müller, Bischoff, Arneth, Blum, Mittler, Baumstark, Fortlage, Eisenlohr, Umbreit, Heiligenstein, Gervinus, Löwig, Le Beau und v. Beaulieu Bonoeil. Außerdem gab auch der Gymnasialprofessor Oettinger Unterricht. Hervorragend waren damals in der theologischen Facultät allein Paulus und Daub. Kein Mitglied war mir persönlich bekannt; nur Hitzig und Gervinus hatte ich einmal vorher in Freiburg kurz und vorübergehend gesprochen.

Aber mir näher stehend war Paulus, wenn ich ihn gleich vor meiner Versetzung nach Heidelberg nicht gesehen hatte. Er hatte meine ersten literarischen Versuche so warm und anerkennend aufgenommen und mir von Heidelberg so väterlich warnend, rathend, belehrend geschrieben, daß ich zu ihm allein mein Zutrauen faßte und ihn mit meiner Frau vor allen gleich nach meiner Ankunft in seiner Wohnung, dem Landfried'schen Hause in der Friedrichsstraße, aufsuchte. Da stand vor mir das liebe unvergeßliche Kleeblatt, der alte ehrwürdige Heinrich Eberhard, im 71. Lebensjahre und noch in der vollen Kraft des Körpers und Geistes, die lebendige geistvolle Frau Karoline, einst in Jena von Göthe, Schiller, Reinhold, Fichte und Friedrich v. Schlegel verehrt und die schöne unglückliche Tochter Sophie, die von dem Bonner Professor August Wilhelm von Schlegel entfernt in freiwilliger Trennung lebte, neben ihr auf einem Gestelle der böse, reizende Cacadu, ihr Liebling, dem kein Fremder ungescheut nahen durfte. Die schwäbische Herzlichkeit mahnte an Süddeutschland. Wir

fühlten uns bald so heimisch, daß wir wie zu Hause waren. Bald bewegten wir uns in der schönen klassischen Zeit, in der Paulus und seine Gattin lebten. Die Schatten der Vergangenheit wurden uns zu lebenvollen Bildern. Selten habe ich einen Gelehrten gefunden, in welchem Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit mit gründlichem, allseitigem Wissen, ungeheuchelter Wahrheitsliebe, Biederkeit und Reinheit des Charakters in so vollem Einklange standen. Wir waren im mittleren Stocke im Staatszimmer. Bald aber wurde ich in das Heiligthum geführt von dem kleinen Manne mit den blitzenden, braunen Augen und dem Sammtkäppchen. Da war über dem Kanapé das kostbare große Brustbild Spinoza's angebracht, dessen erste bedeutende Ausgabe (1802) von Paulus stammt; unter jenem befand sich das Bild von Paulus' väterlichem, bestem Freunde, dem alten Kritiker und Bibelforscher Griesbach. Draußen im Gange waren Kästen mit Büchern vollgepfropft und im Hauptzimmer und vier Nebenzimmern lagen Bücher auf Bücher in Gestellen aufgespeichert, die kostbarsten Orientalia, Kirchenväter, Klassiker, Philosophen u. s. w. Vor dem, der Eingangsthüre gegenüber stehenden Kanapé stand ein Tisch, bedeckt mit Büchern, Schriften und einem riesigen metallenen Tintenfasse. Von da zog sich bis zur Eingangsthüre ein Teppichstreifen. Auf diesem ging man nun im Gespräche hin und her; denn Paulus sprach lieber im Gehen, als in ruhender Stellung. Am Tische befanden sich rechts und links zwei Schaalen, die eine mit Wasser, die andere mit Brot oder andern Eßwaaren. Dabei sprangen zwischen den Füßen die Mäuse herum. Er meinte, er habe solches Labsal für das Ungeziefer auch in den andern Bibliothekzimmern, damit sie seine Bücher und Papiere in Ruhe ließen. Von nun an besuchte ich ihn Tag für Tag. Wie viele Belehrung verdanke ich den Gesprächen mit ihm auf den Spaziergängen, die wir einst regelmäßig von 11—12 auf der Anlage machten. Meine Frau aber fand an Karoline Paulus eine treue Rathgeberin und Freundin und auch ich verdankte ihren lebenvollen Schilderungen der klassischen Zeit in Weimar die belehrendste und unterhaltendste Anregung. Weniger gesprächig war Sophie Paulus, die Tochter. Von ihrem Manne August Wilhelm betrogen, offenbarte ihr ganzes Wesen die innere Zerrissenheit eines kranken Gemüthes. Wie oft raste sie auf dem alten Klaviere, wenn man an ihrem Zimmer vorbei in den dritten Stock zu Vater Paulus stieg. Das verworrene, wilde Spiel war der Ausdruck ihrer Seele. Sie war schweigsam. Ihr

Shakespeare im Original und ihre englische Bibel, in der sie jeden Tag ein Kapitel las, waren außer der Sorge für den Cacadu, dem Klavierspiel und ihrer Liebhaberei, dem Zeichnen von Pferden, worin sie es zur Virtuosität gebracht hatte, ihre ganze Beschäftigung. Das Hauswesen besorgte die Mutter und es war vortrefflich besorgt; denn Karoline Paulus war nicht nur eine geschmackvolle Romanschriftstellerin, man erkannte aus ihrer tüchtigen Kochkunst und Sorgfalt im Hauswesen die schwäbische Geschicklichkeit.

Carl Daub (geb. zu Cassel 1765), im Alter Paulus nahe stehend, galt damals als die berühmte philosophische Stütze des Orthodoxismus. Er war eine hohe, kräftige Gestalt. Seine Züge waren groß und markig, seine Augen vorstehend, der Oberkörper etwas vorgebückt. Er las in seiner eigenen Wohnung. Er war der Antipode von Paulus und darum ein abgesagter Feind des Rationalismus und der natürlichen Wundererklärung. Er suchte die Religion nicht im Verstande, doch sah auch er ein, daß jene in der Theologie durch die Philosophie begründet werden müsse. Philosophie und Theologie gehörten nach ihm nothwendig zusammen, sie ergänzten sich beide. Daub schritt mit der Philosophie fort. Anfangs Kantianer wurde er zuletzt Anhänger Schellings und am Ende einer der entschiedensten Bekenner der Hegel'schen Philosophie. Er lehrte in der Philosophie das, was er bereits mit aller Begeisterung in sich trug und hegte, das Christenthum. Kirche und Religion fanden in ihm den eifrigsten Vertheidiger und man sah ihn darum fast regelmäßig bei guten Vorträgen den Gottesdienst der evangelisch-protestantischen Gemeinde besuchen.

Umbreit und Lewald nahmen im Vergleiche zu den Genannten eine untergeordnetere Stellung ein. Seit dem Winter 1820 wirkte der Orientalist Umbreit als ordentliches Mitglied der philosophischen Facultät, 1829 trat er in der theologischen Facultät auf. Er gehörte einer vermittelnden Richtung an, wie sie durch den 1829 nach Halle abgezogenen Ullmann vertreten wurde. Ich hörte ihn oft sagen: „Ich bin kein Supernaturalist, ich bin aber auch kein Rationalist". Er stand mit Paulus, den er regelmäßig besuchte, besser, als Ullmann, der sich ungeachtet seiner Vermittlung immer mehr zur strenggläubigen Richtung hinneigte. Ernst Anton Lewald (geb. zu Hannover 1790) war durch Charakter und gründliches Wissen ausgezeichnet und huldigte entschieden der rationalistischen Richtung.

Aengstlich, und etwas menschenscheu und zurückgezogen, hatte er die Gabe Umbreit's nicht, sich im Leben Geltung zu verschaffen. „Lewald muß man erst suchen, sagte Paulus von ihm, aber der Kenner findet den Edelstein!"

Abegg hatte sich weniger als Schriftsteller, mehr als geistlicher Redner und Mensch die Liebe und Achtung seiner Mitbürger erworben. Seit Winter 1818/19 war er Kirchenrath und Stadtpfarrer zum h. Geist. Nach außen hatte er einen größeren Namen, als die beiden letztgenannten, Friedrich Georg Christian Schwarz (geb. zu Gießen 1766). Im Alter und Rang (geheimer Kirchenrath) Paulus und Daub gleich stehend, hatte er sich besonders als Pädagoge einen Ruf erworben. Ein Schwiegersohn des berühmten liebenswürdigen Geisterssehers, des Hofraths Jung-Stilling, war er der supernaturalistischen Richtung aus voller Seele ergeben; doch war er weniger philosophisch, mehr mystisch-religiös, als Daub. Er war eine schwächliche, süße, freundliche, Daub eine derbe, kräftige Natur.

Von den jungen Docenten der theologischen Facultät hat Hitzig, jetzt geheimer Kirchenrath und ordentlicher Professor der theologischen Facultät, im vollsten Maaße die günstige Meinung seines Lehrers Paulus von ihm gerechtfertigt. Der rationellen Auffassung des Christenthums als Theologe ergeben, erwarb er sich durch gründliche Forschung als Schriftsteller und durch Lehrgabe als Docent die von ihm eingenommene Stellung. Eberlin, durch Verstand, wie durch theologische Kenntnisse ausgezeichnet, gewann nachmals im Gebiete der praktischen Theologie als Mitglied der Generalsynode und als Kirchenrath und Dekan in Handschuchsheim eine hervorragende Stellung. Der rationalistischen Richtung abhold, war er nicht, wie Manche ihm vorwarfen, ein Mucker, sondern ein orthodoxer Protestant, eine Richtung, die er mit vielen andern seiner Amtsbrüder theilte.

Unter den ordentlichen Mitgliedern der philosophischen Facultät zeichneten sich Schlosser, Creuzer und v. Leonhard aus.

Der berühmte Geschichtschreiber Friedrich Christoph Schlosser (geb. zu Jever 1776) war seit 1817 in Heidelberg angestellt. Seine Vorlesungen über die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte, über die neueste Literatur- und die Bildungsgeschichte von Mitteleuropa gehörten zu den besuchtesten der philosophischen Facultät.

Georg Friedrich Creuzer (geb. zu Marburg 1771) ward unter Karl Friedrich an die restaurirte Universität Heidelberg (1804)

gerufen. Durch seine Symbolik und die Studien und Kritiken, deren Mitherausgeber er war, hatte er sich einen weit verbreiteten Namen erworben. Das Zenith seines Ruhmes fällt in die Zeit der Herausgabe seiner Symbolik und Mythologie; denn, seit die Antisymbolik seines Gegners, des berühmten Dichters und Philologen Johann Heinrich Voß erschienen war, nahm der Besuch seiner Vorlesungen immer mehr ab; doch gehörten sie damals noch, als er im Sommer 1832 über Platon's Gastmahl und die Archäologie der Kunst las, zu den besuchteren. Er war eine mit Daub in den Bestrebungen und Ansichten wahlverwandte Persönlichkeit, suchte das ästhetisch-philologisch durchzuführen, was Daub theologisch-philosophisch unternahm. In Daub herrschten Gemüth und Vernunft, in Creuzer Phantasie vor. Beide begegneten sich in der religiösen Auffassung der philosophischen Weltanschauung. Beide waren abgesagte Feinde der nüchternen Verstandesaufklärung und rationalistischen Theologie. Doch suchte Creuzer mehr die schöne Form, Daub den in der Schaale des Symbols liegenden Kern der Wahrheit. Creuzer war mehr der Freund eines jovialen Genußlebens, Daub war das ehrwürdige Haupt eines glücklichen Familienstandes.

v. Leonhard hatte sich durch seine schriftstellerischen Arbeiten über Mineralogie und seine Sammlungen eine wissenschaftliche Bedeutung erworben. Seine Natur war ästhetisch angelegt, und durch dramatische Anlagen besonders ausgezeichnet. Er hatte mit Iffland einst gespielt und bewahrte mit Verehrung seine Briefe. Die vorzügliche Schauspielerin, Fräulein Lindner, trat in dem in seiner Wohnung errichteten Liebhabertheater auf und es gehörte zu den schönsten und anregendsten Genüssen, in die Gesellschaftskreise Leonhard's eingeladen zu werden, in welchen theatralische Vorstellungen in seltener Vollkommenheit gegeben wurden. Ich, von Kindheit an ein Freund des Theaters, erinnere mich mit Vergnügen an jene gelungenen Vorstellungen. Die Anwesenheit der Lindner gab dem Ganzen eine dramatische Weihe. Nur einmal riß uns ein komisches Impromptü aus der glücklichen Täuschung, welche immer echte dramatische Kunst gewährt. Unter den Mitgliedern des Liebhabertheaters war auch der Bibliothekar und Professor Sachße, der (die boshafte Welt sagte wegen einer Anspielung auf seinen Namen) in jedem Semester Vorlesungen über den Sachsenspiegel hielt. Der Raum der Bühne war natürlich von keiner großen Dimension. Sachße spielte mit der Lindner, einer corpulenten Dame. In einer Scene muß

sie ihn liebend umfassen, aber die Berührung durch die kräftige Lindner war für den schwachen, hagern und kränkelnden Sachße zu stark. Er stürzte rücklings auf den Boden, die Lindner verlor das Gleichgewicht, fiel, und — da lag sie auf dem armen Sachße.

Halb zog sie ihn, halb sank er hin
Und ward nicht mehr gesehʼn.

Aus der Vergangenheit ragte ein berühmter Name herüber, der sich damals nur auf Ankündigung von Vorlesungen beschränkte und vom Lehrfache zurückgezogen hatte.

Karl Christian von Langsdorf (geb. zu Undenheim 1757) war, als ich nach Heidelberg kam, 75 Jahre alt. Er hatte sich als mathematischer Schriftsteller und Lehrer in hervorragendster Weise geltend gemacht und beschäftigte sich in den letzten Jahren seines Lebens mit theologischen Arbeiten; als Mathematiker gab er einem jüngeren, aufstrebenden Collegen, Professor Schweins, Raum, der, als Lehrer ungewöhnlich anregend und als Schriftsteller bedeutend, später Senior der philosophischen Facultät wurde, und mit dem ich, ungeachtet er als unverträglich verschrieen war, immer auf dem freundschaftlichsten Fuße stand.

Munke wurde als liebenswürdiger Charakter, als Lehrer und Schriftsteller mit Achtung genannt.

Unter den jüngeren waren Rau, Bähr, Bronn, Schmid, Bischoff, Blum, Baumstark, Mittler, Fortlage, vor allen aber Gervinus vielversprechende Namen.

Zuerst besuchte ich nun die ordentlichen Mitglieder der theologischen und dann der philosophischen Facultät. Die Universität hatte damals nichts weniger als eine politisch oder religiös freisinnige Richtung. Die Liberalen waren rari nantes in gurgite vasto. Mit Ausnahme von Paulus und Lewald, welcher ängstlich und zurückgezogen lebte, doch bei letzterem erst später, konnte ich bei keinem Theologen warm werden. Ich achtete und bewunderte Daub und, von ihm zum Thee eingeladen, ließ ich mich mit ihm auch offen in religiöse Gespräche ein; aber unsere Anschauungsweisen waren so verschieden, daß wir niemals näher bekannt wurden. Bei Schwarz war nun vollends an eine Annäherung nicht zu denken. Als ich ihn zum erstenmale besuchte, lud er mich mit freundlicher Miene zum Sitzen auf das Canapé ein. Nach einigen Höflichkeitsphrasen kam er sogleich zum Hauptkerne. Er freue sich, sagte er, daß ich zur

protestantischen Kirche übergetreten sei, aber man rede so vielerlei über mein Glaubensbekenntniß, und nun ging er zur naiven Frage über: „Glauben Sie denn wirklich nicht an die Gottheit Christi?“ Das war für mich in meiner precären Stellung eine kitzliche Frage. Meine Antwort, so abgemessen sie war, muß nicht nach seinem Wunsche ausgefallen sein; denn ich hörte später von meinem Freunde, dem Kirchenrathe Wolf, daß Schwarz an der Tafel des Markgrafen Wilhelm über meine theologischen Ansichten sich eben nicht vortheilhaft geäußert habe. Freundlicher nahm mich dagegen Schlosser auf. In seinem Hause ging ich ein und aus und wurde regelmäßig zu den Abendgesellschaften gebeten. Er war eine hohe, imposante, kräftige Gestalt, sah nur an einem Auge, aber dieses sah voll, mit Feuer und Kraft in die Welt hinein. Was er besaß, vermißte er an Schwarz, von dem er zu sagen pflegte: „Wenn der Theologe Haare auf den Zähnen anstatt auf der Nase hätte, wäre er ganz recht“. Seine derbe Natur drückte sich kurz und abgemessen aus. Seine schriftlichen Abstimmungen können mit den Kabinetsbefehlen Friedrichs des Großen verglichen werden. Als ein jüdischer Lehrer das Doctorexamen machen und von dem üblichen Honorar befreit sein wollte, schrieb Schlosser nieder: „Wenn der Jude Doctor werden will, soll er zahlen“. Sein College Bähr, der eine Zeit lang einen grünen Rock trug, hieß bei ihm nur der „grüne Bär“. Seinen Nachbarn, den Mineralogen Leonhard, nannte er den „Steinritter“ und sein Liebhabertheater „die Affenkomödie“. In der Revolutionszeit von 1849, als wir eine Zeit lang unter der Herrschaft der Aufständischen zubrachten, spazierte er, die Hände auf dem Rücken, auf dem mit Freischaaren, Kanonen und Munitionswagen überfüllten Ludwigsplatze herum, sah sich, während Häußer und andere die Stadt verlassen hatten, gemüthlich das demagogische Treiben an und rief nicht leise, sondern mit möglichst kräftiger Ostfriesländerstimme aus: „Nun, wie lange wird das Zeug noch dauern? Wann kommen doch endlich einmal die Preußen, um der Geschichte ein Ende zu machen?“ Die umstehenden Freischärler hörten es nicht, oder stellten sich, als wenn sie es nicht hörten. Später war für Schlosser, als er sich vermählte, die höchste Auctorität seine Frau. Die größte Bekräftigung war bei ihm: „Das hat meine Frau gesagt!“ Er saß in dem ihm eigenthümlich gehörigen Hause im dritten Stocke an seinem Arbeitstische, erhob sich ein wenig vom Sessel, wenn man zu ihm kam, dann setzte er sich sogleich wieder nieder und sagte zu dem Eintretenden: „Setzen sie sich,

Herr — ä—ä—ä— Professor oder Hofrath, oder, was man sonst war; denn es war die höchste Seltenheit, daß er das Wort „College" brauchte und auf die verschiedenen Titulaturen mußte er sich erst besinnen. Seine Besuche waren nur einseitig und daher urtheilte er meist nach den Berichten seiner Besucher, die nicht immer die reinsten Absichten bei ihren Relationen hatten. Er ließ sich aus den Zeitungen erzählen, was er nicht gelesen hatte, oder was man in der Stadt über diesen oder jenen sagte. Ich selbst habe gehört, wie ihm ein neben mir in der Audienz sitzender Docent sagte: „Wenn man einen europäischen Namen hat, wie Sie, Herr Geheimerath, braucht man sich um solche Dinge nicht zu kümmern". Ich wunderte mich, daß man ihm so con amore derlei Dinge in's Gesicht sagen durfte. Alles Unrechte und Unwahre empörte ihn. War er mit einer Ansicht einverstanden, sagte er so recht von Herzen: „Das ist recht, das ist recht! So muß man's machen". Ungeachtet er früher ein Theologe war, konnte er nichts weniger leiden, als die Pfaffen. Von den Theologen war sein bester Freund Paulus und doch sagte dieser von ihm: „Man merkt manchmal in seiner Geschichte, daß er nur ein Auge hat". Am wenigsten hat mir an Schlosser gefallen, daß er in seiner Selbstbiographie einen Fehler seines Vaters offenbart, den die kindliche Pietät leicht hätte übergehen können.

Der auch von Juristen gehörte Rau wurde ein berühmter Nationalökonom und hatte einen menschenfreundlichen, verschiedenen Richtungen gerechten Charakter. Seine religiöse Ueberzeugung hielt sich von Extremen ferne und das vermittelnde Element war es, was Umbreit und Rau als unzertrennliche Freunde für's Leben zusammenbrachte.

Bähr wurde später durch seine römische Literaturgeschichte, seinen Plutarch, Herodot ein auch in weiteren Kreisen mit allgemeiner Hochachtung unter den Gelehrten genannter Name. Er zeichnete sich durch besondere Gewandtheit im lateinischen Style aus, war gegen Jeden freundlich und collegialisch und in Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit seiner Geschäftsführung ein musterhafter Oberbibliothekar. Durch die Herausgabe der Heidelberger Jahrbücher trat er mit vielen Collegen in Verbindung und so wurde ich mit ihm nach und nach näher bekannt und lernte ihn als einen treuen und zuverlässigen Freund schätzen. Das über ihn wiederholt verbreitete Gerücht, daß er Kryptokatholik sei, hat er durch öffentliche Abwehr in den Zeitungen und dadurch factisch widerlegt, daß seine Heidelberger Jahrbücher allen Richtungen

offen standen, und daß er zu seinem Umgange viele entschieden liberale Persönlichkeiten zählte.

Erb war ursprünglich Jurist und schrieb eine von Thibaut jedes Jahr erwähnte und gebührend gelobte juristische Abhandlung. Sein Unglück war der Uebertritt zur Philosophie. Es ging ihm, wie Hofrath Weiße mit seiner Architektonik der Wissenschaften. Er kam nie zum Vorlesen. Weiße machte in Badenweiler Verse, die er auf seine Kosten drucken ließ, und behauptete, jeder Vers trage ihm einen Ducaten ein. Erb verlegte sich auf Erfindungen. Im Hofe seines Hauses stellte er Versuche mit einer von ihm erfundenen Flugmaschine an. Zum Glücke ging die Maschine nicht hoch hinauf, sonst hätte er seine Genialität mit dem Leben gebüßt. Auch eine neue Art von Bett und viele andere Dinge hatte er erfunden. So war die Philosophie von zwei Ordinarien vertreten und doch verwaist; denn weder mit den Weiße'schen Versen, noch mit den Erb'schen Erfindungen konnte man einen Hund aus dem Ofen locken.

Hanno wurde durch Paulus' Vermittlung gerufen, war damals Extraordinarius und blieb dieses bis zu seinem Tode mit einem äußerst dürftigen Gehalte. Er war ein gelehrter Mann und machte einen sonderbaren Eindruck mit seinem dunkeln, himmelanstrebenden Haarwuchs. Ein gemüthlicher, sinniger Mann, führte er ein patriarchalisches Stillleben, von dem Geräusche der großen Welt und selbst der Kanzel zurückgezogen, weil er nur selten einige Zuhörer fand. Wer ihn am 1. Mai besuchte, fand ihn auf dem Kanapé sitzend, vor sich einen Tisch, auf diesem einen Kuchen. Er feierte, wie er sagte, seinen Geburtstag, den er für immer auf den ersten Mai verlegt hatte. Wohl konnte er als betagter Greis sagen: „Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder".

Bronn wurde später ordentlicher Professor und Hofrath und war ein gerader, zuverlässiger Charakter. Er gewann als Zoolog Bedeutung und hat die Darwin'sche Theorie durch seine Uebersetzung zugänglicher gemacht.

Heinrich Schmid (geb. am 21. Juni 1799 zu Jena), war, als ich nach Heidelberg kam, in meinem Alter, wie ich, eben erst vermählt und für das Fach der Philosophie von Jena gerufen, für welches ich ohne meinen Willen, nach Anordnung der hohen Regierung und ohne fixe Stellung bestimmt war. Selten begegnete mir im Leben ein jüngerer Charakter von diesem edeln Sinne, dieser Wahrheitsliebe, dieser Liebenswürdigkeit im Umgange. Es bildete sich zwischen uns, ihm und

mir, seiner und meiner Frau, ein Freundschaftsband, das nur der Tod löste. Ich habe ihm nach seinem Tode durch seine Biographie ein kleines Denkmal der Erinnerung gesetzt.

Von den Privatdocenten kamen Müller, der Bibliothekar und Mathematiker, und Mittler, der Historiker, nach Zürich. Bischoff, der Botaniker, war taub und wurde später Ordinarius, wegen seiner gründlichen Kenntnisse sehr geschätzt und zu allen Doctorprüfungen seines Faches gezogen. Arneth erhielt eine Stelle als Gymnasialprofessor und zugleich Extraordinarius an der Universität, als Verfasser der Geschichte der Mathematik bekannt, Blum, ein bedeutender Mineralog und Schwager Leonhard's, erhielt später die ordentliche Professur der Mineralogie und den Hofrathstitel, Baumstark wurde nach Greifswald als Nationalökonom gerufen, ein vorzüglicher Dilettant in der Musik und einige Zeit ein hervorragendes Mitglied des preußischen Ständehauses. Fortlage kam frühe nach Jena, wo er als Lehrer und Schriftsteller der Philosophie mit Verdienst wirkte.

Der bedeutendste unter allen diesen wurde nachmals der Hofrath und Professor Gervinus. Einer der Göttinger Sieben, wurde er durch Kabinetsbefehl gedrängt, seine Kräfte einem anderen Lande zu widmen. Er kam nach Heidelberg zurück, wo er früher als Docent gewirkt hatte. Hier las er zur Zeit der Reaction ein außerordentlich besuchtes Publicum über Geschichte. Der freien Richtung zugethan, stimmte er nicht in Allem der herrschenden politisch-liberalen Strömung bei. Seiner Natur nach mehr demokratisch, als constitutionell angelegt, sagte er in seinen Vorlesungen: „Preußen spiele die Rolle Macedoniens, die Macedonier hätten mit der griechischen Freiheit ein Ende gemacht, die Preußen würden es so mit der deutschen halten". Der berühmte Verfasser der Geschichte der deutschen Nationalliteratur und des 19. Jahrhunderts konnte eben auch, wie alle Menschen, irren. Preußen ist zur Begründung der deutschen Einheit und Freiheit berufen und wird und muß diesen Beruf in der Zukunft erfüllen. Durch das Vermögen seiner Frau, Tochter des Botanikers Schelver, einer ästhetisch begabten Dame und Freundin der Tonkunst, wie ihr Mann, war er schon frühe in eine unabhängige Lage gekommen und bedurfte der Staatsbesoldungen und Honorare nicht. In seinem Hause versammelte sich ein ausgewählter Kreis von Freunden der Tonkunst. Hier wurden in gelungener Weise die Meisterschöpfungen klassischer Musik in's Leben geführt; er ahmte in dieser Weise Thibaut nach, welcher seinen höchsten

Genuß in den Meisterwerken der alten Kirchenmusik fand. Aus dem ästhetischen Geiste des berühmten Literarhistorikers gingen schöne Arbeiten über Shakespeare und Händel hervor.

In der Juristenfacultät stand das seltene Kleeblatt Thibaut, Zachariä und Mittermaier oben an. Schon früher habe ich auf Thibaut hingewiesen, der als König Heidelberg's von den Docenten nachgeahmt wurde, wie Hegel von den Privatdocenten der Philosophie in Berlin, die Tabak schnupften, weil er es that. Ihm lag besonders der Besuch der Universität am Herzen. Als ich in den ersten Jahren, ohne Besoldung, ganz allein auf mich angewiesen war, sagte er einmal zu mir: „Ich bin der Ansicht, daß man Alles für Sie thue, was die Universität kann; nur darf es jetzt nicht publik werden; sonst dürfen die preußischen Studenten nicht mehr nach Heidelberg". Ich dachte: „Der hält mich für zu bedeutend. Was sollte Preußen an mir liegen?" Publik mußte eben doch werden, was man für mich that.

Karl Salomo Zachariä, durch seine 40 Bücher vom Staate berühmt, war einer der geistreichsten und gelehrtesten Lehrer des Völker- und Staatsrechtes. Seine klassische Latinität war weltbekannt. Seine feine historische Combinationsgabe zeigt sich in seinem Sylla. Als Mitglied der ersten Kammer huldigte er zwar nicht der Fortschrittspartei, doch waren auch hier seine Bemerkungen scharfsinnig und oft zutreffend. Er war eine mittlere, hagere Gestalt, mit alternden Zügen, einem grünen, abgetragenen Rocke, dem berühmten alten Hute und kurzen Manchesterhosen, weißen Strümpfen, die oben zu den Stiefeln heraussahen. In seinem Empfangzimmer war ein einfacher Tisch von Tannenholz. Vergebens sah man sich nach einem modischen Ameublement um. Da man in der Regel diejenigen am Meisten liebt, die ihr Geld hinauswerfen — in Heidelberg nennt man sie dann gewöhnlich Barone, und, wenn sie von einem Stiefelwichser abstammten — so war man im Volke nicht für ihn begeistert und nannte ihn nur den Geizhals. Man erzählte eine Menge Anekdoten von ihm und er selbst kannte sie und scherzte darüber. Zachariä saß gewöhnlich in Sommertagen — ich sah ihn oft in dieser Positur — an dem Wege nach Neuenheim links auf der steinernen Brüstung. Erhitzt vom Gehen, hielt er dann den Hut zwischen den Beinen. Da sah — so erzählt man sich — ein neu angekommener Student den unscheinbar und ärmlich gekleideten alten Mann da sitzen. Schnell warf er ihm ein größeres Stück Geld in den Hut und ging davon.

Den andern Tag schrieb er sich bei Zachariä ein. Wie staunte er, als er in jenem den vermeintlichen Bettler von gestern erkannte. Da sah ihn Zachariä lächelnd an und gab ihm den guten Rath, künftig eine kleinere Münze zu nehmen, ein Kreuzer wäre auch genug gewesen. Man sagte, daß der Banquier David Zimmern ihn um einen guten Rath gebeten hatte, weil sein Sohn, ein höchst talentvoller Jurist, nicht vorwärts kommen könne. Zachariä habe ihm gerathen, Christ zu werden und die Carrière würde dann eine glückliche werden. Da habe sich Zachariä bei Zimmern Tuch ausgenommen und in der zu bezahlenden Rechnung das Honorar für den guten Rath angeschlagen. Bekannt ist, was man sich von seinem Hute erzählt. Die Studenten — so heißt es — nahmen ihm im Hörsaale den Hut von der Kanzel hinweg und setzten einen neuen an seine Stelle. Zachariä dankte für die zarte Aufmerksamkeit. Als aber der alte wieder für den neuen von den neckischen Studenten hingesetzt wurde, soll er gesagt haben: „Wir können uns eben nicht trennen, wir sind gute, alte Freunde"! Das waren gewiß von den Feinden seiner Sparsamkeit erfundene Geschichten. Doch sparte er nur an sich, nicht an andern. Man sah dieses bei seinem Sohne. Er hatte den Grundsatz: „Man muß den Willen der Kinder nicht zu sehr einschränken; sie müssen durch Schaden klug werden"! Als sein Kind ein kostbares Porzellanservice zerstören wollte, gab er es ihm und ließ es zu. Da er seine Frau frühe verlor, ließ er den Sohn in der besten Anstalt erziehen, kostspielige Reisen zu seiner Ausbildung machen, schaffte ihm ein Reitpferd an und gestattete ihm allen Comfort der Jugend. Wenn er auch an sich selbst sparte und, wie man sagte, jede zurückgelegten 100 fl. in ein Aeckerchen verwandelte, so hatte er doch Sinn für Genuß und genoß auch in seiner Weise das Leben. Er war dabei vielleicht bei einer Flasche wohlfeilen Landweines vergnügter, als der Verschwender unter einer Batterie von Champagnerflaschen. Zur Zeit, als ich nach Heidelberg kam, ging er im Sommer jeden Sonntag zu Fuß nach Neckargemünd und aß dort an der Mittagstafel im Gasthofe zur Pfalz. Die Küche war ebenso billig, als vortrefflich. Zachariä saß dann in der Mitte der Gäste und sprudelte förmlich von Witz und Laune. Sein Wahlspruch war: Bene vixit, qui bene latuit. Er verlangte ausdrücklich vor seinem Tode, ohne Begleitung seiner Collegen beerdigt zu werden. Sein Wunsch wurde erfüllt. Das Leichenbegängniß fand am frühen Morgen statt. Kortüm schrieb in sein Tagebuch: Zachariaeus canis instar

hodie sepultus est. Wohl mit Unrecht. Zachariä suchte im Leben keinen Prunk, er wollte ihn auch im Tode nicht. Ich habe in ihm immer einen edeln, zuverlässigen Mann kennen gelernt.

Mittermaier, der dritte im juristischen Kleeblatte, war ein ebenso berühmter Kriminalist, als liebenswürdiger, menschenfreundlicher Charakter. Humanität war das Losungswort seines Lebens in Schrift und Rede. Ich wurde zu ihm eingeladen und fühlte mich zu seinem Sohne Martin, dem Rechtsanwalt, einem biederen, verständigen, freiheitliebenden Manne, hingezogen, der mir im Alter näher stand. Mittermaier wirkte nicht nur als Professor durch seine ungewöhnlich besuchten Vorlesungen, er war unermüdet thätig als Schriftsteller, als Landstand, Präsident der zweiten Kammer, im deutschen Parlamente, als Mitglied, dann als Ordinarius des Spruchcollegiums und als Herausgeber mehrerer juristischer Zeitschriften. Er war mehrerer neueren Sprachen mächtig und in der schön geistigen Literatur ungewöhnlich belesen. Ein Freund dramatischer Kunst, war er auch einige Zeit Vorstand des Heidelberger Theatercomités. Ein seltenes glückliches Familienleben herrschte im Hause Mittermaier's. Seine Kinder und Gattin hingen an ihm mit der innigsten Liebe und bis zum Tode zeigte er noch jenen Sinn für das Schöne und Gute, der ihn durch das Leben geleitet hatte. Kein Gelehrter in Heidelberg hatte so viele Verbindungen im Auslande, in Italien, Frankreich, England, welche Länder er oft bereist hatte, und in Amerika, keiner erhielt und schrieb so viele Briefe. Aber auf allen seinen Reisen, in allen seinen Arbeiten, Vorlesungen und Reden schwebte ihm immer nur Eines vor, Licht, Recht und religiös sittliche Menschenbildung. Er hatte sich, wie Zachariä, durch Verstand und Fleiß zum reichen Manne emporgearbeitet. Dabei war er für die Unterstützung der Armen und die Besserung der Gefangenen unablässig bemüht. Er hatte das Glück, sein fünfzigjähriges Doctorjubileum und seine goldene Hochzeit zu feiern. Wie freundlich, wie zuvorkommend war er gegen seine Gäste, als er im Museumssaale Collegen, Freunden und Verehrern, die ihn zu seinem Jubileum beglückwünscht hatten, einen glänzenden Doctorschmauß gab! Durch Aufsätze über italienische Philosophie und Anzeigen philosophischer Werke aus Italien kam ich mit ihm auch in nähere wissenschaftliche Berührung. Er hatte an allem Wissenswürdigen Interesse und sein Umgang trug immer zur Belehrung und Aufmunterung bei. Unvertilgbar bleibt mir das Gedächtniß des freundlichen Greisen, den ich noch kurz vor seinem Tode

in der Mitte seiner Familie aufsuchte. Ich drückte ihm zum letztenmale die Hand, die er mir oft so freundlich geboten hatte.

Roßhirt war, wie Mittermaier, aus Baiern gerufen. An der Universität lehrte er, damals Hofrath und ordentlicher Professor, das römische, das Criminal- und Kirchenrecht. Als Landstand, war er in der ersten Kammer thätig, doch nach einer anderen Richtung, als Mittermaier in der zweiten. Er huldigte in der Politik dem conservativen und in religiösen Dingen dem römisch-katholischen Princip. Er war ein Gegner der liberalen Partei und machte kein Hehl daraus. Auch seine Feinde mußten gestehen, daß er sich immer gleich blieb.

Nach der einstimmigen Ansicht aller Sachverständigen waren Walch und Willy tüchtige Juristen. Letzterer wurde besonders zu Privatissimis für die Doctorprüfung gebraucht und endete sein Leben in einer Anstalt für Gemüthskranke. Jeder, der bei Willy hörte, lobte seine Gründlichkeit und Lehrgabe. Walch war das lebendige Conterfei eines gelehrten, pedantischen Leipziger Magisters. Er war der Sohn Franz Wilhelm Walch's, des berühmten Verfassers der Ketzerhistorie und der Enkel des Luther-Walch's, des berühmten Herausgebers von M. Luther's sämmtlichen Werken, und in der That als Jurist so gründlich gelehrt, wie seine Ahnen. Ich sehe ihn noch vor mir den alten, großen, kurzsichtigen Mann, als ich ihn, den Junggesellen, in seiner bescheidenen kleinen Wohnung auf dem Paradeplatze besuchte. Thibaut hatte Respect vor seinem riesigen Wissen. Er pflegte zu sagen, wenn das corpus juris durch die Unbilde der Zeit ganz zerstört würde, Walch stelle es ganz aus dem Gedächtnisse wieder her. Ich dachte: „Es muß auch solche Käuze geben".

Unter den jüngeren Docenten gewann später Zöpfl Bedeutung, der gleich im Anfange seine Anlage zum akademischen Lehrer bethätigte. Der liberalen Partei ergeben, zog er mich durch die Herausgabe seines Mikrokosmos an.

Dem theologischen und juristischen Kleeblatte stand in würdigster Weise das medicinische Dreigestirn: Tiedemann, Nägele, Chelius zur Seite.

Tiedemann, der europäisch berühmte Physiologe, war eine hohe, aristokratische Gestalt mit feinen, schönen Gesichtszügen. Damals schon alternd, war seine Gestalt immer noch einnehmend und schön zu nennen. In religiöser Beziehung ein freisinniger Protestant, war er ein Freund von Johann Heinrich Voß und Paulus und ein entschiedener Gegner

aller Mucker und Phantasten. Von politischen Bewegungen wollte er nichts wissen, da sie ihn auch im besten Falle in dem ihm angenehmen Besitzthum, in seinen Gewohnheiten, dem seither Liebgewordenen störten. Die Heidelberger Professoren machten es nicht, wie wir Freiburger. Sie unternahmen ihre Spaziergänge nicht zusammen in größerer Gesellschaft. Jeder ging für sich allein, so hielt es auch Tiedemann, ungeachtet er Familienvater war; er ging jeden Nachmittag allein nach Rohrbach in die Rose, wo ich ihn oft allein am Tische sitzend fand. Tiedemann war der Sprache in dem rechten, schön geformten Ausdruck mächtig, aber nur, wenn er schrieb, nicht, wenn er frei redete. Selbst am Karl-Friedrichsfeste und an den Geburtstagen des Landesfürsten trug er seine Toaste nicht frei vor; er nahm aus der Seitentasche seines Frackes einen Zettel und las seinen Trinkspruch herunter. Und doch, wie schön, wie einfach waren seine Reden. Ich erinnere an die Rede, die er an Johann Heinrich Voß' Grabe hielt. Seine Vorlesungen waren zahlreich besucht. Sein Werk über Physiologie, das ich später oft bei Abfassung meines Lehrbuches der Psychologie benutzte, war für seine Zeit ein Meisterwerk. Er war ein entschiedener Gegner der Phrenologie. In seinen Vorlesungen pflegte er zu sagen: „Wenn die phrenologischen Organe richtig sind, so hat das Schwein das Organ der Religion und Theologie in hohem Grade und dem Rindvieh wächst an der Stelle des Witzes das Horn". Dafür wurde er von dem Demagogen Struve, der kein Fleisch aß, weil er das Thier schlachten für Sünde hielt und nebenbei in der Phrenologie dilettirte, gehörig angegriffen. Auch mir wurde eine solche Ehre zu Theil, da ich mich mit einer Wissenschaft unmöglich befreunden konnte, welche an den Erhöhungen und Vertiefungen des Schädels die intellectuellen und moralischen Anlagen erkennen will.

Nägele war ein ebenso berühmter Geburtshelfer, als genial und scharfsinnig in der praktischen Heilkunde. Schwiegersohn des Geheimenrathes Mai, der als Professor und Arzt in der Curpfalz zu seiner Zeit Alles in Allem war, hatte er jenen praktischen Blick frühe gewonnen, der ihn zum Begründer einer neuen Methode des Heilverfahrens machte. Durch Witz, Geist und Gewandtheit ausgezeichnet, war er so recht zum Damenarzte geschaffen. Sein Vortrag war frei, sonor, mit unterhaltenden Episoden gewürzt, sein Hebammenunterricht meisterhaft, und keiner, der bei ihm hörte, wird anders als mit großer Begeisterung von seinen Vorträgen reden. Er war uneigennützig und

viele seiner Collegen behandelte er als Arzt, ohne das Mindeste von ihnen dafür anzunehmen.

Chelius, der berühmte Chirurg, hatte, wie sein College Beck in Freiburg, als Regimentsarzt angefangen und schwang sich durch seine eigene Kraft zu der hohen Stellung empor, die er so viele Jahre bekleidete, jetzt in stiller Zurückgezogenheit, entfernt von dem Treiben des Tages, die schöne, ihm im glücklichen Greisenalter gewährte Muße noch in ungeschwächter Körper- und Geisteskraft genießend. Seine Operationen verschafften ihm einen Namen weit über die Grenzen seines Vaterlandes. Aus den verschiedensten Ländern kamen in Heidelberg Leidende zusammen, die Hülfe des berühmten Arztes in Anspruch zu nehmen. Sein Lehrbuch der Chirurgie hat ihm einen unsterblichen Namen gesichert.

Zunächst an ihnen stand Puchelt, der als Vorstand der Klinik für innere Krankheiten und als Arzt eine große Wirksamkeit hatte, ein geistvoller, gelehrter Arzt. Gmelin war als Kenner der chemischen Literatur berühmt und im Umgange eine liebenswürdige Persönlichkeit. Auch Sebastian, aus Holland gerufen, war in der medicinischen Praxis beliebt und glücklich. Dierbach, ein gründlicher Pflanzenkenner, aber kränklich, wurde der Universität bald durch den Tod entrissen. Der Botaniker Schelver warf sich auf den thierischen Magnetismus. Ein Maurer, Namens Auth, machte vor meiner Ankunft in Heidelberg als Gegenstand seiner magnetischen Experimente ein großes Aufsehen. Geiger, ein tüchtiger Pharmaceut, starb bald nach meiner Ankunft. Leuckart, ein geschickter Physiologe, wurde als Ordinarius nach Freiburg gerufen.

Unter den Privatdocenten zeichneten sich die beiden Arnolde aus. Der eine, F. Arnold, wurde ein durch Schrift und Wort berühmter Anatom, der andere, W. Arnold, der homöopathischen Reform in den medicinischen Wissenschaften zugethan, im Besitze von Talent und Kenntnissen, gewann als praktischer Arzt einen Namen.

Die 14 Tage, welche ich bis zum Beginn meines Publicums (22. Juni) frei hatte, wollte ich dazu benutzen, in den Vorlesungen einiger Professoren zu hospitiren, auf welche ich von Freund Hartmann aufmerksam gemacht wurde.

Vor allen zog mich natürlich Paulus am meisten an. Es war das letzte Collegium, das er im Sommer 1832 las, der erste Theil der Kirchengeschichte bis auf Karl den Großen. Er las in

dem Hörsaale Nr. 4 im Universitätsgebäude. Es mochten 25—30 Zuhörer anwesend sein. Sein Vortrag war frei, lebendig, anregend, von der tiefsten Gründlichkeit des Wissens zeugend; er sprach über die Apostel und charakterisirte sie trefflich. Nicht pomphaft, einfach und schmucklos war die Rede. Es war, wie wenn er, sich über die Kanzel herablehnend, sich mit den unten sitzenden Zuhörern besprechen wollte. Er war ganz derselbe, wie ich ihn im Gespräche mit ihm fand. Dann hospitirte ich bei Zachariä. Es war an diesem Tage eines Studentenfestes wegen eine große Ausfahrt und Zachariä's sonst überfüllter Hörsaal wies manche bedeutende Lücken in den verschiedenen Bänken auf. Er sah sich um und sprach mit Pathos: „Er zählt die Häupter seiner Lieben — und sieh! ihm fehlt manch theures Haupt!" Das „theuer" wurde langsam und mit oratorischem Nachdrucke gesprochen. Der Haushälter dachte an die Studentenausfahrt und an das Geld, das sie kostete. Ich hatte es nicht getroffen. Zachariä war der vielen lieben theuern Häupter wegen nicht in der rechten Stimmung. Anstatt vom Staate und dem Staatsrechte sprach er von den Hülfswissenschaften des letzteren, von Geschichte, Geographie u. s. w.; doch hörte ich manche belehrende und geistvolle Bemerkung. Von Zachariä ging es zu Schlosser. Ich hospitirte bei ihm zweimal in den Vorlesungen über die Geschichte der letzten Jahrhunderte und über die neuere Literaturgeschichte Mitteleuropas. Die derbe, kräftige Sprache, die er bei Unterredungen führte, kam auch hier zum Vorschein. Er hatte zwar sein Heft, dictirte einige kurze Sätze, aber der Vortrag war meist frei, lebendig und spannend. Sehr störend war es in seinem freien Vortrage über Weltgeschichte, daß er in Perioden sprach und plötzlich seinen Periodenbau abbrach und niemals vollendete. Auch schien mir nicht passend, daß er ordentlich sprichwörtlich sagte: „Darauf kommen wir wieder zurück, meine Herren", und, wie ich erfuhr, niemals wieder darauf zurückkam. Von einer besonderen Wirkung aber waren seine Vorlesungen über Literaturgeschichte: Man sah, er hatte seinen Montesquieu, Voltaire, Rousseau u. s. w. durch und durch gelesen. Sie gingen aus dem genauesten Verständnisse der Werke hervor. War auch die Charakteristik nach seiner Auffassungsweise manchmal einseitig, so zeugte sie doch jeder Zeit von der genauesten Bekanntschaft mit dem von ihm dargestellten Schriftsteller. Seine Dictate über Literaturgeschichte hatten einen besonderen Werth. Endlich wollte ich auch Thibaut's Pandekten hören. Er las in der Aula, in welcher ich mein Publicum vortrug.

Die Bänke waren alle besetzt; es wurde mit außerordentlicher Aufmerksamkeit gehört und das Diktirte nachgeschrieben. Man sah, daß die Zuhörer ihn für den Meister ihrer Wissenschaft hielten. Allein seine Stimme war nicht stark genug für die weite Aula. Die lispelnde, für den Südländer schwer zu verstehende Mundart im Vortrage machte mir es geradezu unmöglich, etwas von seinem Vorgetragenen zu verstehen. Die Zeit drängte; ich hatte so viel für mich zu thun, daß mir das fernere Hospitiren zur Unmöglichkeit wurde.

Mein am 22. Juni begonnenes, so überaus zahlreich von Anfang bis zu Ende besuchtes Publicum gab mir die schönste Hoffnung einer künftigen, nicht erfolglosen Wirksamkeit; leider aber mischten sich ungebildete Zuhörer genug unter die wissenschaftlich Gebildeten, und philosophische Vorlesungen sind am Meisten Mißverständnissen ausgesetzt. So erinnere ich mich eines Spazierganges mit einem getauften jüdischen Banquier, der mein Publicum besuchte. Ich hatte gerade von Spinoza gesprochen. Da sagte er: „Spinoza ein geistreicher Mann. Aber, was thue ich damit? Es sind nichts, als philosophische Wärbel (Wirbel)". In einer Masse von anonymen Artikeln zogen ultramontane Blätter über meine Vorlesungen her. Ein Artikelmacher in der Mannheimer Abendzeitung warf mir vor, ich hätte gesagt, „Gott sei eine Substanz". Ich ging ruhig meiner Wege und kümmerte mich um solche hämische und dumme Angriffe nicht. Da erhob sich ein Ungewitter gegen mich, das mehr Unheil drohte, als die anonymen Angriffe der Reactionäre. Das Prorectorat war von dem Nationalökonomen Rau auf den Theologen Umbreit übergegangen. Arglos war ich in meinem Zimmer, als ich am 4. October 1832 urplötzlich von diesem in das Senatszimmer auf eine bestimmte Stunde gerufen wurde. Ich erschien, ohne zu ahnen, was man gegen mich vorhatte. Oben am langen Tische des Senatszimmers saß der Prorector Umbreit, neben ihm der damalige Universitätssecretär Muth. Man bat mich Platz zu nehmen. Umbreit las ein Ministerialrescript vom 17. September vor, nach welchem vom katholischen Dekanate zu Heidelberg eine Anzeige vorliege über einige von mir in meinen öffentlichen Vorlesungen ausgegangene unziehmliche Aeußerungen, zugleich wurde beigefügt, daß auch dem engern Senate solche Aeußerungen zu Ohren gekommen seien. Der Prorector hatte den Auftrag, mich über diese Aeußerungen zu vernehmen. Weder das hohe Rescript selbst, noch die Anzeige oder Denunciation des katholischen Dekans bekam ich zu

Gesicht. Auf meine Frage, von wem die Anzeige ausgehe, erwiederte der Prorector: „Der katholische Dekan Beyhofer und Professor Mizka sind unterschrieben". Ich wußte nun gleich, wie es sich verhielt. Professor Mizka war bekanntlich taub und wurde oft seinen Schülern (er war Lehrer des Französischen am Gymnasium) zum förmlichen Gespötte. Zugleich war er zwar ein sehr gutmüthiger Mann, aber als die Stütze des Ultramontanismus in Heidelberg bekannt. Man sagte von ihm, daß er seine Beinkleider und Stiefeln nur bei katholischen Schneidern und Schustern anfertigen und sein Brod nur von katholischen Bäckern liefern lasse. Beyhofer war toleranter und ich stand später sogar mit ihm auf freundschaftlichem Fuße. Aber die Ultramontanen setzten in nomine ecclesiae durch, daß Beyhofer die Anzeige unterschrieb, und so kam die Anklage zu Stande. Ich gestehe, ich war darüber frappirt. Ich sollte mich vor einem protestantischen Theologen rechtfertigen über das, was ich an einer protestantischen Universität über die katholische Kirche gesagt hatte, über das, was ich an einer katholischen Universität schon als katholischer Theologe und was ich jetzt nicht in einem theologischen, sondern in einem philosophischen Collegium gesagt hatte. Umbreit stellte nun, ohne daß ich die Anzeige oder das Rescript vorher einsehen und durchlesen konnte, sogleich Fragen an mich über einzelne Aeußerungen, welche ich gethan haben sollte. Paulus tadelte nachher, daß ich mir das ruhig gefallen ließ. Er sagte: „Sie hätten zuerst die Urkunden verlangen und dann eine schriftliche Erklärung darüber abgeben sollen". Ich that das leider nicht und antwortete sogleich offen und unbefangen. Es waren acht Punkte, über die ich vernommen wurde und der Prorector stellte demnach 8 Fragen an mich. Denn es wurden nicht blos die von den Denuncianten angegebenen, sondern auch andere, dem Frageſteller zu Ohren gekommene Aeußerungen von ihm zur Sprache gebracht. Man warf mir vor, ich hätte den Papst einen Zauberer genannt, der aus drei eins und aus eins drei machen und Brod in Fleisch verwandeln könne, die Anekdoten von einer Nonne, die bei Genuß des Abendmahls sinnliche Anfechtungen empfunden habe, Thatsachen, die ich von der Schwärmerin Guyon erzählte. Ich berief mich darauf, daß ich vom Einfluß der Philosophie auf die Theologie gesprochen, Thatsachen und zwar ohne Verspottung der katholischen Theologie oder Kirche vorgetragen und die Worte, wie z. B. Montesquieu's, angeführt hätte. Ich wurde darüber vernommen. „Sie sollen, sagte der Frageſteller

wörtlich, da man in der Mannheimer Zeitung eine Aeußerung von Ihnen, daß Gott eine Substanz sei, vorgebracht, gesagt haben, nächstens würde darin Ihnen vorgeworfen werden, daß Gott ein Nomade sei"? Ich antwortete: „Die Aeußerung, Gott sei eine Substanz, ist als ein Satz Spinoza's von mir aufgestellt worden. Da ich in meinem Collegium nicht verhindern konnte, daß auch wissenschaftlich Nichtgebildete dieses besuchten, nahm sich ein Anonymus in der Mannheimer Abendzeitung, meine Ehre mit schamlosen Lügen kränkend, die Freiheit heraus, den Satz Spinoza's auf meine Rechnung zu schieben, so daß die Quintessenz auch in die Frankfurter Postamtszeitung überging. Ich habe nie darauf geantwortet, weil ich es unter meiner Würde hielt. Als ich in einem spätern Collegium von Leibniz sprach und seine Lehre von den Monaden berührte, bemerkte ich, daß der Anonymus in der Mannheimer Zeitung uns, nach seinem früheren Aufsatze zu urtheilen, leicht in einem neuen Artikel die Monaden Leibnizens in Nomaden verwandeln könne". Ich wurde sogar gefragt: „Es ist Ihnen zum Vorwurf gemacht worden, daß Sie sich öfters im österreichischen Dialekte ausdrücken". Ich antwortete: „Ich erinnere mich nicht, dies gethan zu haben. Sollte es geschehen sein, so ist es ganz gewiß sehr selten geschehen. Ich erinnere mich, daß nach meinem Collegium sich Mehrere beklagten, meinen Vortrag nicht recht verstanden zu haben, weil ich im süddeutschen Dialekt gewohnt war, die letzten Sylben zu verschlingen. Ich habe mich nachher bemüht, diese Aussprache abzuändern. Es dürfte vielleicht dieses die Meinung veranlaßt haben, daß ich öfters im österreichischen Dialekte gesprochen habe". Alle meine Antworten gab ich unvorbereitet und ohne eine Ahnung dessen, was über mich kam. Ich schloß meine Beantwortung der vorgelegten Anklagepunkte mit folgenden Worten: „Schließlich erlaube ich mir die Bemerkung und bitte diese meine Erklärung dem hohen Ministerium vorzulegen. Es war nie meine Tendenz, irgend etwas Aufreizendes oder religiös Polemisches in meinen Vorlesungen behandeln zu wollen. Auch war schon der Stoff meiner Vorlesungen von einer ganz andern Art; ich habe über die Geschichte der neuesten Philosophie gesprochen. Daß ich mit Schwierigkeiten bei Eröffnung meiner Vorträge zu kämpfen hatte, ist bei den besondern Verhältnissen natürlich. Mein öffentlicher Uebertritt von einer christlichen Confession zur andern veranlaßte vielseitige Aufregung. Von allen Seiten wurde und wird noch, ungeachtet ich stets schweige, unaufhörlich auf die lügnerischste Art

gegen mich losgeschrieen. Ich mache bei dieser Gelegenheit auf Geiger's und Heberling's, meines Schülers, Schriften aufmerksam, die sich nicht blos gegen mich, sondern gegen die ganze protestantische Kirche auf eine schmähende Weise einzuschreiten erlauben. Manche dieser Zeitungsartikel, die gegen meine Vorlesungen in Heidelberg gerichtet waren, können nur von diesem Standpunkte aus richtig gewürdigt werden. Allen gebrach das Detail und die Begründung. Ein zweiter Umstand war, daß ich mich erst in den Ton finden mußte, den die Wissenschaft bei einem gemischten Auditorium verlangt und daß es hier um so nöthiger war, darauf aufmerksam zu werden. Manche Winke Seiner Magnificenz glaube ich in dieser Beziehung treu und gewissenhaft benutzt zu haben. Ein dritter Umstand, der für mich sehr unangenehm war, bestand wohl in der Mischung meiner Zuhörer, da sich die hiesigen Herren Akademiker für öffentliche Vorlesungen nicht einschreiben und der Anstand und die Schicklichkeit mir verboten, auf diese Mischung von der Kanzel herab aufmerksam zu machen. So war wohl kein Mittel vorhanden, Personen von meinen Vorträgen abzuweisen. So wurden Gerüchte und Mißverständnisse bei einem zahlreichen Auditorium unter solchen, welche die Wissenschaft kaum dem Namen nach kannten, veranlaßt. Im Uebrigen stelle ich an das hohe Ministerium die gehorsamste Bitte, da es mein sehnlichster, aus dem Bewußtsein meines reinen Strebens hervorgehender Wunsch ist, rein und tadellos dazustehen, auf eine Hochdemselben geeignete Weise die Untersuchung über die gegen mich vorgebrachte Anschuldigung gnädigst fortführen lassen zu wollen, im Falle dieses den höchsten Behörden geeignet erscheinen sollte." Es wurde mir anstatt einer weitern Verhandlung das ernstliche Mißfallen der hohen Behörde über meine Aeußerungen vor einem gemischten Auditorium am 17. December 1832 ausgesprochen und mir bedeutet, nur matrikulirte Zuhörer in meinen Vorlesungen zuzulassen, auch meine Vorträge so einzurichten, daß „kein Aergerniß entstehe". Unmittelbar darauf erfolgte am 21. December 1832 der hohe Erlaß, „es könne der ehemalige Professor v. Reichlin-Meldegg weder der philosophischen Facultät einer der beiden Landesuniversitäten zugetheilt, noch dessen Sustentationsgehalt auf die Staatskasse übernommen werden". Ich war niedergeschmettert. Mit Familie ohne fixen Gehalt und ohne Vermögen zu leben, hätte vielleicht die Willenskraft manches Andern für immer gelähmt. Aber mir blieb ja mein Freund Paulus und das zuversichtliche Vertrauen auf meine

vorgesetzten Behörden. Der Erlaß des hohen Ministeriums wurde mir am 18. Januar 1833 mitgetheilt und schon am 20. wendete ich mich mit der Bitte an das akademische Directorium um Mittheilung der Acten meiner Vernehmlassung durch den Prorector am 4. October 1832. Das akademische Directorium erwiederte, daß es „zur Gewährung dieses Gesuches für sich allein nicht ermächtigt sei". Erst, nachdem ich mich an das hohe Ministerium selbst gewendet hatte, erhielt ich am 1. März 1833 die auf meine Vernehmlassung bezüglichen Acten. Meine Besoldung hörte ganz auf. Zachariä sagte mir: „Sie können mit dem Fiscus einen Prozeß führen und werden ihn gewinnen". Ich that es nicht und schwieg. Ich war jetzt auf meine eigene Kraft angewiesen und ich fühlte diese noch ganz und ungeschwächt in mir. Zwar wendete ich mich mit der gehorsamsten Bitte an die höchste Behörde, den durch Staatsministerialerlaß mir zugesicherten Sustentationsgehalt von jährlichen 800 fl. wieder anzuweisen. Meine Bitte wurde, da die Freiburger, mich für meine Wirksamkeit in Heidelberg zu bezahlen, natürlich remonstirten, nicht gewährt. Staatsminister v. Reizenstein, den ich in Heidelberg besuchte und der mir bis zum Ende seines Lebens ein väterlicher unvergeßlicher Freund blieb, sagte: „Es ist eine himmelschreiende Ungerechtigkeit. Sie muß und wird wieder gut gemacht werden". Vor der Hand war ich ohne Gehalt, und ich war nun, wie jeder Privatdocent auf das angewiesen, was ich selbst zu leisten vermochte. Bald wurde mir mein erster Sohn, der in der Taufe den Namen Karl erhielt, geboren (12. April 1833) den ich leider nach nicht vollendetem dritten Jahre wieder verlor (28. Aug. 1835). Für Frau und Kind zu sorgen, spornte meine Thätigkeit an. Ich kündete für den Winter 1832/33 Logik und Kirchengeschichte an. Daher kommt es auch, daß in dem mit dem Lectionskataloge verbundenen Verzeichnisse der akademischen Lehrer unter meinem Namen wirklich christliche Religions- und Kirchengeschichte, 1. Theil angezeigt ist. Aber vergebens sucht man dieses Collegium bei der Ankündigung der Vorlesungen selbst. Hier steht in der philosophischen Facultät die Anzeige: „Weltgeschichte von den ältesten Nachrichten bis auf die neueste Zeit, mit Hinweisung auf Wachler, täglich von 4—5 Uhr." Ich hoffte nämlich, wie früher in der katholischen, so in der evangelisch-protestantischen theologischen Facultät lesen zu können. Das wäre meinem Wunsche und meinem bisherigen Berufe gemäß gewesen. Auch hatten sämmtliche Theologie Studierende, eine

Eingabe an die theologische Facultät zur Erwirkung dieser Erlaubniß unterzeichnet. Aber die theologische Facultät trug in Karlsruhe auf Nichtgewährung dieses Gesuches an. So wurde ich nicht nur von den katholischen, sondern auch von den protestantischen Theologen zurückgewiesen. Dagegen fand ich an Paulus und den Stadtpfarrern Kirchenrath Wolf, Züllig und Kleinschmidt auch unter den protestantischen Theologen unvergeßliche Freunde. So blieb mir nichts anderes übrig, als eine andere Laufbahn zu suchen. Mit ungewöhnlich zahlreicher Theilnahme hatte ich bereits ein collegium publicum über Geschichte der neuern Philosophie gelesen, auch hatte ich schon in Freiburg bei meiner Lostrennung vom Erzbischofe Vorträge über Weltgeschichte gehalten. Ich entschloß mich daher für die Zukunft sowohl philosophische, als historische Vorlesungen anzukünden, um so mehr, als ich für meine Familie eine feste Stellung suchen mußte, und abwarten wollte, wo am ehesten Gelegenheit zu einer Anstellung sich eröffnen würde. Ich habe es nie bereut, daß ich so handelte; denn ich habe für meine eigene Ausbildung viel dadurch gewonnen. So kündete ich also für den Winter 1832/33 Logik an den vier ersten Wochentagen von 8—9 Uhr und täglich von 4—5 Uhr Weltgeschichte an.

Mein Publicum hatte mir vielleicht bei meinen Vorgesetzten, nicht aber bei den Studenten geschadet. Nicht weniger, als 4 Docenten, kündeten neben mir Logik an; ich war der letzte unter ihnen und hatte doch die Zuhörer. Meine Listen weisen in der Logik 69, in der Weltgeschichte 67 eingeschriebene Zuhörer auf, und viel größer noch war die Anzahl der regelmäßig Hospitirenden. So war ich für meine und meiner Familie Existenz geborgen. Im Sommer las ich mit gleicher Theilnahme Logik, Metaphysik und Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit; zugleich gab ich 20 Zuhörern privatissime ein Practicum, über Logik und Metaphysik, im Winter 1833/34 trug ich Logik, Rhetorik mit praktischen Uebungen, ein Practicum über Logik und Metaphysik und neueste Geschichte vor, im Sommer 1834 Logik, Psychologie doppelt des Morgens und Abends und das Practicum, im Winter 1834/35 Logik, Psychologie, Metaphysik, im Sommer 1835 Logik, Psychologie, Metaphysik, neueste Geschichte und ein Collegium über Göthe und Schiller, im Winter 1835/36 Logik, Metaphysik, Psychologie, Rhetorik mit Stylübungen. Ueberall war die Theilnahme eine für mich sehr erfreuliche. Von dem mir früher durch höchste Entschließung bewilligten Sustentationsgehalte wurde mir aber

immer noch nichts bezahlt. Ich hatte damals in Heidelberg unter den Professoren wenige Freunde, aber die wenigen, die mir wurden, waren es desto inniger. Diese ganze Zeit über hatte man mich, ungeachtet ich in Freiburg Ordinarius und zwar in einer hohen Stellung gewesen war, weder nach den ordentlichen, noch nach den außerordentlichen, noch nach den Privatdocenten im Lectionskataloge genannt. Man machte unmittelbar hinter den Privatdocenten einen Strich und unter diesen Strich setzte man meinen Namen. Ein guter Freund sagte damals zu mir: „Sie dürfen sich nicht wundern, daß Sie nicht vorwärts kommen. Sie sind ja unter dem Strich!" Ich hatte genug und lebte glücklich. Zu meinem Karl wurde mir noch ein Töchterchen, Auguste geboren (22. November 1834).

Ich war von Collegien überladen und konnte vor Anstrengung an keine literarische Arbeit denken. Der Umgang mit meinen Freunden war eine Erholung. Dazu kamen Spaziergänge und Spazierfahrten im Sommer nach Neckarsteinach, Weinheim, Neckargemünd, in das Theater nach Mannheim, oft in großer Gesellschaft. Meine näheren Universitätsfreunde waren Paulus, v. Langsdorf und Heinrich Schmid, erstere dem Greisenalter angehörig, letzterer in noch jugendlichen Jahren, in wissenschaftlicher Richtung, Gesinnung und Familienleben mir am meisten verwandt.

Was Paulus mir war, habe ich bereits gesagt und in meinem Werke: „Paulus und seine Zeit" ausführlich dargestellt. Unvergeßlich werden mir die 20 Jahre sein, die ich an seiner Seite verlebte. Meist besuchte ich ihn von 11—12 Uhr; im Sommer machten wir täglich um diese Zeit unsern Spaziergang bis zum Schwetzingerwege. Durch ihn lernte ich den edeln Reizenstein kennen, durch dessen Einfluß auch meine äußere Stellung später eine bessere Wendung nahm.

v. Langsdorf war ein Original. Als Mathematiker berühmt, zog er sich im hohen Alter von der Mathematik zurück, kündigte wohl Collegien an, las sie aber nicht. Mit desto größerem Eifer warf er, ein Protestant, sich auf die Theologie. Er war ein Rationalist durch und durch und seit Jahren Paulus' bester Freund, hatte ein Leben Jesu drucken lassen, worin er Paulus überbieten wollte, und betrachtete darin Jesus zwar als einen edeln, religiös-sittlichen Reformator, aber als einen Menschen, der eine fixe Idee hatte, die Idee, Messias zu sein. Hieraus wollte er dessen ganze Handlungsweise ableiten. Er schrieb auch eine im edeln Sinne verfaßte Schrift über die Unsterblichkeit, und glaubte fest an die persönliche Fortdauer der

Seele nach dem Tode. Mein Uebertritt, meine darauf bezüglichen Schriften und meine Freundschaft mit Paulus hatten mich ihm näher gebracht. Leidenschaftlich erregt wurde er durch die 1833 erschienenen, jetzt ganz vergessenen Schriften Richter's über die Unsterblichkeit und die letzten Dinge. Er sagte zu mir: „Was sollte mich abhalten, ein Schurke zu sein, wenn ich, wie Richter, gewiß wissen wollte, daß es keine persönliche Unsterblichkeit gibt?" „Ihr Gewissen", gab ich ihm zur Antwort — aber er gab sich nicht zufrieden und meinte: „Ich würde doch ein Schurke werden ohne diesen Glauben". Ich bezweifelte es, weil ich seinen edeln Charakter kannte. Er lud mich im Sommer 1832 (27. Juni) zu einer Spazierfahrt auf einen ganzen Tag ein; aber ich sollte zeitig, schon vor 7 Uhr Morgens kommen. Ich erschien. Langsdorf war nicht allein. Am Fenster stand ein Frauenzimmer mittleren Alters und untersetzter, ziemlich dicker Gestalt. Sie war etwas verlegen; aber ihre freundlichen Gesichtszüge verriethen ein gutes Herz und einen lebensfrohen Sinn. Langsdorf empfing mich und sagte: „Wir fahren heute nach Neckargemünd, diese Dame fährt mit. Ich stelle sie Ihnen aber hier noch nicht vor, sondern erst bei der Ankunft in Neckargemünd." Wir fuhren in heiteren Gesprächen zu diesem freundlichen, am Neckar gelegenen Städtchen und stiegen in der Pfalz ab. Vor dem Thore erwarteten uns Langsdorf's beide Söhne, damals Landpfarrer, später Kirchenräthe, mit ihren Familien. Sie standen seit längerer Zeit mit ihrem Vater in keiner freundlichen Beziehung; ihre orthodoxen theologischen Ansichten hatten ihnen den rationalistischen Vater entfremdet. Wir stiegen mit der geheimnißvollen, mir immer noch nicht vorgestellten Dame in den Eßsaal des obern Stockwerkes. „Jetzt, sagte Langsdorf, will ich Ihnen doch meine Dame vorstellen; sie ist meine neue Frau. Ich habe mich eine Stunde vorher, ehe Sie mich besuchten, mit ihr trauen lassen". Sie war die Verwandte des Stadtpfarrers Karbach von Mannheim und bei diesem seinem Freunde lernte er seine Frau kennen. Langsdorf bedurfte im hohen Alter eine Pflege; sie hat diese Aufgabe mit edler Aufopferung, heiter und immer lebensfroh, erfüllt, sie war eine angenehme Gesellschafterin und Vorleserin für ihn. Auch sagte Langsdorf oft: „Soll ich umsonst für meine Frauen in die vielen Versorgungsanstalten gesetzt haben? Meine Frau hat zu leben, ohne daß sie ein anderes Vermögen braucht". Er hatte nämlich vorher zwei Frauen durch den Tod verloren In Neckargemünd wurde die Hochzeit und die Versöhnung mit

den Söhnen gefeiert. Es war ein wahres Freudenfest. Schon am 10. Juni 1834 raffte der unerbittliche Tod den edeln Greisen von der Seite seiner treuen Pflegerin. Acht Tage vor seinem Tode beging er eine eigenthümliche Feier. Im weißen Talare, mit seinen erbleichten Greisenhaaren, saß der alte Mann auf einem Sopha. Um ihn waren seine Frau und alle Familienangehörigen versammelt. Stadtpfarrer Kleinschmidt reichte ihnen das Abendmahl. Als Zeugen waren dazu Paulus und ich eingeladen. Aus Auftrag Langsdorf's hatte ich dessen Ansicht vom h. Abendmahl als Symbol eines Liebes- und Brudermahles der Menschen zu erklären. Alle empfingen das Abendmahl mit Ausnahme der beiden Zeugen. Das ganze Fest wurde von mir in der Darmstädter Kirchenzeitung vom 24. August Nr. 135 Jahrgang 1834, beschrieben. Die Gattin (Elisabethe Henriette Schweickhard) folgte nach mehreren Jahren dem ehrwürdigen Manne. Sie ruhen mit vielen andern herrlichen Menschen, die ich im Leben kennen lernte, unter der Erde.

Am meisten haben mich das gleiche Alter, ähnliche Schicksale und dasselbe Lehrfach mit dem Vertreter der Philosophie in Heidelberg, dem Extraordinarius Schmid, verbunden. Er war mit Bertha Krause, der Tochter eines sächsischen Landpfarrers, vermählt. Ein Schüler des Philosophen Fries, Mitherausgeber und Mitarbeiter der im Geiste der Fries'schen Philosophie erschienenen Oppositionsschrift von Schröter, war er als Mitglied der Jenenser Burschenschaft in Untersuchung gekommen und konnte die Erlaubniß zum Doceren nicht erhalten. Er hatte sich durch ein eben so gründlich, als trefflich gearbeitetes Werk: „Die Geschichte des Mysticismus im Mittelalter" einen geachteten Namen in der literarischen Welt erworben. Durch Paulus' und Reizenstein's Vermittlung wurde er einstweilen als Extraordinarius mit einem mäßigen Gehalte nach Heidelberg gerufen. Hier schrieb er seine Einleitung zur Philosophie und seine vom Standpunkte des Rationalismus abgefaßte, scharfsinnige Kritik der christlichen Glaubenslehre von Schleiermacher. Ich wohnte mit Heinrich Schmid in einem Hause, im Landfried'schen, in der Plöck, er im obern, ich im untern Stocke. Die Frauen und Männer kamen täglich zusammen und brachten gemüthlich die Abende zu. Wir waren beide früher eifrige Theologen gewesen und wurden durch Verfolgungen von der theologischen Laufbahn abgehalten, wir huldigten beide den Ansichten des theologischen Rationalismus. Die Frauen lernten sich näher kennen. Beide, Feindinnen des Prunkes, lebten nur für ihr Haus und

ihre Kinder. Durch ihn wurde ich mit den geachteten Familien Winter und Fries bekannt. Unser beider Freund war der vom Judenthum zum Christenthume übergetretene, politisch und religiös freisinnige, herzensgute Antiquar, Salomon Wolf. Seine Frau war mit dem mir befreundeten protestantischen Pfarrer Hormuth verschwagert. Durch Schmid wurde ich mit der Brockhaus'schen Verlagshandlung bekannt und Mitarbeiter des Conversationslexikons. Er trug leider den Keim des Todes in sich; denn er litt an der Auszehrung. Sichtlich nahmen seine Kräfte ab. In unserer Abend-Gesellschaft war im letzten Jahre seines Lebens gewöhnlich der Antiquar Wolf anwesend, der uns reichlich mit Büchern versorgte. Abwechselnd tranken wir den Thee, einmal bei Schmid, das anderemal bei mir. Aber leider war Schmid so schwach, daß der kräftige Wolf ihn die Treppe herunter in meine Wohnung und dann wieder hinauf in sein Zimmer tragen mußte. Noch erinnere ich mich an den 29. Januar 1836. Ich hatte am Abend spät Schmid verlassen. Er machte die schönsten Pläne über seine Zukunft und zunächst eine Reise nach Italien. Ich drückte ihm zum Abschiede die Hand und wünschte ihm eine gute Nacht. Da wurde plötzlich mit einem Stocke heftig auf die Decke unseres Schlafzimmers geklopft. Schnell warf ich mich in meine Kleider und eilte in den obern Stock. Händeringend stand die junge Frau am Bette. Schmid war am Sterben. Ich trat an sein Lager und sah noch den Sterbenden.

Außer Abhandlungen und Recensionen in Zeitschriften war meine erste selbstständige literarische Arbeit in Heidelberg: „Das Leben Heinrich Schmid's, in kurzen Umrissen dargestellt" (Heidelberg, Druck und Verlag von Karl Groos 1836). Ich widmete das Buch der Wittwe. Sie hatte, wie wir unsern Karl und Auguste, so ihren Reinhold und ihre Sophie rasch hinter einander durch den Tod verloren. Sie gebar bald nach dem Tode ihres Gatten einen noch jetzt lebenden Sohn, folgte aber bald darauf auch ihrem heiß geliebten Manne in das Grab. Das war wieder ein Freundespaar, von dem nichts übrig blieb, als das unvertilgbare Andenken und ihre Asche.

Viel trug zu unserm geselligen heitern Leben der Umgang mit den Familien Wolf, Züllig, Bissing, Behnke, Apiarius, Wiß u. A. bei.

Immer aber war noch keine Rede von irgend einer festen Stellung für den ehemaligen Ordinarius.

Ich fragte einst einen mir befreundeten, später in geistlichem Amt und Würde functionirenden theologischen Licentiaten: „Wie soll ich es nur machen, daß ich endlich wieder eine Anstellung im Lehrfache erreiche"? „Schweigen" antwortete er ernsthaft. Ich verstand ihn und schwieg.

Ich war im Mai 1836 in einer heitern, angenehmen Gesellschaft im Schwetzinger Garten. Wir standen in der Nähe des Apollotempels. Da sah ich von ferne meine liebe Frau, die uns nicht begleitet hatte, heraneilen und mit einem von Freude strahlenden Antlitze mir zurufen: „Ich habe etwas Gutes für uns". Sie hielt dabei ein Papier in die Höhe. Sie war, um mir die Mittheilung zu machen, von Heidelberg herausgefahren. Ich entfaltete das Papier und las: „Seine Königliche Hoheit, der Großherzog haben durch höchste Staatsministerialentschließung vom 13. l. M. Nr. 783 auf den diesseitigen Antrag dem Professor v. Reichlin-Meldegg zu Heidelberg einen jährlichen Gehalt von achthundert Gulden aus der durch das Ableben des außerordentlichen Professors der Philosophie Schmid daselbst erledigten Besoldung zu bewilligen geruht. Hiervon wird das akademische Directorium der Universität Heidelberg auf seinen Vortrag vom 18. März l. J. Nr. 804 unter Rückanschluß des Facultätsberichts zu weiterer Eröffnung benachrichtigt. L. Winter". Wie groß war unsere Freude. Im schönen Frühling, in Schwetzingen wurde mir diese uns so beglückende Nachricht gegeben. Natürlich erfolgte allseitige Gratulation der Gesellschaft und man fuhr heiterer und vergnügter nach Hause, als man gekommen war. Der Erlaß war auf den Facultätsbericht und Senatsantrag zu Stande gekommen. Nun konnte ich festen Fuß fassen. Ich war nicht mehr nur auf mich allein angewiesen, und nicht mehr ein von den Theologen ausgewiesener Docent.

In einer düstern Stimmung hatte ich das Jahr 1835 beschlossen. Eine epidemische Ruhr hatte meine beiden liebenswürdigen Kinder, Karl (geb. 12. April 1833) und Auguste (geb. 22. November 1834) im August 1835 hinweggerafft. Schreck und Kummer wirkten nachtheilig auf meine Frau. Sie gebar bald nach dem Tode derselben einen Sohn, der wenige Minuten lebte. Ein unsägliches Weh war die Folge dieses dreifachen Verlustes. Den Krankheitsstoff in mir, ging ich mit meiner Frau zu meiner Schwiegermutter nach Freiburg und ward dort von einer lebensgefährlichen Ruhr ergriffen. Mit traurigen Gedanken kehrten wir in das Haus zurück, wo wir seither uns an

unſern Kindern erfreut hatten. Da trat das Jahr 1836 wie ein Stern des Glückes herein. Es brachte mir im Mai eine durch Schmid's Ableben frei gewordene Beſoldung und meinen Sohn Kuno (22. November). Auch bei dieſem Knaben traten Gichter in ſo hohem Grade auf, daß Hebamme und Arzt erklärten, ſie hielten die Taufe für nöthig, weil wir den Tod des Kindes zu fürchten hätten. Der mir innig befreundete, mit Paulus gleich denkende Kirchenrath Wolf wurde herbeigeholt. Pathen waren Graf Kuno von Ranzau, der ſarkaſtiſche, geiſtvolle Verfaſſer der Briefe über Juſtinus Kerner's Geſchichte der Beſeſſenen, mit welchem und deſſen liebenswürdiger Gemahlin, einer Gräfin von Bothmer, wir ſo manche heitere Stunde verbracht hatten und die alte, immerdar treu bewährte Freundin meiner Frau, die verwittwete Doctor Apiarius, geb. Spitzer, deren begabter Bruder Jahre lang mit unverdroſſenem Fleiße und ungewöhnlicher Aufmerkſamkeit mein Schüler war, ein gründlich unterrichteter, freiſinniger Theologe. Bei den erſten Taufworten hörten die Gichter auf und kamen nicht wieder. Mein lieber Sohn kräftigte ſich durch Schwimmen und Turnen und folgte nach abſolvirten Gymnaſial- und Univerſitätsſtudien dem Rufe zum Eintritt in die badiſche Armee als Freiwilliger in der Zeit der Kriegsbereitſchaft (1856), wurde Secondlieutenant im dritten badiſchen Dragonerregiment, nahm im dritten Jahre darauf ſeinen Abſchied, wurde Doctor der Philoſophie und Privatdocent, nahm abermals wieder in ſeiner frühern Charge thätigen Antheil an dem großen vaterländiſchen Kriege (1870 u. 71) und kehrte, von ſeinem Landesfürſten mit dem Ritterkreuze des Ordens vom Zähringerlöwen geſchmückt, zu ſeinem akademiſchen Lehrberufe zurück. Kirchenrath Wolf ſagte nachmals oft ſcherzend: „Wenn Ihr Sohn wieder krank wird, ſchicken Sie nur zu mir, ich taufe ihn wieder".

Durch die Verwilligung des für den Profeſſor der Philoſophie beſtimmten Gehaltes war es für mich entſchieden, welchem Fache ich mich für die Zukunft ganz zu widmen, welchen Beruf ich zu erwählen hatte. Ich gab die ſeither geleſenen hiſtoriſchen Vorleſungen auf und wählte die Philoſophie zu meinem einzigen und ausſchließenden Berufe. Von den verſchiedenen philoſophiſchen Fächern, die ich ſeither geleſen hatte, zog mich am meiſten die Pſychologie an. Ich hatte hierzu hinreichende Materialien zuſammengebracht aus der Univerſitätsbibliothek, aus meiner Schmid'ſchen Bücherſammlung, aus einer großen Anzahl von pſychiatriſchen Werken, die ich von meinem helldenkenden Freunde, Hofrath Dr. Groos, dem Director der damals noch in

Heidelberg befindlichen Irrenanstalt, erhalten hatte. Ich konnte mich weder mit der materialistischen, noch mit der spiritualistischen Seelenlehre befreunden, und, als ich meine eigene Anschauung über die Lösung der psychologischen Aufgaben zum Abschlusse gebracht hatte, erschien meine „Psychologie des Menschen mit Einschluß der Somatologie und der Lehre von den Geisteskrankheiten" in zwei Abtheilungen (Heidelberg bei Karl Groos, 1837 und 1838). Ich schickte eine Einleitung voraus über Begriff und Eintheilung, Zweck und Zweckmäßigkeit, Quellen, Hülfswissenschaften, Methode und Geschichte der Psychologie. Ich wies das Unhaltbare der dualistischen oder spiritualistischen und der materialistischen Lehre nach und suchte zu zeigen, daß die Seele der Grund des Gesammtlebens, des körperlichen und des geistigen sei, daß diese verschiedenen Erscheinungen nur auf verschiedene, im Wesen der Seele liegende Charaktere zurückzuführen seien, welche ich für das körperliche Leben als Temperament, für das geistige als Talent im weitesten Sinne des Wortes bezeichnete. Ich theilte meine psychologische Arbeit in fünf Abschnitte ab. Ich behandelte im ersten das Wesen der Seele an sich, im zweiten die körperlichen, im dritten die normalen geistigen Entwicklungen der Seele, im vierten das Verhältniß der Seelenentwicklungen zu ihren Umgebungen, im fünften die abnormen geistigen Entwicklungen oder die Geisteskrankheiten. Der Besuch des damals noch in Heidelberg befindlichen Irrenhauses war mir für den Abschnitt von den Geisteskrankheiten von besonderem Nutzen. Vielfach kamen mir die die Anstalt leitenden, ausgezeichneten Irrenärzte Groos und Roller freundlich entgegen. Jene befand sich in dem Gebäude der jetzigen Universitätsklinik. In demselben Gebäude hielten sich die männlichen und weiblichen Individuen auf, nur durch eine Zwischenwand getrennt. Die verschiedenen Geisteskranken waren in der gleichen Abtheilung, da man nur ein Haus für sie hatte. Auf öffentlichen Spaziergängen begegneten sie, wenn sie ausgeführt wurden, natürlich den zahlreich Vorübergehenden. Es fehlte an Luft, Licht und der zur Bewegung und Separirung nöthigen Räumlichkeit. Die Gründung von Illenau war daher eine wahre Wohlthat für die geistig Leidenden. Es machte auf mich einen eigenthümlichen Eindruck, als ich zum Erstenmale die Irren sah. Da gingen sie, ohne die Kommenden viel zu beachten, in ihren Zimmern oder im Garten herum, manche mit Zwangsjacken und mit überrothen Gesichtern, unsteten, rollenden oder schielenden Augen. Ich unterhielt mich mit einem Irren, der frei herumging und auf den oberflächlichen

Beobachter den Eindruck eines geistig Gesunden machte. Auch im Gespräche — ich setzte mich zu ihm an einen Tisch, — konnte ich lange keine Spur von Geistesstörung wahrnehmen. Er klagte, daß ihn als einen freisinnigen Pfarrer Roller seiner religiösen Ansichten wegen verfolge, daß er hier im Irrenhause nur eine mäßige Unterhaltungssumme genieße und bat mich, eine Eingabe, die er an das Ministerium über seine widerrechtliche Detention verfaßt hatte, zu vermitteln. Da kamen wir auf das Christenthum zu sprechen und plötzlich änderten sich seine Gesichtszüge, er versicherte mich, daß er Christus sei und verkannt werde. Ich hatte genug und kannte nun den Geisteskranken. Eckel erregend war der Anblick einer jungen, kräftigen Weibsperson. Sie hatte ein hoch geröthetes, aufgedunsenes Gesicht, lag auf einem Bette ausgestreckt, trug die Zwangsjacke und machte den sie Umstehenden in obscönen Ausdrücken Anträge. Am traurigsten erschienen mir immer die Blödsinnigen mit ihrem nichts sagendem Blicke, ihren vorwärts gebogenen Knieen, ihrem schleppenden Gange, ihrer lallenden Sprache. Einmal besuchte ich einen Irrenball. Es war hier Alles verrückt, die Tänzer und die Musikanten. Mir wurde es selbst im Kopfe wirbelig über den Anblick. Auch ein verrückter Philosoph war in dem Irrenhause. Es laufen übrigens ihrer genug auch außerhalb der Irrenhäuser herum. Der Philosoph wußte mir im September 1834 einen Brief in die Hände zu spielen. Hier entwickelte er sein System. Er hielt am meisten auf den Anaximenes, der die Luft zum Princip machte; denn auch er ging von der Luft aus und sein System war darum auch ziemlich luftig. Die Luft, sagte er, verdichtet sich. Durch diese Verdichtung entstehen dem Menschen gefährliche Elemente. Er nannte sie „Verstandesnattern". Diese verdickten Lufttheile oder Verstandesnattern werden von uns eingeathmet und daher kommt es, daß in manchen Ländern das intellectuelle und moralische Uebel mehr herrscht, als in andern und daß einzelne Menschen so überaus obscur oder schlecht sind. Die Inquisition, das Verbrennen der Ketzer, den Ultramontanismus und Despotismus, das Papstthum, die Reaction, Pfaffen und Tyrannen — alles das leitete er von diesem Umstande ab. Die Personen, von denen das kommt — sie haben sämmtlich zu viel verdickte Lufttheilchen, zu viel Verstandesnattern eingeathmet und verschluckt. Diese rumoren und spectaculiren in ihnen, daß all' das Zeug zum Vorschein kommt. Er selbst sagt, daß er auf den Spaziergängen oft Mühe habe, die ihn quälenden

Verstandesnattern los zu werden. Schade, daß er nicht zur Zeit des Verfassers des Kalenders für Zeit und Ewigkeit lebte, er hätte diesen sicher für ein Product der verdickten Luft gehalten. Die gewöhnlichen Vorboten von Geistesstörungen sind Gesichts- oder Gehörhallucinationen. Das habe ich an einem hiesigen Studenten erfahren. Er besuchte mich bisweilen und ich nahm nie irgend eine Störung an ihm wahr. Da sagte er mir einmal, er habe mir etwas zu entdecken, was ihm schon lange aufgefallen sei, was er mir aber bis jetzt aus Furcht vor meiner Ungläubigkeit verschwiegen habe. Der steinerne Christus mit dem Kreuze auf dem Giebel der Jesuitenkirche bewege seine Lippen und Augen, er erscheine ihm ganz, wie ein lebender Mensch. Er sprach dieses mit einer gewissen Aufgeregtheit und ich beruhigte ihn mit der Versicherung, daß es eben nur eine Augentäuschung sei, veranlaßt durch langes Hinsehen auf denselben Punkt. Er war scheinbar beruhigt und entfernte sich, wiederholte mir aber von Zeit zu Zeit bei jedem seiner Besuche, der Christus bewege sich eben doch. Endlich ging er mit der Sprache heraus. Es handle sich, sagte er, hier nicht blos um das Sehen, sondern um das Hören, der Christus bewege den Mund und spreche. Er habe schon manche treffliche und schöne Worte von ihm gehört. Ich sah ihn einmal vor der katholischen Kirche vor einer Gruppe Menschen stehen, denen er mittheilte, was der steinerne Christus zu ihm sage. Hatte er vielleicht Jean Paul's Siebenkees gelesen? Bei dem letzten Besuche, den er mir machte, führte er eine gefährlichere Sprache. Der steinerne Christus, versicherte er ernsthaft, habe ihm befohlen, einen reactionären Professor aus der Welt zu schaffen. Er wurde festgenommen, kam in die hiesige Klinik, entsprang in einem unbewachten Augenblick, wurde wieder angehalten und nach Illenau transportirt. Bei einem meiner besten Freunde nahm ich ein ähnliches Entstehen einer Gemüthskrankheit wahr. Auf Spaziergängen fuhr er mich oft plötzlich an und sagte: „Warum hast du mich beschimpft?" Wenn ich versicherte, daß ich gar nicht gesprochen hätte, fuhr er auf: „Ich habe es ja deutlich gehört; du hast mich einen Schurken genannt". So ging es mit seinen Gehörhallucinationen fort, bis er zuletzt ganz verstört wurde. In jener Zeit ging er immer damit um, ein Heldengedicht zu schreiben. Aus meiner Jugend erinnere ich mich an eine alte Jungfer in Meersburg. Ein Studiosus, Namens Blau, hatte ihr die Ehe versprochen. Er ging nach Wien und kam nicht wieder. Die Jungfer Felicitas — so hieß

sie — kam in den Zustand eines verliebten, unschädlichen Blödsinnes. Sie erwartete noch dreißig Jahre nach seiner Entfernung die Ankunft ihres Blau. Sie trug immer blaue Kleider, und ging am liebsten aus, wenn der Himmel blau war. Er erinnerte sie ja an ihren lieben Blau. Muthwillige Jungen trieben sie von einem Orte zum andern mit der Versicherung, sie hätten dort den Blau gesehen. Armer Blau, du hattest keine Ahnung von dieser heißen Liebe! Ergötzlich war es auch dem Prinzen von Asturien mit dem goldpapierenen Stern auf der Brust in Konstanz zu begegnen oder dem Xaverle in dem reichen Spital zu Freiburg, der sich für „unsern Herr Gott" hielt. Wie oft sagten wir Jungen zu letzterem, wenn es regnete, er solle uns doch gutes Wetter machen. Da lächelte Xaverle schlau und sagte: „Da wär' ich ein Narr, wenn ich thun müßte, was jeder Narr von mir haben will" und ließ ruhig und mit dem stolzen Bewußtsein seiner Gottheit fortregnen. Mir waren Körper und Geist nur zwei verschiedene, weder absolut entgegengesetzte, noch absolut identische, relativ entgegengesetzte und relativ identische Resultate zweier Charaktere der in und mit der organischen Materie thätigen Seele, dem Lebensprincip. Mit den anerkennendsten Worten nahmen die Minister v. Reizenstein und L. Winter in zwei Schreiben mein erstes größeres, in Heidelberg erschienenes, literarisches Werk auf. Im Leipziger Repertorium und in andern Zeitschriften wurde meine Arbeit rühmend angezeigt. Auf Antrag des Senates und der philosophischen Facultät wurde ich am 28. Mai 1839 vom Großherzog Leopold zum außerordentlichen Professor der Philosophie ernannt.

So war ich denn endlich nach langem Kampfe den außerordentlichen Professoren der philosophischen Facultät angereiht.

Das Jahr 1839 war aber auch in einer andern Beziehung für mich ein bedeutungsvolles. Mein väterlicher Freund Paulus feierte im Jahre 1839 sein Doppeljubiläum, das seiner ersten Professoranstellung in Jena (15. April 1789) und seiner Vermählung mit Karoline, geb. Paulus (2. Juni 1789). In der Mitternachtsstunde des 15. April 1839 begrüßte ein Ständchen unsern Paulus. Am meisten ergriff den Jubelgreisen das von seinem 1826 verstorbenen Freunde Johann Heinrich Voß gedichtete und von dem akademischen Musikdirector Hetsch in Musik gesetzte Lied: „Die Kirche". Wie mächtig wirkte auf ihn die dritte, sich auf Luther beziehende Strophe:

„Da rief, vom hehren Traum erwacht,
Ein Mann in seiner Zelle:
Ihr Völker! Auf, aus träger Nacht!
Schon dämmert Morgenhelle!
Ja blinzt und tobt ihr Eulenzunft!
Das Wort soll leuchten und Vernunft!"

Die Universitäten Heidelberg und Tübingen, die evangelisch-protestantische Geistlichkeit der Stadt, das Lyceum und die städtische Deputation begrüßten den Jubilar. Die Adressen aller protestantisch-theologischen Facultäten Deutschlands liefen ein. Berlin und Bonn fehlten allein. Bei der ersteren Facultät war Hengstenberg's orthodoxer Haß entscheidend. Welch' herzlichen Antheil ich an dieser Feier nahm, wie belebend, wie begeisternd sie auf mich wirkte, kann Jeder denken, der da weiß, was Paulus mir war, seit ich Heidelberg betreten hatte. Nicht lange ließ das Ordinariat auf sich warten.

Am 24. März 1840, kein volles Jahr nach meiner Anstellung als Extraordinarius wurden Christian Kapp, früher Professor in Erlangen, in Heidelberg privatisirend, ein geistvoller und scharfer Bekämpfer Schellings und ich durch Dekret des Großherzogs Leopold zu ordentlichen Professoren der Philosophie ernannt. Ich erhielt zugleich Gehaltserhöhung, Kapp den Titel Hofrath ohne Besoldung.

Inzwischen waren manche bedeutende Veränderungen an der Universität eingetreten von dem Augenblicke meines Antrittes in Heidelberg bis zur meiner Aufnahme als Ordinarius in den Sommerkatalog 1840.

Die theologische Facultät hatte Daub und Schwarz durch den Tod verloren. Zwei neue Kräfte ersetzten sie, Ullmann von Halle und Rothe von Wittenberg berufen. Dittenberger war Extraordinarius geworden. Eberlin ging zur Seelsorge über. Licentiat Seisen war Privatdocent. Der juristischen Facultät war ihr Haupt, der berühmte Thibaut, durch den Tod entrissen worden, seine Stelle trat v. Vangerow, den jener selbst zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, von Marburg an. Morstadt und Zöpfl waren Extraordinarien, Deurer, Sachße, Zachariä, Röder und Brackenhöft Privatdocenten. In der medicinischen Facultät war außerordentlicher Professor Nägele, Sohn, geworden. Privatdocenten waren Kobelt, Nebel und Puchelt, Sohn. In der philosophischen Facultät waren mit Tod abgegangen Semer, Gatterer, von Langsdorf, Heinrich Schmid. Bronn war Ordinarius geworden. Kortüm wurde als ordentlicher Professor der Geschichte

von Bern gerufen. Außerordentliche Professoren waren Blum und Jolly, Privatdocenten Kayser, Probst, Weil, Hagen, Lindemann, Delffs, Hahn und Röth.

Vocationen an andere Universitäten hatten erhalten aus der theologischen Facultät Hitzig nach Zürich, aus der juristischen Facultät Guyet nach Jena, aus der medicinischen die beiden Arnold nach Zürich, Leuckart nach Freiburg, aus der philosophischen Müller, Löwig und Mittler nach Zürich, Baumstark nach Greifswald, Gervinus nach Göttingen. Heiligenstein war mit Tod abgegangen und der Privatdocent der Philosophie, Dr. Umbreit, hatte sich, wie man sagte, aus Verehrung Göthe's nach Weimar zurückgezogen. Wenn auch die Universität viele und große Verluste zu beklagen hatte, so hielten ihnen doch die glücklichen Acquisitionen das Gleichgewicht. Die bedeutendsten waren wohl die v. Vangerow's und Rothes.

Vangerow war eine schöne, imposante Gestalt, von feiner aristokratischer Haltung und freundlichem Wesen, voll Begeisterung für die Wissenschaft und empfänglich für die Genüsse und Freuden des Lebens. Er theilte diese Eigenschaften mit seinem Vorgänger, von dem er selbst zum Nachfolger bestimmt wurde. An Beredsamkeit und Lehrgabe übertraf er, wo möglich, seinen Meister. Er war so recht der Mann für die Juristenfacultät, seit Jahren die Hauptfacultät der Hochschule, Jünglinge aus allen Theilen des deutschen Vaterlandes herbeizuziehen.

Rothe war eine tief religiöse und zugleich philosophische Natur. Er zeigt dieses in seiner Ethik und in allen seinen theologischen Arbeiten. Religion war sein Lebensbedürfniß und Philosophie ihr Nachweis und ihre Begründung in der Vernunft. Man hat ihn einen Pietisten, einen Mystiker genannt. Er war es nicht. Er war ein wahrhaft aufgeklärter Theologe von reinem Herzen und klarem Verstand. Was sein Gemüth als Lebenskeim fühlte, suchte sein Verstand als Frucht zu gewinnen. Er war Vermittler nach seinem innersten Wesen, weil ihm Extreme zuwider waren und weil er auch in diesen den Kern herauszufinden verstand, der sie zu einem Wesen vereinte.

Ihm zunächst stand, was die theologische Wirksamkeit betraf, als Lehrer und Schriftsteller Ullmann, später Prälat der evangelisch-protestantischen Kirche, der Verfasser der Sündelosigkeit Jesu und des Gregor von Nazianz. Doch stand seine Vermittlung dem orthodoxen Lager näher, zu welchem er auch zuletzt vollkommen überging.

In der philosophischen Faeultät hatte man Kortüm als Lehrer der Geschichte gewonnen. Er hatte sich einen bedeutenden Namen durch seine historischen Schriften erworben und Reizenstein wurde zu dessen Vocation besonders durch die Geschichte des Mittelalters bestimmt. Er besaß höchst seltene Kenntnisse, war vollkommen der klassischen Sprachen mächtig und von den neueren Sprachen des Französischen, Englischen, Italienischen und Spanischen. Ich hörte selbst, wie er sich mit dem Privatdocenten, später Professor Dr. Ruth, der sich für italienische Sprache und Literatur habilitirte, zwei Stunden lang in italienischer Sprache unterhielt. Das Griechische verstand er so genau, daß er, sich den Neugriechen accommodirend, mit ihnen geläufig sprechen konnte. In Heidelberg erschienen von ihm im Ernst Mohr'schen Verlage die Geschichten Griechenlands und Roms und bei Bassermann in Mannheim sein Votum über die Jesuiten. Er war Protestant, politisch und kirchlich freisinnig, nur konnte er sich mit den herrschenden Strömungen niemals befreunden. Er zeigte einen Haß und eine Verachtung gegen Louis Napoleon, wie sie zur Zeit der Allmacht des letzteren wohl kaum oft vorkam. Er sagte gewöhnlich: „Ich will es noch erleben, daß der Schuft an den Galgen kommt". Dahin kam er nun freilich nicht. Wilhelmshöhe und Chisselhurst vertraten die Stelle. Einen dicken Knüppel zerschlug er an einem Steine und meinte, es sollte Napoleon sein, so möchte er ihn behandeln. Als er noch in Bern war und Louis Napoleon in der Verbannung lebte, wurde Kortüm von einem hoch gestellten Beamten zu Tisch geladen mit den Worten: „Kommen Sie doch ja. Sie werden bei mir Louis Napoleon sehen"! Da sagte er: „Nun komme ich erst recht nicht. Ich mag den Narren nicht sehen". Darin irrte sich der Prophet. Napoleon bewies nachher, daß er kein Narr war. Den alten Napoleon betrachtete er als eine Art von Räuberhauptmann. Er nannte ihn nur den corsischen Condottiere. Er besuchte regelmäßig des Abends das Museum und glich einer Kassandra, welche Weissagungen macht, an die man nicht glaubt. Er war derb und schroff und kein Freund hohler Redensarten. Bei einer Prorectorswahl gab er seinen Stimmzettel mit dem Umschlage ab, welcher die Devise enthielt: Parva parvum decent. Der von ihm gewählte war der Botaniker Bischof, der kleinste Mann der Universität. Er war der Einzige, dem er blos der Devise wegen die Stimme gab, wie zur Zeit des großen Kirchenschisma's nach dem Tode Benedict's XIII. ein einziger Car-

dinal in Spanien sich seinen besondern Papst wählte. Als Bischof im Jahre 1855 in dem Senatszimmer erschien, um mit dem festlichen Zuge zur Feier des Geburtstages seines Landesfürsten in die Kirche zu gehen, sagte ihm Kortüm: „Aber, wie sehen Sie aus! Machen Sie, daß Sie nach Hause kommen. Sie sind ernsthaft krank". Bischof sah blaß aus, jetzt wurde er noch bläßer, ging aber doch in die Kirche. Dort wurde ihm unwohl. Er ginz nach Hause. Nach einigen Tagen war er eine Leiche und Kortüm sagte dann zu mir: „Sie sehen! Ich habe auch Etwas von Medicin studirt". Die meisten Orden an der Universität hatte Geheimerath v. Leonhard. Da sagte Kortüm, als jener zum Karl-Friedrichs-Feste, die ganze Brust mit Decorationen bedeckt, in das Senatszimmer trat: „Herr College, es geht Ihnen, wie Blücher"! „Wie so?" lächelt der Gefragte. „Blücher meinte — lautete die Antwort — „er könne jetzt keinen Orden mehr an dem vordern Theil anbringen; den nächsten müsse er a posteriori appliciren". Zu mir sagte er einmal: „An der Universität sind alle Spitzbuben und Sie sind auch einer!" Er meinte das nicht so böse und man durfte es ihm nicht übel nehmen. Als einige Professoren zu einer prinzlichen Tafel eingeladen wurden, ließ er als Dekan eine Doctorprüfung zu derselben Stunde ansagen und zog den Eingeladenen die Gebühren ab. „Absens carens", sagte er. Er haßte nichts mehr, als die Gothaer und die Jesuiten. Er war kein Freund der freien religiösen und deutsch-katholischen Gemeinden; aber er sagte: „Hat man sie einmal angenommen, muß man sie auch gewähren lassen". Trotz dieser Sonderbarkeiten und Widersprüche war er eine wahrhaft edle Natur von immensem sprachlichem, geographischem und historischem Wissen, ein so recht kerniger Mecklenburger. Ich sehe ihn noch vor mir mit seinen schmalen Lippen, die sich zitternd auf und ab bewegen, wenn er über die Erbärmlichkeit seines Zeitalters schimpft, oder vor dem Herzog von Coburg mit schwarzem Frack, schwarzen Beinkleidern, blauen baumwollenen Strümpfen, von denen die Bänder herabhängen und dicken Schuhen, den baumwollenen Regenschirm in der Hand. Kortüm glühte für Freiheit, Recht, Wahrheit und Licht; nur waren es oft vorgefaßte Meinungen, die ihm zur Erreichung dieses Zieles vorschwebten. Wenn er docirte, kehrte er häufig den Zuhörern den Rücken und sagte zu ihnen, es gebe nicht nur einen deutschen Michel im Allgemeinen, sondern auch einen Studentenmichel insbesondere. Ich hatte ihn schon vor seiner Berufung nach Heidelberg

durch Zimmermann, der mit ihm Lehrer im Fellenberg'schen Institute zu Hofwiel gewesen war, kennen gelernt, und ihn als Theologe mit diesem auch in Basel besucht. Seine Originalität, die Biederkeit seines Charakters, seine Freiheitsliebe und sein immenses Wissen zogen mich an. Paulus und Kortüm waren diejenigen von meinen Collegen, welche ich meine besten Freunde nennen konnte.

Seit meiner Ernennung zum Ordinarius las ich ausschließend nur über die einzelnen Theile der Philosophie und zwar regelmäßig Logik, Psychologie, Geschichte der Philosophie, dann auch über Metaphysik, später auch Ethik. Zugleich begann ich, durch meine Studien der deutschen poëtischen Nationalliteratur und die vergleichenden Vorträge über Göthe und Schiller veranlaßt, im Winter 1840/41 meine Vorlesungen über den ersten und zweiten Theil von Göthes Faust, welche ich von da an regelmäßig jeden Winter bis in die neueste Zeit vor einem zahlreichen Auditorium fortsetzte. Seit dem Erscheinen meiner Psychologie gab ich einige Zeit kein selbständiges größeres Werk mehr heraus. Meine Vorlesungen und die Arbeiten in verschiedenen Zeitschriften nahmen mich vollständig in Anspruch. Schon in Freiburg hatte ich meine literarische Wirksamkeit in verschiedenen Zeitschriften begonnen und in Heidelberg setzte ich diese fort. Ich war Mitarbeiter an André's Hesperus, der Darmstädter allgemeinen Kirchenzeitung, den Pölitz'schen Jahrbüchern, der Leipziger Literaturzeitung, der Zeitschrift für Philosophie von J. H. Fichte, Ulrici und Wirth, dem Brockhaus'schen Conversations-Lexikon, der Leipziger illustrirten Zeitung, der internationalen Revue, den Göttinger gelehrten Anzeigen, den Heidelberger Jahrbüchern, wenn auch bei manchen derselben nur sporadisch.

Die Erholung, welche der Umgang mit Paulus gewährte, der schon 1832 das siebenzigste Lebensjahr überschritten hatte, war mehr ernster wissenschaftlicher Art, auch bei Kortüm, dem ich am nächsten trat, war dies der Fall; doch machte ich mit ihm häufig größere und kleinere Excursionen in die freie Natur, die wohl von allen Genüssen am meisten zur Belebung der geistigen und körperlichen Kraft dienen. Zudem hatte ich auch außerhalb der Universität besonders anregenden und belebenden Umgang im Gräflich Ranzau'schen Hause und in einer Gesellschaft von Freunden, welche beinahe das ganze Jahr hindurch am Samstag einen gemeinsamen Ausflug nach dem eine Stunde südlich von Heidelberg gelegenen Dorfe Rohrbach machten. Wir kehrten regelmäßig in dem damals gut eingerichteten Gasthofe zur Rose ein,

Da erschienen der lebenslustige und von Witz sprudelnde Amtsrevisor Schweickhard, der hochgewachsene, wohlhäbige, preußische Oberrechnungsrath Brunckow aus Schlesien, der seiner kranken Augen wegen sich in Heidelberg aufhielt, der heitere Gesellschafter, Privatdocent Eisenlohr, wegen einer unheimlichen Krankheit stets von seinem Bedienten begleitet, der ernste, von Tabakwolken umhüllte Gymnasiums-Director Brummer, der lachlustige, das Geld zusammenhaltende, dabei biedere, treue, alte Gymnasiumsgeschichten erforschende und langbeinige Professor Hautz, mein vieljähriger Freund, später Hofrath und Lyceumsdirector, der lebensfrohe, aber kränkliche Germanist Dr. Hahn, später auch der nachmals so berühmt gewordene, damalige Privatdocent Ludwig Häußer und von dem nahen Kirchheim herüber der wohlbeleibte, für Scherze empfängliche Präsident unserer Gesellschaft, Dekan und Pfarrer Bender. Wir hatten unser besonderes Zimmer, nicht geschriebene, aber mündlich bestimmte Gesellschaftsstatuten und feierten jedes Jahr mit humoristischen Trinksprüchen ein durch die Kochkunst der Frau Fay gewürztes Stiftungsfest.

Für mich, einen passionirten Freund des Theaters, war das Vermissen eines solchen Vergnügens eine unangenehme Entbehrung. Sogar als geistlicher Professor hatte ich im Theater zu Freiburg, der ehemaligen Franciskanerkirche, zum Aergerniß aller frommen Seelen für mich und meine Schwester zwei Sperrsitze. Wie erfreut war ich daher, als der Director Clef mit einer Schauspielergesellschaft in Heidelberg ankam. Freilich hatten wir noch kein Theatergebäude. Aber der große Saal im Gasthofe zum Prinzen Max mußte aushelfen. Hier wurde eine Bühne mit allen nothwendigen Decorationen und Coulissen errichtet und im Winter 1836/7 eröffnet. Im Hintergrunde des Saales, der Eingangsthüre gegenüber, befand sich das Podium, der Saal selbst war durch zwei Abtheilungen getrennt. Die vordere, der Bühne zugewendet, war der erste und hinter diesem der letzte Platz. In den Seitengallerien waren die Logen, die vorderen Reihen des Parterres die Sperrsitze. Die erste Gesellschaft war entschieden gut. Fräulein Albini, eine jugendliche angenehme Erscheinung, war die erste Liebhaberin. Viele Professoren, wie v. Leonhard, Nägele ꝛc., waren unter den Zuschauern. Natürlich zog die Neuheit die Studenten mächtig an. Sie nahmen die Logen ein und bald zogen sich die Professoren zurück. Wer den Genuß haben wollte, mußte entweder einen Sperrsitz nehmen, oder sich in's Parterre unter das Publikum

mischen. Den letzten Fall zog ich vor. Da konnte man ungenirt und ungekannt das Vergnügen mitmachen. Die Studenten wurden bald die Beherrscher des Theaters und es traten natürlich dadurch viele Störungen für diejenigen ein, welche der Vorstellung des Stückes aufmerksam folgen wollten. Die störende Komödie in der Komödie, an welcher das Publikum theils freiwillig, theils unfreiwillig Theil nahm, war oft der Art, daß sie dem Theaterbesucher unterhaltender wurde, als das aufgeführte Stück selbst. Einige dieser Scenen waren so drastisch, daß sie mir im Gedächtnisse geblieben sind. Am 8. December 1839 wurde Kotzebue's Schutzgeist aufgeführt. Er ist in Versen geschrieben und hat 6 Acte. Im Vorspiele wird der Schutzgeist geboren, indem er als Seele in den Leib eines sterbenden Kindes fährt, im letzten Acte spaziert diese Seele wieder aus dem Leibe heraus und der Schutzgeist stirbt für diese Erde, um in die himmlischen Räume zu wandern. Seine Aufgabe ist, die Prinzessin Mathilde trotz aller Hindernisse dem deutschen Kaiser, Otto, dem Großen, als Braut zuzuführen. Bei ihrer Vermählung stirbt der Schutzgeist, weil er nichts mehr zu thun hat. Natürlich fehlt ein Bösewicht nicht, der italienische König Berengar, der, als Bettler verkleidet, die Braut ermorden will. Aber Samiel — nein, der Schutzgeist hilft und Alles geht gut ab. Auch fehlt ein unglücklicher Liebhaber, der entsagende und für Mathilde sterbende Burggraf von Kanossa nicht. Das Stück würde meinem Bruder, dem jetzigen geheimen Regierungsrath, als zehnjährigem Knaben, sehr gefallen haben. Er maß nämlich damals den ästhetischen Werth eines Stückes nach der Zahl der Birnwecken, die er in den Zwischenacten verspeisen konnte. So gefielen ihm Kotzebue's Kreuzfahrer besonders deshalb, weil er in diesem fünfactigen Stücke fünf Birnwecken vertilgte. Nun erst gar im Schutzgeist sechs Birnwecken! Aber die Studenten waren mit den Birnwecken nicht zufrieden, sie trieben Allotria. Da haben wir eine Felsgegend vor uns. Rechts Felsen, links Felsen, hinten Felsen, unten öder Boden, nämlich der Theaterboden. Die kaiserliche Braut Mathilde wird vom Schutzgeiste durch diese schauerliche Gegend geführt. Sie kann nicht weiter gehen, sie wankt, sie stürzt, verschmachtend vor Durst, in der dürren Wüste nieder. Der Schutzgeist (Fräulein Albini) muß nun nach Kotzebue's Anweisung niederknieen, da sich eben ein Ungewitter erhebt, den Himmel um einen seiner Blitze anflehen. Dann schlägt ein Blitz in einen Felsen. Dieser spaltet sich und eine frische Quelle ergießt sich aus ihm. Damit ist

dem Durst der Prinzessin abgeholfen. Der Durstlöschungsscene sahen die Studiosen mit Ruhe und Aufmerksamkeit zu, bis eine urplötzliche Störung erfolgte. Fräulein Albini kniet, comme il faut, als Schutzgeist nieder und perorirt hinauf nach den Blitzen des Himmels, also nach der Gegend der Studentenlogen. „Himmel, ruft sie rührend, sende uns einen deiner Blitze!" Aber es donnert nicht, es blitzt nicht, der Fels öffnet sich nicht, die Quelle fließt nicht. Peinvolle Stille. Sie wiederholt mit Nachdruck die gebieterische Aufforderung zum Blitzsenden. Kein Blitz, kein Donner, noch stillere Stille. Da ertönt aus der vordersten Studentenloge eine ergreifende Bierbaßstimme: „Blitzen, Blitzen, warum will's denn nicht blitzen"? Allgemeines Gelächter, jetzt folgen Blitz, Donner, sprudelnde Quelle. Die Prinzessin löscht ihren Durst. Allgemeiner Jubel und der Vorhang fällt. Die kaiserliche Braut erscheint im fünften Acte in kaiserlichem Kleide. Da tönt es aus allen Kehlen der studirenden Jugend: „Ah! Ah!" Eine kräftige Stimme ruft dazwischen: „Be! Be!" Die Bewunderung ihres Kleides hatte die Braut verblüfft. Zur Belohnung wird sie sammt dem sterbenden Schutzgeiste herausgerufen.

Mehrere Jahre hatte Clef die Direction. Im Winter 1842 stand das Prinz-Max-Theater unter der Directon der Gebrüder Schnepf. Die erste Heldin und Anstandsdame war Frau Wellendorf. Sie spielte in Don Carlos die entsagende, engelreine Gemahlin des stolzen Spaniers, Philipp's II. Ich glaube, es war Herr Wellendorf. Wer ihre eigentliche Liebe, Don Carlos, war, weiß ich nicht mehr. Elisabeth und Marquis Posa sind beisammen. Die Dame spricht herzbrechend. Eben sagt Marquis Posa:

„Königin, das Leben ist doch schön!"

Da fliegt aus der vordersten Studentenloge etwas Unbekanntes, in Papier gehüllt, unmittelbar der edeln Königin vor die Füße. Sie bückt sich, hebt es auf, öffnet das Papier. Es enthält einen neuen Kreuzer, der ihr zum Lohne zugeworfen wurde. Die Königin hat Geistesgegenwart, sie spuckt auf das Geschenk, wirft es hinter die Scene. Da erhebt sich ein allgemeines Gelächter. Die Heldin tritt zu den Lampen vor und spricht die königlichen Worte: „Meine Herren! wenn Sie lachen, so lachen Sie über sich selbst". Dann geht das Spiel weiter fort bis zum Erschießen des Marquis und den letzten Worten des Königs: „Kardinal, ich habe das Meinige gethan, thun Sie das Ihre"! — Ein anderesmal stand — ich glaube, es war in Vogel's

Lustspiel: „Vier Schildwachen auf einem Posten" — ruhig die Schildwache auf der Bühne. Plötzlich rief ihr ein Student zu: „Schildwache, wie viel Uhr ist es"? Schnell besonnen, zieht der Schauspieler die Uhr heraus und sagt: „Punkt halb acht". Die merkwürdigste Komödie in der Komödie, die ich im Prinz-Max-Theater erlebte, hat sich unter der Direction von August Friese, der seit Winter 1844 die Bühne leitete, abgespielt. Eine Dame T.....t, von ungewöhnlicher Größe, aber von einnehmender Gestalt, hatte sich mit einem Herrn R.....r vermählt. Beide spielten die ersten Fächer, die T. die Liebhaberin, R. den Liebhaber. Als nun die R. in einer Scene ein kleines, schönes Kind genannt wurde, erhob sich in den Studentenplätzen ein riesiges Gelächter. R. trat vor und verbat sich eine solche Beleidigung seiner Frau, deren Spiel allerdings ein gutes genannt werden konnte. Es entstand aber ein solches Zischen und Geschrei, daß R. abtreten mußte. Man war sehr begierig auf die nächste Vorstellung im Theater. Es hieß, es solle eine große Demonstration gegen R. vor sich gehen. Das Theater war wegen Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, vollgepfropft. R. erschien, man warf nach ihm. Da kam Director Friese im schwarzen Frack und hielt eine Rede. Er ließ die Bemerkung fallen, man werde das Geld nicht zurückgeben. Der Tumult wurde noch größer. „Was soll ich thun"? rief der verzweifelte Director. „R. abtreten, abtreten!" war die Antwort. „Er hat aber die erste Rolle, und kein anderer hat sie gelernt". — Da hieß es: „Soufleur soll spielen". Nun kam die merkwürdige Scene zwischen dem im Kasten Liebesseufzer ausstoßenden verborgenen Soufleur und der oben stehenden Geliebten. —

Unter den Studenten war auch der unter dem Dichternamen: Max Waldau durch Gedichte und Romane berühmt gewordene Baron Spiller von Hauenschild; er ließ sich ein Fernrohr anfertigen ohne Ocular- und Objectivglas. Es war eine ungewöhnlich lange Röhre, die man heraus- und hereinziehen konnte. Er konnte die Bühne mit seinem Perspective berühren. In rührenden Scenen manches ergreifenden Trauerspieles war ein Figaro hier und dort thätig, indem er in verschiedenen Räumen des Saales das Quaken eines Frosches unnachahmlich schön darstellte. Das führte er kunstvoll mit geschlossenem Munde aus, so daß die Polizei ihn nie ausfindig machte. Da hatte der Amtmann viel zu thun. Manchmal wurde es auch beim Einschreiten des Universitätsamtes wieder ruhig und anständig, besonders, wenn berühmte

Gäste auftraten. Wir sahen in diesem Theater den größten Künstler seiner Zeit, den Eßlair, in 6 Vorstellungen. Er brauchte Geld, und die Kunst geht nach Brod. Er mußte sich im badischen Hofe, wo er wohnte, für seine Rolle costümiren. In einen Mantel gehüllt, fuhr er beim Prinzen Max an und war genöthigt, durch das dicht vollgepfropfte Auditorium, sich Bahn zu brechen, weil die Bühne keinen andern Eingang, als vom Partèrre aus hatte. Er soll dabei Thränen vergossen haben, wie Marius auf den Trümmern von Karthago. Auch die Haitzinger sahen wir, die alle Welt bezauberte, den trefflichen Cornelius aus Wiesbaden, des großen Malers Bruder, den weltberühmten Darsteller des Frankfurter Bürgercapitains, Hampelmann-Hassel. Dazu hatten wir auf der Bühne einzelne tüchtige Mitglieder, wie den Sänger Rosner, die Soubrette Löffler, die Schauspielerin Albini, den Komiker Spahn. Die guten Leistungen auf einer erbärmlichen, über einem Pferdestalle erbauten Bühne machten unter den Professoren und Bürgern den Wunsch nach einem eigenen Theatergebäude rege. Konnte sich doch die Schwesterstadt Freiburg eines schönen Theaters rühmen. Durch freiwillige Beiträge wurden etwa 10,000 fl. zusammen gebracht. Ein Actienverein wurde durch die Bemühungen des Banquierhauses Zimmern gegründet. 100 Actien, das Stück zu 250 fl., wurden al pari zu 4 Procent ausgegeben. Die Summe von 25,000 fl. war sogleich gezeichnet. Mit dieser und den freiwilligen Gaben wurde das Theater aufgebaut. Durch den Ankauf der Steinhäuser'schen Gebäude war man in den Stand gesetzt, die Hauptstraße zwischen dem Trau'schen Hause und dem jetzigen Scherer'schen durchzubrechen und hier eine neue, zur Plöck führende Seitenstraße anzulegen. Sie erhielt vom Thaliatempel den Namen der Theaterstraße, und ist, mit schönen geschmackvollen Häusern geziert, jetzt eine der schönsten Straßen Heidelbergs. Unter der Regentschaft des jetzigen Großherzogs Friedrich wurde die Bühne am 31. October 1853 eröffnet. Es war ein doppelt schönes Fest für Heidelberg, weil sich damit die Erinnerung verband an den allgeliebten Fürsten, der einst als Zögling der Hochschule in unseren Mauern weilte. Man hatte als Director des Theaters den ehemaligen Hofschauspieler in Braunschweig, den damaligen Theaterdirector von Breslau, August Haake, gewonnen, den ich schon von Freiburg her als einen trefflichen Schauspieler kannte. Es hatte sich ein Comité gebildet, dessen Mitglied ich vom Anfange der Gründung an war und als dessen Vorsitzende nach einander Zimmern, Chelius, Mittermaier

Roßhirt, Hofkammerrath Haub geleitet hatten. Nach Haub's Tode wurde ich zum Vorsitzenden gewählt. Gegenwärtig sind außer mir die Herren Oberbürgermeister Krausmann, Bürgermeister Thiele, die Gemeinderäthe Hoffmeister, Louis Spitzer, Otto Kühn, Dr. Posselt und Universitätslector Dr. Otto Mitglieder. Bei der Theatereröffnung (31. October 1853) war im festlich erleuchteten und geschmückten Hause der jetzt regierende Großherzog und damalige Prinz-Regent Friedrich in der Mittelloge mit hoher Begleitung anwesend. Der Stadtdirector v. Uria, bekannt durch die Confiscation der Gervinus'schen Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts und den in einer Nacht zu Stande gekommenen Abbruch des Rotteckdenkmals in Freiburg, functionirte in der Kammerherrenuniform mit rothen Beinkleidern. Damals äußerte sich der Volkswitz: „Ein neues Wunder! Uria ist ein Rother geworden". Die Braut von Messina wurde unter Haake's Leitung trefflich gegeben. Großherzog Friedrich blieb vom Anfange bis zum Schlusse des Stückes und sprach seine höchste Zufriedenheit aus. Ein von Georg Köberle gedichtetes Festspiel und eine von dem Musikdirector Behr componirte Festouvertüre gingen der „Braut von Messina" voraus. Nach Beendigung der theatralischen Vorstellung folgten Illumination der ganzen Stadt und Fackelzug der Studenten. In der reich beflaggten und schön geschmückten Stadt war des Nachmittags vor der Theatereröffnung große Vorstellung aller Behörden im Prinzen Karl. Es war ein für alle Bewohner Heidelbergs unvergeßlicher Tag. Wir begrüßten an diesem Tage zum Erstenmale den Mann als Regenten, der nach so vielen wechselnden Schicksalen einen der ersten und festesten Grundsteine zum Baue von Deutschlands Größe und Einheit zu legen, von der Weltfügung bestimmt war.

Seither gingen im Laufe von 22 Jahren unter wechselnden Directionen Schauspiele, Trauerspiele, Lustspiele, Melodramen, Singspiele, Possen und Opern über unsere Bühne bald mit gutem, bald mit geringerem Erfolge. Immer aber ist die Bühne der studirenden Jugend, den Einwohnern und den vielen Fremden, welche im Winter ständigen Aufenthalt in Heidelberg nehmen, eine willkommene Unterhaltung. Die bei erhöhten Preisen immer besetzte Fremdenloge ist der lebendigste Beweis für diese Thatsache.

Gehen wir nun von dieser theatralischen Excursion zur Lebensgeschichte des ehemaligen katholischen Geistlichen wieder zurück.

Als ich hierher kam, wurde ich von vielen Seiten als eine Art von Monstrosität angesehen. Man blieb auf der Straße stehen, wenn man mich sah, man blickte zurück und sagte sich: Das ist der — der Redacteur des Freisinnigen, der Polendichter, der Revolutionär, der abgefallene Priester. Morstadt mußte, als ich 1832 mein Publicum las, sein collegium verlegen. Da rief er vor den Zuhörern aus: „Und das wegen eines entsprungenen Pfaffen". Diesen Titel gab mir auch noch in der neuesten Zeit, nachdem ich längst mit all diesen Dingen nichts mehr zu thun hatte, der bekannte Verfasser des Kalenders für Zeit und Ewigkeit, Professor Alban Stolz in Freiburg. Der gute Mann dachte nicht daran, daß es besser ist, ein Pfaffe gewesen zu sein und die Pfaffheit abzuschütteln, als ein Pfaffe zu sein und zu bleiben, wie dieses bei so vielen Ultramontanen der Fall ist. Daß bei den frommen Seelen auch meine innige Verbindung mit Paulus, dem natürlichen Wundererklärer, dem Erzrationalisten, verdächtig erschien, ist selbstverständlich. Als wir einst in eine Gesellschaft eingeladen waren und meine Frau vor mir erschien, sagte zu ihr eine Dame, die längst verstorbene Vorsteherin eines berühmten weiblichen Erziehungsinstitutes: „Warum kommt denn Ihr Herr Gemahl nicht?" „Der ist noch bei Paulus", erwiederte meine Frau unbefangen. „Was, bei dem, sagte die Erziehungsinstitutsvorsteherin, Fräulein G.....r, der unsern Herr Gott da droben verläugnet?" Sie erhob ihre Augen andächtig zum Plafond des Zimmers und dachte dabei nicht, daß das Unten für die Gegenfüßler ein Oben ist. Aber nach meines Freundes, des theologischen Licentiaten Rath schwieg ich; nach der Untersuchung über mein corpus delicti beruhigte sich das Publikum und man erkannte nach und nach, daß von mir kein Umsturz der bestehenden Staaten und Kirchen zu fürchten sei.

Ich hatte mich nach dem Erscheinen meiner Psychologie auf meine philosophischen und ästhetischen Collegien vorzubereiten und auf einzelne in Zeitschriften erschienene Artikel meine Zeit zu verwenden. Dabei folgte ich aufmerksam dem Entwickelungsgang der Philosophie. Die beiden Ausläufer der kritischen Philosophie, welche man gewöhnlich unter dem Namen der Identitätsphilosophie zusammenfaßt, die Philosophie Schelling's und Hegel's, waren in zwei diametral entgegengesetzte Extreme ausgeartet. Das eine ging von Schelling selbst aus, der in seiner Philosophie fünf Hauptphasen durchgemacht hatte, das andere ist nicht auf Hegel selbst, sondern auf die Epigonen desselben zurückzuführen.

Das erste Extrem ist die Schelling'sche Offenbarungsphilosophie oder der Neuschellingianismus, das zweite das Junghegelthum.

Das extreme Junghegelthum, mit welchem wir beginnen wollen, hat sich erst seit dem Tode Hegel's (14. November 1831) entwickelt.

Vorübergehendes Aufsehen machten die Schriften Dr. Friedrich Richter's von Magdeburg über die Unsterblichkeit und die letzten Dinge. In anmaßender, unwissenschaftlicher und poltronirender Weise wurde der persönliche Unsterblichkeitsglaube lächerlich gemacht und verlangt, daß man diese Thorheit der Stadt- und Bauernjugend überall endlich klar mache. Die Schriften schienen mir nicht der Beachtung werth und gingen auch spurlos vorüber. Anders verhielt es sich mit dem 1840 erschienenen „Wesen des Christenthums" von Ludwig Andreas Feuerbach. Hatte ich auch weder das katholische, noch das protestantisch-kirchliche Militärmaaß, so fühlte ich doch noch so viel von theologischem Blute in mir, daß ich diese Beschimpfung des Christenthums unter dem Titel der Philosophie nicht gleichgültig hinnehmen konnte. Konnte ich die Behauptung ruhig hinnehmen, daß die Auswüchse des römischen Katholicismus, Cölibat, Mönchthum, ja selbst der Ketzermord im Wesen des Christenthums begründet seien? Konnte ich die Bemerkung unbeachtet lassen, der Protestantismus sei ein Abfall vom eigentlichen Christenthume? Wenn man aus dem Satze des Christenthums: „Gott ist die Liebe" den theologischen Haß ableiten wollte, weil die Gottesgelehrten diesen Satz nicht als einen identischen betrachten und sich gegen die Umkehrung desselben in den Satz: die Liebe ist Gott sträuben, daß also ein Unterschied, eine Lücke zwischen Liebe und Gott sei und darin das Element des Hasses stecke, was sollte ich dazu sagen? Und ist denn wirklich der Mensch Gott, das Bedingte das Unbedingte, das Fehlbare das Unfehlbare, das Entstehende und Verschwindende das Ewige? Aber „die Menschheit", sagt Feuerbach. Was ist aber die Menschheit anders, als das Gemeinsame der Menschen, die Menschennatur? Wenn das Einzelne fehlbar ist, ist da das Ganze unfehlbar? Wenn man nach der Darwin'schen Theorie die Menschen von einem Affengeschlechte ableitet, wie verhält es sich da mit Feuerbach's Behauptung: „Gott ist das alter ego des Menschen?" Ist der Mensch ein potenzirter Affe, so ist auch die Menschheit nothwendig ein potenzirtes Affenthum. Wie läßt sich damit die Identität der Menschheit und Gottes vereinigen? Jedenfalls ist da der Atheismus ehrlicher

und folgerichtiger. Aus den Potenzirungen des Affengeschlechtes wird kein Gott. In einer Anwandlung von Humor schrieb ich mein Buch gegen Feuerbach: „Die Autolatrie oder Selbstanbetung, ein Geheimniß der Jung-Hegel'schen Philosophie, humoristisch-kritischer Versuch" (Pforzheim, Verlag von Dennig, Fink & C., 1843). Das Buch ist „den Manen des gesunden Menschenverstandes in der deutschen speculativen Philosophie" gewidmet und schließt mit den Worten: „Der gesunde Menschenverstand stirbt ebenso wenig, als der König von Frankreich. Le roi est mort. Vive le roi!" Ich suchte zu zeigen, daß das Feuerbach'sche Buch am zweckmäßigsten nicht Wesen, sondern Unwesen des Christenthums überschrieben werden müsse. Von meiner Schrift konnte man sagen, was Helene von sich in Göthe's Faust sagt: „Bewundert viel und viel gescholten". Je nach dem Parteilager, in welchem sie sich befanden, schimpften und lobten die Recensenten. Ich nahm es ruhig an. Hatte ich doch einmal wieder meiner theologischen Ader Luft gemacht, und mich, von meinen vielen Arbeiten ermüdet, durch meinen humoristischen Versuch selbst aufgeheitert. Die auf der rechten Seite standen, machten mir freundliche Gesichter, die auf der linken dagegen wandten sich von mir ab. Denn es ist leider ein Fehler des Menschen, daß er, wenn es bergab geht, durchaus auch in den Abgrund hinunter will, während Paulus immer sagte: „Bis an den Rand und nicht weiter"! Wenn man einmal negirt, soll man gleich Alles negiren. Angriffe auf den Zustand der Philosophie in Heidelberg hatte ich kurz vorher in der „abgedrungenen Beleuchtung der Angriffe auf den Zustand der Philosophie in Heidelberg" (Heidelberg, 1842, Verlag von Wilhelm Hoffmeister) zurückgewiesen.

Das andere Extrem ist der Neu-Schellingianismus oder die Offenbarungsphilosophie. Schelling's Philosophie zeigt zwar in den ersten Anfängen den vom Auctoritätseinfluß freien Denker. Aber er kam mit seinem philosophischen Denken nie zu einem eigentlichen Abschlusse. Immer nahm seine Philosophie, wenn sie ein Resultat gewonnen zu haben glaubte, einen neuen Anlauf. Die Einleitung blieb die Hauptsache, aber das, was auf die Einleitung folgen sollte, war entweder lückenhaft oder fehlte ganz. Seine Philosophie glich einer Unzahl von großartigen Thoren oder Portalen, durch die man in's Heiligthum kommen sollte; aber man kam nicht hinein oder man stand vor einer leeren Wand, wie die Eulenspiegel's war, der am Hofe eines Fürsten sich als Zimmermaler verdingte. Er schloß sich ein, bis, wie

er sagte, das Gemälde fertig war. Der ganze Hofstaat wurde endlich zur Eröffnung eingeladen. Der Fürst galt nicht als ehelich erzeugt. Eulenspiegel hatte sein angebliches Gemälde mit einem Vorhange verdeckt. Da begann er, ehe er den Vorhang hinwegzog, mit der Bemerkung: „Mein Gemälde hat die Eigenschaft, daß es nur ehelich Erzeugte sehen können. Allen andern ist es eine leere Wand". Der Fürst fing an, das Gemälde zu bewundern und der ganze Hof folgte mit Entzücken. So verwandelte Eulenspiegel die leere Wand in ein großes Kunstwerk. Sagte nicht auch Schelling, wie einst Plotin: „Das Absolute können nur Eingeweihte in gewissen Momenten der Speculation schauen". Das war freilich nicht genügend. Aber es zeugte doch immerhin noch von einem geistesfreien Streben. In München wurde die Sache anders. Schelling kam dort auf die Offenbarungsphilosophie. Sie wurde von den katholischen Krebsgängern, wie Görres, hochgeschätzt und der Erzbischof von München empfahl selbst seinen Seminaristen oder Theologen den Besuch dieser Vorlesungen. Hier galt er als Gott; denn das Auditorium war darnach. Es waren dieselben, welche auch Görres' Vorlesungen über Mystik besuchten. Ein hochgestellter Staatsbeamter M. erzählte mir einmal von diesen Vorlesungen, er habe bei Görres hospitirt und sich sehr über das, was jener sagte, gewundert. So habe er das Unsichtbarwerden einiger Heiligen dadurch erklärt, daß im Menschen ein doppeltes Princip sei, ein gutes und ein böses. Wenn nun das gute Princip das böse ganz überwältigt habe und den heiligen Mann so erfülle, daß es in ihm keinen Raum mehr habe, trete es aus dem Organismus heraus und umhülle ihn von allen Seiten; so entstehe die Unsichtbarkeit des Heiligen. Der gute Görres hatte nicht daran gedacht, daß es auch mit ihm so kommen könne, daß er seinen Schülern unsichtbar würde. Das Letztere wäre ja ein wahres Glück für die Menschheit gewesen. Ein anderesmal erzählte er, nach der Mittheilung desselben Staatsmannes, den Traum einer heiligen Nonne; sie träumte, sie trete bei Gaza im fernen Oriente auf einer Wallfahrt nach Jerusalem in einen Dorn. Sie erwachte und der Dorn von Gaza stack wirklich in ihrem Fuße. Selig sind, die glauben und nicht sehen! Bei solchen Vorträgen sah sich der Hospitant im Saale um. Nicht auf einem einzigen Gesichte nahm er nur den leisesten Zug eines skeptischen Lächelns wahr. Man hörte mit bewunderndem Ernste und mit Begeisterung der mystischen Tollheit zu. Diese Zuhörer waren auch die

von Schelling. Dieser duldete kein Nachschreiben. „Nur beschränkte Köpfe schreiben nach", sagte er. Er wurde nach Berlin gerufen (1841). Neander sagte damals zu Paulus, den er in Heidelberg besuchte: „Wir mußten den Schelling nach Berlin kommen lassen; sie hätten uns zuletzt nicht mehr an Gott geglaubt". Armes Berlin, wie schwach mußte dein Glaube sein, wenn Schelling dir mit seinem „blinden, nothwendigen unvordenklichen Seinkönnen", seinem „Andersseinkönnen" des blinden nothwendigen unvordenklichen Seins, seiner „Spannung der Potenzen und ihrer Aufhebung" dazu helfen mußte. Da ist man fast sogar mit der Unfehlbarkeit des Papstes oder mit dem Pastor Knack'schen alt-neuen oder neu-alten Weltsysteme besser daran. Schelling trat im Winter 1841/42 mit seiner ersten Vorlesung in Berlin auf. Es waren frische Bogen, die von dem abgegriffenen, abgegilbten Hefte grell abstachen. Jenes abgegilbte Heft hatte in der Farbe, aber freilich nicht im Inhalte Aehnlichkeit mit jenen Postbögen, welche das Faustfragment enthielten und die Göthe mit sich nach Italien nahm. Es enthielt die Münchener Offenbarungsphilosophie. Die neuen dazu gekommenen Bogen sollten sie den Berlinern mundgerecht machen. Was den Katholicismus stützte, sollte jetzt auch dem Protestantismus aufhelfen. Dieses Kunststück führte er mit den neuen Bogen in der ersten Berliner Vorlesung aus. Diese erste Vorlesung in Berlin (15. November 1841) ist die einzige, die er im Drucke erscheinen ließ (Stuttgart und Tübingen in der Cotta'schen Buchhandlung, 1841). Er sagt darin von dem Inhalte seiner neuen Offenbarungsphilosophie nichts; dagegen bemerkt er, es sei ihm „vor 40 Jahren gelungen, ein neues Blatt in der Geschichte der Philosophie aufzuschlagen". „Keiner, fährt er fort, habe das Blatt umgewendet und eine neue Seite angefangen", er habe das „Seinige in der Philosophie gethan und Andere frei gewähren und sich versuchen lassen". Er will eine „neue, bis jetzt für unmöglich gehaltene Wissenschaft der seitherigen Philosophie hinzufügen und dadurch auf ihren wahren Grundlagen wieder befestigen". Dabei nennt er Berlin die „Metropole der deutschen Philosophie, wo jedenfalls die Geschicke derselben sich entscheiden müssen". Es spricht sich in diesem Schreiben eine sichtbare Geringschätzung gegen die Epigonen des Naturphilosophen aus. Seit 20 Jahren wurde nichts von dieser geheimen Offenbarungsphilosophie bekannt und auch in dieser ersten gedruckten Vorlesung kam nichts davon zum Vorschein. Ich gab ein anonymes Sendschreiben an Geheimenrath von Schelling heraus (Stuttgart,

Cast'sche Buchhandlung, 1843), worin ich meine Bedenken und Zweifel über das neue, durch die Offenbarungsphilosophie aufzuschlagende Blatt in der Geschichte der Philosophie äußerte und den Inhalt der ersten gedruckten Vorlesung kritisch behandelte. Mein Sendschreiben ist von Neu-Schellingianern, vielleicht auch von Franz Baaderianern nicht freundlich besprochen worden. Es wurde das Non plus ultra von Grobheit genannt. Niemand hatte eine Ahnung von meiner Vaterschaft desselben.

Durch den Theologen Marheinecke in Berlin erhielt Paulus ein von einem Doctor der Philosophie wörtlich nachgeschriebenes Heft der Schelling'schen Offenbarungsphilosophie. Er wunderte sich jetzt nicht mehr, daß diese Philosophie bisher geheim gehalten wurde; aber er erstaunte über den Inhalt, den man dem Publikum unter der Firma: Philosophie bieten konnte. Er hielt es für Pflicht, dagegen aufzutreten.

Konnte man doch nur durch Mittheilung der stets geheim gehaltenen Offenbarungsphilosophie endlich einmal den Isisschleier lüften. Paulus gab sein viel besprochenes Werk heraus: „Die endlich offenbar gewordene positive Philosophie ꝛc., der allgemeinen Prüfung vorgelegt" (Darmstadt, bei Leske, 1843). Anstatt zu protestiren, wie er es bei anderen im Drucke erschienenen Auszügen seiner Vorlesungen gethan hatte, anstatt zu erklären, daß diese Mittheilungen auf Mißverständnissen beruhten, daß diese so genannte Offenbarungsphilosophie baarer Unsinn sei, klagte Schelling bei drei Gerichten gegen die Herausgabe als Nachdruck. In Berlin erlangte er alsbald die Confiscation des Werkes und doch enthielt dasselbe zwischen den Abschnitten des wörtlich abgedruckten Textes kritische Excursionen und gab die Beurtheilung und Berichtigung der so genannten Schelling'schen Entdeckungen. Hier las man in allem Ernste, daß die Offenbarung die Quelle aller Philosophie sei, eine Zurückführung in die Zeit der mittelalterlichen Scholastik, man las von drei Potenzen des Vaters, Sohnes und Geistes, wie Sein, Seinkönnen und Nichtseinkönnen, blindem, nothwendigem, unvordenklichem Sein und Andersein desselben, von der Spannung der Potenzen, die mit der „Ausspannung Jesu Christi am Kreuze" verglichen wurde, von der Aufhebung der Spannung in den Potenzen als dem Symbole der Erlösung. Sollte man dem alten ehrwürdigen Paulus nicht danken, daß er durch scharfsinniges Beurtheilen die Welt von diesem Alp befreien wollte? Und anstatt dessen mußte

er nun einmal ein literarischer Dieb sein, und als solcher gestraft werden. Es war für den Offenbarungsphilosophen die angenehmste Gelegenheit, sich von dem unwillkommenen Kritiker loszumachen. Da erschien, das Unpassende dieses Nachdruckprocesses darzuthun, eine von mir verfaßte anonyme Schrift: „Türkisch-persischer Rechtsstreit oder das wahrhaftige Märchen von dem berühmten Abubekr Ibn Gnilleſch in Ispahan und dem alten, weisen Abdallah Ibn Suluap in Schiras, den Freunden der türkischen und persischen Justiz gewidmet und aus dem türkischen Original in's Deutsche übertragen von einem Freunde der Wahrheit im Orient und Occident" (Darmstadt, bei Leske, 1844). Ich zeigte in der humoristischen Form, mit Beibehaltung orientalischer Darstellung und unter Anwendung orientalischer Vorstellungsweisen, wie Unrecht Gnilleſch (Schelling) hatte, gegen den Suluap (Paulus) auf Nachdruck zu klagen, wie Gnilleſch mit seinem Freunde Bedr Ibn Serrög (Görres) seine Offenbarungsphilosophie docirte, und wie am Ende, als Suluap die Lehren Gnilleſch's bekannt machte, alle Welt sagte: „Schade, wir hätten den Mann für vernünftiger gehalten". Damals schrieb Schlosser an Paulus: „Reichlin-Meldegg hat Ihre Sache recht kurz und klar dargestellt. Ich gratulire Ihnen zu dem Buche und zu dem Schriftchen". Er nannte es „das Beste", was in diesem Rechtsstreite geschrieben worden sei. Die wenig originellen Nachfolger Kant's, Fichte's, Schelling's und Hegel's und der beiden letzteren Ausläufer im Neu-Schellingianismus und Junghegelthum bestimmten mich, die Geschichte der neueren Philosophie kurz in Thierfabeln darzustellen. So erschien anonym: „Der neue Reinecke Fuchs in acht philosophischen Fabeln. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des Thierreichs, vom Verfasser des türkisch-persischen Rechtsstreites (Stuttgart, Rieger'sche Buchhandlung, 1844). Auch diese Schrift hatte zur nächsten Tendenz die Bekämpfung der neuschellingischen Philosophie. Die Thiere werden hier redend eingeführt und beschäftigen sich auch unter Anderem mit Philosophie. Die erste Fabel stellt den Tod des Löwen (Kant's), des Königs der Thiere, dar. An seiner Stelle wird der Adler (Fichte) König. In der zweiten Fabel erscheint der junge Fuchs (Schelling), macht sich an den todten Löwen, auch an den ebenfalls verschiedenen Adler und schmückt sich mit den Mähnen des ersten und den Flügeln des letzteren. In der dritten Fabel tritt der Fuchs als Docent in seiner Höhle auf. Die vierte Fabel erzählt, wie der Fuchs König wird. In der fünften Fabel beunruhigt der Bär (Hegel) den

Fuchs und vertreibt ihn aus seiner Höhle. Die sechste Fabel stellt uns dar, wie der Bär Docent und König wird. In der siebenten Fabel werden die jungen, noch ungeleckten Bären (die Junghegelianer) nach dem Tode des alten vorgeführt. In der achten Fabel kehrt der Fuchs nach langer Abwesenheit zurück und es wird seiner nochmals usurpirten Herrschaft ein Ende gemacht. Der Fuchs preist die Herrlichkeiten des Innern seiner Höhle; die jungen Bären stürmen sie und man erstaunt, daß die angebliche göttliche Herrlichkeit im Fuchsheiligthum weiter nichts, als eine leere Wand ist. Ein alter Adler (Paulus) erscheint, reißt dem Fuchs seine Adlerflügel und Löwenmähnen herunter. Dieser ruft: „Ergreift den Dieb, den Straßenräuber, den Thiermörder". „Allein, heißt es am Schlusse der achten Fabel, er wies dem versammelten Thiergeschlecht die Mähnen des alten Löwen und die Flügel des jungen Adlers. Da pries das Thiervolk den Adler, der aus fernem Lande gekommen war und in seine Heimath zurückflog, und Keiner im Thierreiche wollte mehr glauben, daß der neue Reinecke Fuchs ein Löwe oder ein Adler sei". Nach den acht Fabeln folgen nachträglich Verwahrungen zu dem neuen Reinecke Fuchs. Sie enthalten in scheinbarer Verwahrung die Erklärung der Fabeln.

Im Jahre 1843 lernte ich Gfrörer kennen. Er war durch sein „Jahrhundert des Heils" und andere Schriften als ein freisinniger und gründlicher Theologe bekannt. Damals Bibliothekar in Stuttgart, besuchte er von Zeit zu Zeit Paulus, wo ich ihn sah und mit ihm Bekanntschaft machte. Sein Wissen, seine Heiterkeit und frische Laune, wie sein oft derber, aber treffender Witz, der das Schlechte und Gemeine meisterhaft zu geiseln verstand, nahmen mich für ihn ungewöhnlich ein. Ich lud ihn im Sommer 1844 ein, mich zu besuchen und bei mir zu wohnen. Er nahm meine Einladung an und brachte in meinem Hause etwa 14 Tage zu. Natürlich boten meine Frau und ich Alles auf, ihm den Aufenthalt möglichst angenehm zu machen. Ich besuchte mit ihm Paulus, Schlosser, Kortüm, wo er freundlich aufgenommen wurde. Kortüm und ich veranstalteten ihm im Hörnchen, einem von der vornehmen Welt gerne und oft besuchten Vergnügungsorte über der Neckarbrücke, der jetzt das Landgut des Philosophen Kapp ist, in Verbindung mit mehreren Freunden ein Abendessen. Wir sprachen von der Herausgabe eines neuen politisch und religiös dem Fortschritte huldigenden Journals.

Als in dieser Zeit Gfrörer eines Tages bei Schlosser war, warnte mich Paulus. Er sagte: „Nehmen Sie sich in Acht! Trauen Sie ihm nicht zu viel! Gfrörer ist ein Spitzbube." Von nun an nahm ich mir vor, Gfrörer genau zu beobachten. Als er von Schlosser kam, sagte er: „Den hab' ich nun ganz im Sacke. Ich sagte ihm, daß sein Ruf europäisch sei, daß er selbst jenseits des atlantischen Oceans gefeiert werde. Ich hospitirte bei ihm und lobte und pries ihn bis zum Schellenkönig. Wenn man seiner Eitelkeit schmeichelt, kann man mit ihm machen, was man will." Gfrörer suchte nämlich Schlosser zu bestimmen, daß er seine große Weltgeschichte, ihm, als Herausgeber und Bearbeiter, und dem Buchhändler Frankh in Stuttgart überlasse, die aber nicht ihnen, sondern Kriegk in Frankfurt zur Bearbeitung übergeben wurde. Das Kriechen vor Schlosser und das Schimpfen über ihn hinter seinem Rücken gefielen mir nicht. Noch weniger gefiel mir, daß er, der Mann einer achtungswerthen Frau, ein mit Kindern reich gesegneter Familienvater, auf Spaziergängen, wenn man schönen jungen Damen begegnete, unziemliche Wünsche in unanständigen Ausdrücken laut werden ließ. Als er sah, daß ich zu seinen rohen Witzen schwieg, brachte er dergleichen nicht mehr vor; ich aber zählte die Tage bis zu seiner Abreise. Wir schliefen in einem Zimmer. Da sagte er einmal zu mir: „Wenn ihr mich zum Professor der Geschichte in Heidelberg macht, aber natürlich mit einer großen Besoldung; dann sollt Ihr von mir eine Weltgeschichte hören, so freisinnig, wie ihr noch keine gehört habt und eine solche will ich euch auch schreiben. Wenn ihr's aber nicht thut; dann bewerb ich mich in Freiburg darum und werde katholisch". Ich dachte, er rede nur im Scherze. Wie erstaunt war ich, als er Ernst machte, alle seine früheren Schriften abschwor, das römisch-katholische Glaubensbekenntniß öffentlich in der St. Martinspfarrei annahm und ordentlicher Professor der Geschichte an dortiger Universität mit einer bedeutenden Besoldung wurde. Die Ultramontanen jubelten über den Uebertritt eines solchen Gelehrten. Ich wußte am besten, wie es sich mit dem Uebertritt verhielt. Gfrörer war ein Freund einer guten Tafel und die Bischöfe und Domherren waren von jeher, wie wir aus der Faustsage wissen, in vollem Besitze aller Gaben des Bacchus und der Ceres. Als ich nach Freiburg kam, sagte mir Freund Hartmann, habe Gefrörer, den ich nicht besuchte, zu ihm geäußert: „Warum kommt denn der Kerl nicht zu mir? Glaubt er vielleicht, ich sei ein Anderer geworden?"

Am meisten zog mich Göthe's Faust, über dessen ersten und zweiten Theil ich in jedem Winter, später auch sogar im Sommer Vorlesungen hielt, an. Es war dieses in einem Zeitraume von fünfzig Jahren allmälig entstandene Gedicht ein wahres Spiegelbild von Göthe's großem Dichterleben in allen Phasen seiner langen Entwicklung. Mit welchem Entzücken bewunderte ich hier die Bestrebungen Göthe's in der Philosophie, seine religiösen Weltanschauungen, die Freuden und Verirrungen der Liebe in unnachahmlicher Wahrheit und Schönheit, die psychologische, poëtische Schilderung der Macht des Bösen über den Menschen, bis sie sich endlich in ihrer Ohnmacht und Nichtigkeit zeigt, bis der Sieg des Guten über das Böse durch die Liebe zur Vollendung kommt. Wie herrlich ist die Verwendung der christlichen Symbolik zu diesem Zwecke! Dann das Auftreten im öffentlichen Leben, die Wirksamkeit in dem schriftstellerischen und künstlerischen Helenaleben des Dichters, der kurze Traum der dichterischen Genüsse im Verschwinden des Euphorion und den sich in Wolken verwandelnden Gewändern der Helena, die ihn über der Gemeinheit irdischen Treibens eine Zeit lang emporhalten, das Wirken im Kriege, die höchste Stufe des Lebensglückes und Alters, der Tod und die Verklärung des Dichters! Ist aber nicht dieser Faust auch eine Darstellung des menschlichen Wesens selbst mit dem Triebe nach Erkenntniß und nach Genuß, mit seinem Glauben, Hoffen, Zweifeln und Verzweifeln, mit seinen höchsten Idealen, wie mit seinen niederen Begierden, in seinem Kampfe, seinem Falle, seiner Umkehr, Erhebung und Läuterung. Die zwei Seiten der Menschennatur, wie meisterhaft sind sie aufgefaßt in Faust und Mephistopheles, in Faust das ideale Streben nach Verwirklichung der höchsten Ziele der Menschheit, in Mephistopheles die uns zur Erde herabziehende, uns vor uns selbst erniedrigende Negation der realistischen, der Leiblichkeit angehörenden Seite der menschlichen Natur. Wie treffend erscheinen uns die Dialoge des Faust und Mephisto als Monologe in der Menschenseele, als Gespräche der idealisirenden Vernunft mit der die leiblichen Triebe aufstachelnden Sinnlichkeit und dem zersetzenen, auflösenden Verstande. Aber wir sind eben nicht reine absolute Vernunft, wir kleben an unsern Organen und können nicht über sie hinaus. Sehr oft hat darum der kalte Verstand (Mephisto) Recht, wenn er mit dem idealisirenden Faust redet. Mephisto ist in der ganzen Literatur aller Zeiten und Völker eine einzige Figur, ein wahres Unicum.

„Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Bruſt.
Die eine will ſich von der andern trennen;
Die eine hält, in derber Liebesluſt,
Sich an die Welt, mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltſam ſich vom Duſt
Zu den Gefilden hoher Ahnen.

Ich las alle die Fauſterklärer. Sie genügten mir nicht, die Vergötterungen nicht, die elenden Nörgeleien und Düfteleien der Kritik noch weniger. Der Kritiker genießt das Kunſtwerk nicht; er löſt es auf. Befriedigen ſie das überſchwellende Herz, welches das Kunſtwerk ganz und unzerſtückelt in ſich aufnimmt? Wie kam Göthe zu dieſem Stoffe? Die Frage führte mich zum Leſen der alten Diſſertation des Johann Georg Neumann, de Joanne Fausto praestigiatore, und dieſe zum Forſchen in der Fauſtſage. In hieſiger Univerſitätsbibliothek fand ich nur eine ſpätere Ausgabe der Pfizer'ſchen Redaction des Fauſt. Ich ſtöberte in der Münchner Hof- und Staatsbibliothek das Fauſtbuch von 1588 und das älteſte Wagnerbuch von 1593 auf. Beinahe gleichzeitig (1846) fand der Buchhändler Scheible, Herausgeber des „Kloſters" und des „mittelalterlichen Schatzgräbers", das älteſte Fauſtbuch von 1587 in der Ulmer Stadtbibliothek. Ich fand auch bei ihm andere ſpätere Fauſtſagen und Fauſtdichtungen, durchging die Hauptdichtungen unſerer deutſchen Literatur über den Fauſtſtoff und ſuchte den Inhalt des erſten und zweiten Theiles der Göthe'ſchen Dichtung in dieſem Zuſammenhange aufzufaſſen und zu erklären. So entſtand mein Buch: „Die deutſchen Volksbücher von Johann Fauſt, dem Schwarzkünſtler, und Chriſtoph Wagner, dem Famulus, nach Urſprung, Verbreitung, Inhalt, Bedeutung und Bearbeitung mit ſteter Beziehung auf Göthe's Fauſt." (Stuttgart, 1848, Verlag von Scheible). Ich theilte daſſelbe vor dem Abdrucke meinem Freunde Paulus mit. Er ſchrieb mir am 26. Mai 1847, daß ihn „dieſe Grundlage meiner viel beſuchten, vieljährigen Vorleſungen über Göthe's Fauſt ſehr erfreue". „Fauſt, Mephiſto und der Famulus Wagner, fährt er fort, werden mit ſo vielen, von daher ausgeprägten, volksthümlich gewordenen Kernſprüchen, Anſpielungen und Denkaufgaben nie vergeſſen werden. Sie aber machen es in Ihrem Werke noch leichter, nachzufragen und zu überblicken, welch' manchfaltige Anſichten und Darſtellungen das alte Zauberbuch bis daher in Denkern und Dichtern in- und außerhalb Deutſchlands erweckt hat. Leſſing war Göthe im Sinnen auf ein Fauſtdrama vorangegangen.

Während Viele aus Ihrem Werke das Unterhaltende am liebsten sich herausnehmen mögen, werden Andere, etwa, wie ich, auch von dem, was mehr Studium fordert, nichts gerne entbehren". Ich legte das Manuscript meiner deutschen Volksbücher: „Faust und Wagner" auch dem berühmten Literarhistoriker Gervinus, ehe es im Drucke erschien, zur Einsicht vor. Er schrieb an mich am 2. Juni 1847: „Ich schicke Ihnen hier das Manuscript mit Dank zurück. Ich habe es aufmerksam durchgesehen und kann Ihnen nur zusprechen, dasselbe so bald als möglich in Druck zu geben. Es wird Andern dieselbe Belehrung gewähren, wie mir. Ich habe diesem Gegenstand bei Ausarbeitung meiner Literaturgeschichte allen Fleiß gewidmet, sehe aber, wie Vieles mir unbekannt geblieben ist, was Ihr anhaltender und unermüdlicher Fleiß auf diesem Gebiete erreicht hat. Sie haben das ganze, unendlich zerstreute Material über diese Sage und ihre Bearbeitungen vollständig gesammelt, gesichtet, philosophisch und ästhetisch gewürdigt, wie das bisher in keinem andern Werke in dieser Vollständigkeit geschehen ist".

Das Werk erschien im sechsten Theile des Schatzgräbers, gleichzeitig aber auch im eilften Bande des Klosters. Es besteht aus drei Bändchen. Das erste Bändchen enthält Ursprung, Inhalt und Bedeutung des ältesten Faustbuches und das Leben des Johann Faust. Die einzelnen hier behandelten Punkte sind der Glaube an den Teufel und die Zauberei, das Teufelsbündniß, die Ansichten der Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts über diesen Gegenstand, der Einfluß dieser Ansichten auf die älteste Darstellung der Faustsage, die Zauberer vor Faust, welche in diese Zaubersage übergingen, die Elemente der Faustsage, Johann Faust, der Schwarzkünstler, Zeit und Ursprung des ältesten Volksbuches von Johann Faust, das älteste Faustbuch selbst. Das zweite Bändchen enthält die späteren Darstellungen der Faustsage in Deutschland (die verschiedenen Redactionen des Faustbuches), die Verbreitung der Sage außerhalb Deutschlands, die angeblichen Schriften Faust's, Christoph Wagner, den Famulus, Ursprung, Zeit und Charakter der Sage von Christoph Wagner, das älteste Wagnerbuch von 1593, die Verbreitung der Wagnersage und spätere Nachahmungen der Faust- und Wagnersage. Das dritte Bändchen umfaßt die dichterischen Darstellungen der deutschen Volkssage von Faust. Hier werden die Dichtungen von Lessing, Maler Müller, Klinger, Lenau, Klingemann, Krabbe u. A., ihrem Inhalte nach

dargestellt und beurtheilt, ihr Verhältniß zum Göthe'schen Faust entwickelt und dieser nach dem ganzen Inhalte des ersten und zweiten Theiles entwickelt und erklärt. Der Anhang enthält: 1. Die Vergleichung der beiden ältesten Ausgaben der Faustsage von 1587 und 1588 nach den Aufschriften der Hauptstücke; 2. Zusammenstellung der Hauptstückaufschriften des ältesten deutschen Faustbuches von 1587 und des ältesten französischen von Victor Palma Cayet (1598); 3. Gedicht Götze's, zur Erklärung seiner Faustdichtung gehörig. Aus diesem Buche wurde die Erklärung des ersten Theiles des Göthe'schen Faust in das Englische übersetzt. Sie erschien in Amerika unter dem Titel: Faust, an exposition of Göthe's: Faust from the German of Carl Alex, von Reichlin-Meldegg, prof. philos. of the university of Heidelberg by Richard H. Chittenden, Esqu. New-York, James Miller, 1864.

Das Jahr 1848 war keineswegs zur Verbreitung ästhetischer Werke geeignet. Das Buch mußte sich erst später Bahn brechen und fand dann Aufnahme und Anerkennung. So nennt Dr. Kühne, der Herausgeber der editio princeps des Faustbuches, in seiner wichtigen Schrift über die Faustsage (Zerbst, 1860) meine deutschen Volksbücher „ein treffliches Werk" und beruft sich mehrfach auf meine Ansichten. Viele Schriftsteller über Faust gebrauchten es als Hülfsmittel. Die Ultramontanen waren mit demselben ebenso wenig zufrieden, als man dieses früher mit meiner Theologie war. Ludwig Houssc, Prof. am Athenäum in Luxemburg, schreibt in seiner Faustsage, (Luxemburg, 1863) über Göthe's Faust, der Dichter „persiflire in ihm das Christenthum und betrachte es als einen überwundenen Standpunkt". Faust sei „die leibhafte Personification der pantheistischen Religionsphilosophie des Dichters", er sei Göthe selbst, der in allen Stadien des Lasters, die er am Gängelbande des Teufels durchgehe, noch immer der privilegirte Liebling des Himmels sei, vertheidigt und beweist in seiner Art die Wirklichkeit des Teufels, der Teufelsbündnisse, der Zauberei, der Hölle und des Teufelholens. Er tadelt darum, daß der Pantheist Faust (Göthe) nicht wirklich mit dem Teufel zur Hölle fährt. In der Helena ist ihm „der ganze verführerische Reiz der Renaissance personificirt." „Im Faust, heißt es S. 46 der Houssc'schen Schrift, sagt Rosenkranz, endigt das Mittelalter und beginnt zugleich mit ihm der Glaube an den Teufel. Damit übereinstimmend bemerkt Freiherr von Reichlin-Mel-

degg: Der Mensch schließt in seiner eigenen Natur, in seinem Streben und Handeln das Gute und Schlechte ein, das er außer sich in einer von begeisterter Phantasie verkörperten Form als ein von ihm und der Welt abgesondertes Wesen verehrt und liebt, oder haßt und fürchtet. Er hat in sich selbst Gott und Teufel, die er als geheimnißvolle Ursachen in die wohlthätigen und verderblichen Wirkungen der Natur überträgt." „So lautet, fährt Houssе (nicht der Ketzer Huß) fort, das allgemeine Glaubensbekenntniß des modernen, dem Christenthum entfremdeten Rationalismus, das auch in dem Göthe'schen Faust seinen Ausdruck gefunden." S. 61 sagt er: „Schon Voltaire hatte die Ansicht aufgebracht, die biblische Lehre von den Engeln sei von den Persern in's Judenthum und von dem Judenthum in's Christenthum hinübergegangen. Wir begegnen derselben Behauptung bei Creuzer, Jacob Grimm, Reichlin-Meldegg." Für diese Zusammenstellung bin ich dem Herrn Professor zum besten Danke verpflichtet, und gönne ihm gerne seine Gesellschaft mit den Dominikanern, Kapuzinern, Franziskanern, Karmelitern und Jesuiten. Doch ästhetische Vorträge, wie die über Faust, taugen wenig für eine politisch bewegte Zeit. Da sind Vorlesungen über Natur-, Staats- und Völkerrecht und Politik mehr am Platze. Da liest man auch ästhetische oder literarhistorische Forschungen nicht mit besonderem Interesse. Die Herausgabe meiner Volksbücher fiel aber gerade in das in der Geschichte Deutschlands so berühmt gewordene Jahr 1848.

Von jeher haben die politischen Bewegungen in Frankreich auf Deutschland, am meisten auf das angrenzende Baden, zurückgewirkt. Die französische Februarrevolution hatte dem Bürgerkönigthume Louis Philipp's ein Ende gemacht (24. Februar 1848). Man forderte in Deutschland Einheit und freie Gestaltung der Verfassung. Eine vorberathende Versammlung sollte in Frankfurt stattfinden. Am 30. März 1848 kam der hessische Minister von Gagern in die Stadt des alten Bundestages, Mittermaier, Hecker, Schlöffel aus Breslau, J. Ronge und Deputirte aus vielen andern Theilen Deutschlands folgten. Mit stürmischem Jubel wurden sie empfangen. Die Stadt war mit den dreifarbigen deutschen Fahnen, Kränzen, Blumen, Bäumen vor jedem Hause geschmückt. Die vorberathende Versammlung wurde am 31. März in der Paulskirche eröffnet, nachdem man vorher Mittermaier zum Präsidenten gewählt hatte. Man beschloß: Keine Republik, sondern deutsches Parlament. Eine Illumination

der Stadt drückte in großartigster Weise die allgemeine Freude aus. Man hatte eine Versammlung des ganzen deutschen Volkes zur Berathung und Beschlußfassung über die Rechte und die Verfassung des Volkes gewonnen. Am Tage schien die Sache ganz ungefährlich, die nächtliche Politik gab dagegen damals schon der ruhigen Beschauung viel zu bedenken und anzuzweifeln. Ich war zu den Festlichkeiten der Eröffnung der Nationalversammlung mit meinem Schwager, dem Hofgerichtspräsidenten und badischen Abgeordneten der zweiten Kammer, Franz Xaver Litschgi, nach Frankfurt gereist. Wir trieben uns damals des Nachts in den festlich erleuchteten Straßen herum. Unheimliche Gesichter tauchten auf. Viele waren mit Flinten bewaffnet. Rechts und links hörte man schießen und mein Schwager, ein ruhiger anständiger Jurist, fühlte sich unheimlich. Sein Sohn, der jetzige königlich preußische Divisionsauditor und Justizrath, Otto Litschgi, der damals unter meiner Leitung in Heidelberg die Lycealstudien durchmachte, hatte uns begleitet.

Wie ganz anders sah ich jetzt die Revolution an, als im Jahre 1830, wie anders betrachtete ich die sanguinischen Hoffnungen der Schönredner, wie anders hörte ich den Jubelrufen und Freudenschüssen zu: Ich hatte es ja erlebt, wie es im Jahre 1830 kam, und konnte es nun voraussehen, wie es im Jahre 1848 kommen würde und wie es auch kam. Als ich die so genannten politisch berühmten Namen bejubeln hörte, verhielt ich mich nicht mehr, wie 1830 in Freiburg, thätig, ich sah zu, wie man einem Schauspiele zusieht, das sich abspielt, dessen Ausgang man voraussieht, das in der Regel, wenn es durch demagogische Reden zum Abschlusse kommen soll, für die Freunde der vernünftigen und gesetzlichen Freiheit kaum ein erfreuliches Ende nimmt. So begann dann das berühmte deutsche Parlaments-Jahr, welches Kortüm das große allgemeine deutsche Narrenjahr nannte. Er hatte dabei den Anfang mit dem 1. April und den wenig rühmlichen Ausgang des Parlamentes im Auge. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die politische Geschichte Deutschlands darzustellen In Baden war nach der Verhaftung des Constanzer Deputirten Fickler der Hecker'sche Aufstand kläglich ausgegangen. Aber immer maßloser wurden die Forderungen der Linken; sie stützten sich auf die radicale Partei im Nationalparlamente. Mitglieder der linken Seite in dem deutschen Parlamente, Hagen, Robert Blum, Trütschler, Schlöffel, Nauwerk, Dietsch, Hentges, Hofbauer, Wesendonk, Wiesler und Schilling besuchten Heidel-

berg im Juli 1848. Der Besuch war auf Sonntag, den 30. Juli angesagt. Das Festcomité lud zu ihrem feierlichen Empfange ein. „Freisinnige Abgeordnete, hieß es in der Einladung, wollen einen Tag in unserer Mitte zubringen. Ihrer 25—30 haben uns ihren Besuch zugesagt, ihre gefeiertsten Namen an der Spitze. Sie werden zu euch reden, ihr werdet sie kennen lernen und hochachten. Das unterzeichnete Comité hat es unternommen, die Vorbereitungen zu ihrem festlichen Empfange zu treffen. Es rechnet dabei auf die Unterstützung der freisinnigen Bürgerschaft, die nicht versäumen wird, das Ihrige zum festlichen Aussehen unserer Stadt beizutragen." Der liberale Oberbürgermeister, Vater Winter, hatte in gesetzlicher Weise um die Erlaubniß der Benutzung des Schloßhofes bei Großh. Oberamte und bei Großh. Domänenverwaltung angesucht und die nöthige Erlaubniß von beiden Seiten erhalten. In dem festlich mit Fahnen, Blumen und Kränzen geschmückten Heidelberg hielten die radicalen Abgeordneten des Parlamentes ihren Einzug. Nachmittags 3 Uhr war die Volksversammlung im Schloßhofe. Alles strömte den Berg hinauf, was nur konnte. Festordner standen am nördlichen und südlichen Eingange des Schloßhofes. Auf der westlichen Seite desselben gegenüber dem Otto-Heinrichsbau war eine mit Laubwerk und Tannenzweigen schön geschmückte große Emporbühne angebracht. Die sämmtlichen Abgeordneten nahmen auf derselben Platz. In der Mitte der Vorderseite war die decorirte Kanzel für die Redner errichtet. Die berühmtesten Redner waren Robert Blum, Trützschler und Mittermaier; die ersten beiden der äußersten Linken, der letztere der gemäßigten Partei angehörig. Trotz der Julihitze hatten sich ungemein viele Damen eingefunden. Es waren im Schloßhofe, vor der Emporbühne, im mittleren Raume, Bänke für die Zuhörer und Zuhörerinnen angebracht. Alle übrigen Räume waren von Turnvereinen und andern Verbindungen, Kopf an Kopf von einem Schloßthore bis zum andern angefüllt. Auch das Innere des Otto-Heinrich-Baues, die Wohnungen des Schloßverwalters und Schloßwirths waren vollgepropft. Man hatte auch in dem über dem Ziehbrunnen liegenden Theile der Ruine, an welche die Schloßwirthschaft stößt, Bänke aufgestellt. Hierher nahm ich meinen Weg, weil es mir unten, wo manche bewaffnet waren und unheimliche Gesichter auftauchten, nicht angenehm schien. Von hier aus übersah man den ganzen Schloßhof, die ungeheure, dicht gedrängte, bunte Menge, die Damen in der Julihitze mit Sonnenschirmen. Ich

hatte Platz an der Seite einer bekannten, damals schon bejahrten Dichterin, Wilhelmine von Chezy, genommen. Vater Winter führte Robert Blum, einen untersetzten, heiter und lebensfroh aussehenden Mann mit röthlichen Haaren, zur Rednerbühne. Er sprach dabei die überall hin vernehmlichen Worte: „Das ist mein lieber Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe". Es erfolgte donnernder Beifall. Robert Blum war entschieden unter den Sprechern des Tages der beste Redner. Er hatte ein sonores, leicht verständliches, der Modulation fähiges Organ. Er freue sich, sagte er in seiner Einleitung, über die zahlreiche Theilnahme an den Verhandlungen über freiere Gestaltung und Einigung des deutschen Volkes, vor allem freue er sich der Theilnahme der Damen, welche die drückende Mittagshitze des Juli nicht scheuten, einer Volksversammlung beizuwohnen. Er sprach viel von den Rechten des Volkes, vom Mißbrauch der Fürstengewalt, von Scheinconstitutionen, von der Nothwendigkeit einer Aenderung unserer Zustände. Mathy, der den Demokraten Fickler persönlich kannte, und ihn im Eisenbahnwagen im Augenblicke, als er von Karlsruhe unerkannt abfahren wollte, festnehmen ließ, wurde von ihm ein Verräther genannt, und Fickler erhoben, die Republik stand im Hintergrunde der Rede. In gleicher Weise sprach auch Trütschler, dem das Organ zum Redner fehlte, blieb aber den meisten unverständlich. Beide Redner wurden mit stürmischem Beifall empfangen und entlassen. Auch andere Redner, wie Hagen, Kapp, Wesedonk, Mittermaier, sprachen. Der letztere hob besonders die gesetzliche, ordnungsmäßige Freiheit hervor und die Bedeutung einer wahrhaft constitutionellen Monarchie. Seine Rede fand wenig Beifall; ja man hörte bisweilen ein Zischen, welches Ordnungsrufe wieder beseitigten. Großes Aufsehen machte es im Publikum, als plötzlich, nach dem Schlusse einer radicalen Rede, der Sohn des Oberbürgermeisters, Anton Winter, ein Feind der demokratischen Partei, auf einem Steine im Schloßhofe stand und rief: „Mathy, der Fickler arretiren ließ, lebe hoch!" In einem Nu war er unter der dicht gedrängten Menge verschwunden; denn aller Augen sahen auf ihn, und, wenn ihn die Schaaren des Volksmannes und Turners Metternich gefaßt hätten, er wäre schwerlich unverletzt vom Schlosse heruntergekommen. Die verschiedenen Redner hatten die Beschlüsse motivirt, welche die ganze Versammlung annahm. Man drückte die Zustimmung durch Erheben der Hände und Beifallsrufe aus. Es wurden nämlich Petitionen

beschlossen, welche den Landständen in Karlsruhe und dem Parlamente in Frankfurt vorgelegt werden sollten. Von Karlsruhe wurden verlangt Aenderung der Verfassung und Auflösung der Kammern, von Frankfurt Sanctionirung der demokratischen Vereine und vollkommene Amnestie für alle politisch Angeklagten. Merkwürdig ist eine Aeußerung der Wilhelmine von Chezy gegen mich, nachdem Robert Blum und Trützschler gesprochen hatten: „Mir kommt die schöne, mit Tannenreis geschmückte Bühne wie ein Blutgerüste vor", sagte die alte Dichterin. Als ich sie nach der Ursache fragte, erwiederte sie: „Mir ist's, als wenn den beiden, Blum und Trützschler, in einem Jahre die Köpfe abgeschlagen würden." Die Dichterin war eine Seherin. Es verfloß keine lange Zeit von dem Jubel in Heidelberg bis zu dem Momente, wo Robert Blum auf der Brigittenau in Wien, Trützschler in Mannheim erschossen wurde. Der Struveputsch folgte (September 1848) und war bald unterdrückt. Ich war in jener Zeit in Freiburg bei meinem Schwager, dem Hofgerichtspräsidenten Litschgi. Wie unheimlich es in der Freiburger Hefe gährte, sieht man wohl aus der Bezeichnung der Häuser der als reich und aristokratisch geltenden Einwohner. Man hatte jedes zur Plünderung oder zum Anzünden bestimmte Haus mit einem rothen Kreuze bezeichnet. Wie erschracken wir, als eines Morgens eines unserer Dienstmädchen hereintrat und sagte, es habe an unserm Hause, Amtswohnung des Präsidenten, ein dickes rothes Kreuz gesehen. Unter dem Präsidium meines Schwagers fand später der Struveproceß statt. Der Heckerputsch hatte uns in Heidelberg Einquartierung gebracht, mehr aber brachte die badische Revolution der Mai- und Junitage des Jahres 1849. Die revolutionäre Partei gestaltete sich allmälig zu einem organischen Verbande und gewann an festem Boden. Der Petitionssturm vom October 1848 bis Februar 1849 erfolgte. Die Soldatenmeutereien, welche mit den demokratischen Vereinen zusammenhingen, nahmen den bedenklichsten Charakter (11. und 12. Mai 1849) an. Die Revolution in Baden brach in vollen Flammen aus (13. und 14. Mai). Die Landstände zogen auseinander, die Soldaten nach Hause. Mein Schwager, Präsident Litschgi, kam zu uns, um seinen in Heidelberg in meinem Hause weilenden Sohn zu besuchen. Wir gingen auf den Bahnhof und forschten nach Neuigkeiten. Da kamen Soldaten, die in ihre Heimath zogen, mit der Nachricht, das Militär habe revolutionirt, die Officiere hätten sie entlassen. Mein ängstlicher Schwager, der

zur conservativen Partei gehörte, reiste über Frankfurt nach dem Ueberrhein und ging nach Basel, wohin er seine Familie, meine Schwester und ihre Stiefkinder, mit Equipage kommen ließ, und blieb bis zur Bewältigung des Landes durch die Preußen in der Schweiz. Der Großherzog und seine Familie, Minister Bekk und viele ihrem Fürsten treue Personen hatten das Land verlassen. Die revolutionäre Regierung organisirte sich und der Advokat Brentano wurde nun der Regent Badens. Dieses war eine Art von Republik mit einem Präsidenten. Die revolutionäre Regierung verlangte einen Eid auf ihre Verfassung und ein Geloben der treuen Ergebenheit. Viele in Karlsruhe zurückgebliebene Beamte, selbst höheren Ranges, leisteten in der Angst den Eid. Es war damals nicht angenehm, in Heidelberg zu weilen. Häusser, Gervinus u. A. verließen die Stadt und das Land und lebten in der Nähe Badens an der Grenze. Vortheilhaft war für uns Zurückbleibende die Verwaltung des revolutionären Regierungscommissariates durch den Paukdoctor. Wir kamen ohne Zumuthung eines Eides durch. Ein mir von Freiburg persönlich bekannter Dr. Frick, der eben von Berlin kam, wo er Hegel'sche Philosophie studirt hatte, übernahm in Heidelberg die Herausgabe eines republikanischen Blattes. Er ging zur Zeit des abgehenden Eisenbahnzuges in den Wartsaal und notirte sich alle Abreisenden, als verdächtige, reactionäre Subjecte. Meine frühere Bekanntschaft brachte mir Vortheil. Als ich in der allgemeinen Verwirrung nach Langenbrücken mit Frau, Sack und Pack, zu meinem jüngern Schwager, damaligem Badearzt, reiste, ging er in dem Wartsaale auf mich zu und sagte beruhigend: „Herr Professor! Reisen Sie nur! Sie werden nicht aufgeschrieben". Bald kehrte ich zurück und hielt unter der revolutionären Regierung ungefährdet meine Vorlesungen. Alles sollte Militärdienste thun. Vangerow wollte man von der Kanzel herab zum Exercieren nöthigen, Zöpfl exercirte als Jäger auf dem Paradeplatze. Auch der Director der höhern Bürgerschule, Dr. Louis, wurde dazu genöthigt. In der Hitze des Junius, groß und korpulent, und solcher Dienste ungewohnt, wurde er bei einem militärischen Manöver vom Schlage gerührt. Ich zahlte meinen Beitrag, um mich loszukaufen. Man holte diesen noch einen Tag vor dem Einzuge der Preußen in Heidelberg. Wir bekamen Einquartierung die Masse. Im untern Stocke meiner damaligen Wohnung, auf dem Paradeplatze, im ehemals Ehehalt'schen, jetzt Pfeiffer'schen Hause, wohnte ein städtischer Beamter. Er und seine Frau waren

demokratisch gesinnt. Die Frau stand immer bei einem Einzuge der Freischaaren vor der Hausthüre, mit einem Glas Wasser für die dürstenden Freiheitskämpfer. Da aber den Kriegern bekanntlich das geistige Getränk besser mundet, wurde ich des Nachts herausgepocht, dem Durste abzuhelfen. Ein Arbeiter, der im Hinterhause wohnte, befahl seiner Tochter, den Anschlag des Oberbürgermeisters, der die Sicherheit des Eigenthums den Bürgern zur Pflicht machte, oder „das dumme Zeug," wie er es nannte, von der Straßenecke herunterzureißen. Dazu war der Platz mit Kanonen, Pulverwägen, bivouakirenden Soldaten, die selbst den Museumssaal und eine Kirche in Beschlag nahmen, überfüllt. Der Philosophenweg war uns gerade gegenüber, eben daher kamen die Preußen und wir hatten die schöne Aussicht, beschossen zu werden und mit den Pulverwägen eine Luftfahrt zu machen. Kein Wunder, daß uns der Aufenthalt auf dem Paradeplatz zuletzt zuwider wurde. Der menschenfreundliche Paulus nahm mich mit Frau und Kind bei sich auf. In der Friedrichsstraße waren wir ruhiger. Bald aber, aus Furcht für unser Eigenthum, kehrten wir wieder zurück. Das Kriegsquartier der badischen Armee war in Heidelberg. Der unglückselige Pole Mieroslawski war Generalissimus. Er hatte sein Lager im Prinzen Carl aufgeschlagen. Sein Geschäftsführer war einer meiner talentvollsten Gymnasiumsschüler in Freiburg, Achaz Stählin, der sich dadurch seine Carrière für immer verdorben hatte. Bei Waghäusel wurde Mieroslawski geschlagen. Wir bemerkten es an den einzeln zurückkehrenden Soldaten. Er erklärte, er habe gesiegt und befahl uns, zu Ehren seines Sieges unsere Häuser zu illuminiren. Wir gehorchten; denn wir wußten doch, daß unsere Illumination dem Siege der Preußen galt. Mieroslawski blieb im Prinzen Carl und trank Champagner. Der Wirth kann davon erzählen. Vom holländischen Hofe an war eine Pulvermine bis gegen die Mitte der Neckarbrücke gelegt. Sie war bei ihrem Ausgange auf der Brücke mit einem Geländer versehen und eine Freischaaren-Schutzwache stand dabei. Im Augenblicke des Einzuges der Preußen sollten die Brücke und die angrenzenden Häuser in die Luft gesprengt werden. Dem Einflusse des Oberbürgermeisters Winter hatte man es zu verdanken, daß dieses nicht geschah und die Freischärler am Tage vor dem Einzuge der Preußen ohne irgend eine Beunruhigung der Einwohner abzogen. Mieroslawski besichtigte noch pro forma die aufständische Festung Rastatt, und machte sich mit dem, was er hatte, möglichst schnell zum Lande

hinaus. Wir hatten junge halbwüchsige Burſche, die gezwungen den Zug mitgemacht hatten, als Einquartierung. Sie weinten und jammerten über ihr Unglück und flohen über den Kaiſerſtuhl durch die Berge in ihre Oberländerheimath zurück. Am 24. Juni Morgens 4 Uhr zogen die Preußen, die über den Heiligenberg gekommen waren, in Heidelberg ein. Es waren einige tauſend Mann aller Waffengattungen. Die rothen Huſaren hatten zuerſt das Terrain unterſucht. Am Morgen des 23. waren alle Freiſchärler abgezogen. Man hatte kurz vorher alle Militärwaffenröcke, die im Univerſitätsgebäude waren, für die beuteluſtige Menge aus dem dritten Stocke auf den Paradeplatz heruntergeworfen. Ich ging an dieſem Tage noch, während die revolutionäre Militärcommiſſion dieſe Spende von Röcken vornahm, in das Univerſitätsgebäude, und hielt meine Vorleſung. Auf dem Paradeplatze verſammelten ſich jetzt gewöhnlich die preußiſchen Truppen. Da hörte ich einen Officier zu den gemeinen Soldaten ſagen: „Ihr müßt hier ſo auftreten, als wenn ihr alle Taſchen voll Thaler hättet, wenn ihr auch keinen Deut darin habt". Mit der Uebergabe von Raſtatt (23. Juli 1849) hatte der badiſche Aufſtand ein Ende. Des biedern, freiſinnigen und loyalen Geheimenraths Tiedemann Verwendung für ſeinen Sohn, den Feſtungsgouverneur von Raſtatt, blieb erfolglos. Er wurde mit den andern Häuptern nach dem Beſchluſſe des Kriegsgerichtes in der Feſtung erſchoſſen. Er kam in der unſeligen Zeit aus Griechenland als Officier, wo die revolutionäre Regierung in Baden herrſchte, und bot ihr ſeine Dienſte an. Mieroslawski gab ihm die Uriasſtelle eines Gouverneurs. Auch Biedenfeld hatte für die Revolution urſprünglich keine Sympathie. Er war badiſcher penſionirter Oberſtlieutenant, hatte den ruſſiſchen Feldzug mitgemacht, ſeine Bruſt war mit Orden dekorirt. Er lebte in Bühl, wo mein Bruder damals erſter Beamter war. Die Soldaten ſeines Regiments holten ihn nach Raſtatt und ihn leitete bei der Uebernahme des Commando's in der aufrühreriſchen Feſtung die Hoffnung, die ihm Untergebenen zur Zucht und Ordnung zu bringen. Mein Bruder ſandte damals einen Boten nach Raſtatt mit einem jenen empfehlenden Schreiben. Den Ueberbringer wies man auf die Uniform Biedenfeld's mit den Worten: „Das iſt das Einzige, was von ihm übrig iſt." Er war eben erſchoſſen worden. Kortüm notirte in ſeinem Taſchenbuche 27 durch das Kriegsgericht zum Tode Verurtheilte und Erſchoſſene. Die Hauptleiter des Aufruhrs retteten ſich ſämmtlich durch die Flucht.

Die revolutionäre Zeit der Jahre 1848 und 1849 war zu wissenschaftlichen Arbeiten wenig gemacht. Nun konnte man mit erneuerter Kraft wieder an die Arbeit gehen. Mit großem Interesse folgte ich seit 1832 der wissenschaftlichen Wirksamkeit meines Paulus. Vom 71. Jahre (1832) an, wo ich ihn zum Erstenmale sah, bis zum 85. Jahre (1846) war er unermüdet als Schriftsteller thätig. Er schrieb in diesem Zeitraume eine „Vorrede zu Karl Meier's Geschichte der Transsubstantiationslehre, die Uebersetzung und Erläuterung des Hebräerbriefes, die neue vermehrte Ausgabe der aufklärenden Beiträge zur Kirchen- und Religionsgeschichte, das Buch über Hengstenberg's Pentateuch, den Conversationssaal und die Geisterrevue, über theologische Lehrfreiheit, über die Entdeckungen unserer neuesten Philosophen, ein Panorama in fünfthalb Acten, eine höchst interessante, gegen die nachkantischen Philosophen Schelling, Hegel und ihre Epigonen gerichtete Schrift, den wieder laut gewordenen Principienkampf zwischen römischer Hierarchie und deutscher Staatsrechtlichkeit, die zweite Beleuchtung des Principienkampfes, motivirtes Gutachten über die Altenburger kirchlichen Streitigkeiten, über die unirte Kirche in der Pfalz, das exegetische Handbuch der drei ersten Evangelien, den neuen Sophronizon seit 1841, die endlich offenbar gewordene Offenbarungsphilosophie Schelling's, Appellation an das wahrheitsliebende Publikum in dieser Sache, die Rechtfertigung der Deutschkatholischen gegen die Klagen Römisch-gläubiger". Ueber alle hier behandelten Stoffe, welche sämmtlich der politischen und kirchlichen Strömung der Zeit folgten und auf sie einen mächtigen Einfluß übten, besprachen wir uns auf den regelmäßigen Spaziergängen oder in seinem Zimmer. Die meisten derselben gaben mir Veranlassung zu öffentlicher Besprechung in der Darmstädter allgemeinen Kirchenzeitung. Das Jubeljahr unseres Paulus (1839) war unter Anerkennung fast aller theologischen Facultäten Deutschlands, mit Ausnahme der durch Hengstenberg geleiteten Berliner Facultät und der Bonner, verflossen. Da versammelte sich eine Anzahl von Einwohnern aus allen Ständen im Februar 1845, um dem ehrwürdigen Greisen eine dauernde Anerkennung seiner Verdienste um die Stadt, das Land und die Wissenschaft zu überreichen. Man beschloß die Prägung einer Denkmünze. Ein Comité zur Ausführung wurde gewählt. Es bestand aus den Professoren Dittenberger, Lewald, Tiedemann und mir, und von anderen Ständen aus Banquier Fries, dem Vater, Rechtsanwalt Küchler und dem Director der höheren Bürgerschule, Dr. Louis.

Man wählte mich zum Vorstande des Comités. Ein zu allgemeiner Theilnahme aufforderndes Schreiben erging am 1. März 1845. Dreihundert unterzeichneten in kurzer Zeit. Die Münze wurde von dem königlich baierischen Hofmedailleur zu Augsburg, Neuß, ausgeführt und im Jahre 1846 vollendet. Die Vorderseite enthält das sehr ähnliche Brustbild des Gefeierten mit der Umschrift: „Heinrich Eberhard Gottlob Paulus, geboren den 1. September 1761". Die Rückseite zeigt einen Immortellenkranz mit der Jahreszahl 1846 und der Umschrift: „Von seinen Verehrern und Freunden". Das Comité überreichte dem Jubelgreisen ein goldenes Exemplar der Denkmünze. Bis October 1846 waren die silbernen und bronzenen fertig. Der Vorstand des Comités übermachte am 23. October dem Jubilar ein silbernes und bronzenes Exemplar mit dem auf weißem Atlas gedruckten und geschmackvoll eingerahmten Verzeichnisse sämmtlicher Freunde und Verehrer des Jubelgreises im In- und Auslande, welche auf die Denkmünze unterzeichnet hatten. Viele interessante Aufzeichnungen schrieb Paulus noch mit zitternder Hand nieder bis in's neunzigste Lebensjahr (1851). Wie Unrecht hatte jener Professor, der da von ihm sagte: „Paulus vegetirt noch". Zehn Tage vor seinem Tode kam ein anonymer Brief, der ihn aufforderte, zur Erlangung seiner verscherzten jenseitigen Seligkeit katholisch zu werden. Hatte doch auch eine bigotte katholische Frau, freilich in anderer Weise, mir ein Brieflein zugestellt. Bald nach meiner Ankunft in Heidelberg hatte eine fromme Seele aus Mannheim also an mich geschrieben: „Noch, ehe der Geburtstag des von dir, Schurke, Judenbube (??!) genannten Christus herannaht, trifft dich ein für dein schwarzes Herz geschliffener Dolch. Geschrieben von einem Weibe, das sich nennt Cave, d. h. „Sieh dich vor"! Das im Vergleiche zu meinem Briefe mit Glaçehandschuhen niedergekritzelte Schreiben las ich dem Greise vor. Er machte es, wie der Kammerdiener des Fürsten, welcher in Schiller's Kabale und Liebe die ihm überreichten Kleinodien zurückgibt. Er sagte: „Legt das zu dem Uebrigen". Seine Vorleserin, Katharina Rösler, kannte das Uebrige und legte es dahin. Paulus hatte nur noch 21 Tage bis zur Vollendung seines neunzigsten Lebensjahres. Da ereilte ihn der Tod im Jahre 1851, Sonntag, den 10. August, Nachmittags halb 4 Uhr. Zu Executoren und Universalerben waren im Testament der Verfasser dieser Schrift und Rechtsanwalt Küchler ernannt. Am Dienstag, den 12. August, Nachmittags, war die Beerdigung. Es war seit

Thibaut's Tode in Heidelberg der zahlreichste und feierlichste Leichenzug. Voran gingen die Oberpedellen mit den weiß umflorten Trauerstäben und der Kirchendiener. Dann folgten Instrumentalmusik, der mit vielen Blumenkränzen geschmückte Leichenwagen, gezogen von vier schwarz behängten Pferden und auf beiden Seiten begleitet von Seminaristen und Theologen, die evangelisch-protestantischen Geistlichen der Stadt und Umgegend, selbst aus der fernen Residenz, die beiden Testamentsexecutoren im Namen der abwesenden Verwandten, der Prorector, die sämmtlichen Mitglieder der Universität, die Beamten, die Directoren und Professoren des Lyceums und der höheren Bürgerschule, die übrigen Seminaristen und Studirenden aller Facultäten, viele Bürger und Einwohner der Stadt in unübersehbarer Reihe. Dem Verstorbenen folgt das Andenken aller derer, denen die Wahrheit höher steht, als der schimmernde Schein der Lüge, das Licht höher, als die Finsterniß, Freiheit und Recht höher, als Gewalt. Der unter seinem Bilde stehende Wahlspruch: **La raison finira par avoir raison** wird der Wahlspruch aller seiner Verehrer und Freunde bleiben; denn, wer nur an den Fortschritt glaubt und auf ihn hofft, kann für ihn kämpfen, wie er kämpfte in seinem langen, thatenreichen Leben.

In der Zeit der Krankheit und des Todes unseres Paulus predigten die Jesuiten als Missionäre für ihre heilige Sache. Selbst in höheren Kreisen war man entzückt über die herrlichen Belege für die Wahrheit des römischen Katholicismus, wie sie der Jesuitenpater und frühere Professor Roh vortrug. Ich war neugierig, da ich auch durch Collegen von ihm gehört hatte, und besuchte in einem der ersten Augusttage (1851) eine seiner Nachmittagspredigten. Ueber den Stufen, welche vom Schiffe der Kirche zum Chor führten, war ein besonderer Sessel angebracht. Auf diesem, von dem übrigen Publikum abgesonderten, der Kanzel zugewendeten Sitze saß der Bischof, Freiherr v. Ketteler von Mainz. Die zahlreiche Menge nahm die Kirchenstühle ein. Pater Roh, die Haare schön coiffirt, wie er dieses zu thun pflegte, bestieg die Kanzel und sprach: „Cruciabuntur per ignem aeternum. Apokalypse XX". Ich war sehr begierig, was er aus diesem Texte machen würde. Er gab uns in einem fast anderthalbstündigen Vortrage, dem Texte gemäß, eine Beschreibung der ewigen Höllenstrafen, für ein gläubiges Weiblein ein entsetzliches Thema. Er fragte, ob dieses Brennen des hölliſchen Feuers vielleicht, wie einige wollten, nur bildlich zu verstehen sei, da ja die Seele nicht materiell sei, also auch

nicht gebrannt werden könne. Er widerlegte dieſe Meinung und meinte, es gebe auch ein wirkliches unſichtbares Feuer, durch welches darum auch die unſichtbare Seele wirklich brennen könne. Er ſprach von der Phyſik, von den Naturwiſſenſchaften, welche uns zeigten, daß im Innern der Erde eine Wärme ſei, die, je weiter man hinunter komme, deſto mehr zunehme, die Wärme ſei unſichtbar, man könne ſie nicht greifen und doch könne ſie ſo ſteigen, daß ſie zur unſichtbaren, unerträglichen, furchtbaren Hitze werde, da könne man ſich wohl denken, daß von einem ſolchen unſichtbaren Feuer die unſichtbare Seele ewig in der Hölle gequält werde. Er ſage dieſes, wiederholte er mehreremal, nur als Hypotheſe. Was wußten die armen Frauen von der Hypotheſe? Sie hielten ſich an das veritable Feuer, von welchem Pater Roh ſagte, daß es viel ärger brenne, als das ſichtbare Flammenfeuer. Ich hatte an dieſer Dogmatik genug und erzählte es Paulus. Er ſagte: „Das iſt ſehr geſcheidt. Die Leute, zu denen die Jeſuiten predigen, wiſſen großentheils nicht, was eine Hypotheſe iſt, aber, daß man nach dem Tode im Mittelpunkt der Erde gebraten wird, iſt allgemein verſtändlich".

Im November 1852 hatte ich den erſten, am 20. September 1853 den zweiten Band meines Werkes: „Heinrich Eberhard Gottlob Paulus und ſeine Zeit" vollendet. Es erſchien im Stuttgarter Verlagsmagazin, 1853. Ich benutzte meines verſtorbenen Freundes literariſchen Nachlaß, wichtige ungedruckte Originalbriefe der bedeutendſten Männer der Zeit, Göthe's, Schiller's, Jean Paul's, der beiden Schlegel, des Johann Heinrich Voß, Johann Kaſpar Lavater, Johann Gottlieb Fichte, Hegel, Reinhold, Griesbach, Schnurrer u. ſ. w., viele ungedruckte, von Paulus geſammelte Materialien, deſſen mündliche Mittheilungen und die von ihm in ſeinem Jubeljahre verfaßten Lebens- und Bildungsſkizzen. Der erſte Band enthält Paulus' Leben von der Geburt (1. September 1761) bis zur Anſtellung in Heidelberg (13. December 1810), der zweite Band umfaßt den Zeitraum von ſeiner Vocation nach Heidelberg bis zum Tode (10. Auguſt, 1851). Die Westminster Review, die Augsburger allgemeine Zeitung und die erſten deutſchen Blätter ſprachen ſich in rühmender Weiſe über das Werk aus. In vielen theologiſchen und philoſophiſchen Werken wurden einzelne Aufſchlüſſe deſſelben benutzt. Selbſt Gegner geſtanden das Wichtige und Intereſſante des mitgetheilten ungedruckten Materials zu. Ich konnte dieſe Materialien nicht alle in einen Anhang bringen. Ich wollte Nichts von den Mittheilungen der klaſſiſchen Zeit verloren gehen laſſen und mußte es an

Ort und Stelle einschieben. Wen nur das Leben interessirt, der kann diesen eingeschaltenen Briefwechsel leicht überschlagen. Jeder Band enthält zum Nachschlagen ein von mir abgefaßtes alphabetisches Register. Zugleich ist dem zweiten Bande ein chronologisches Verzeichniß der von Paulus verfaßten Werke beigegeben. Es sind im Ganzen 95 selbstständige einzelne Werke, oft mit einer größeren Anzahl von Bänden, wobei natürlich die tausende seiner Recensionen und Abhandlungen in den verschiedenen Zeitschriften nicht gerechnet sind.

Gleichzeitig mit mir war im Jahre 1840 Professor Kapp als Ordinarius der Philosophie ernannt worden. Da er keine Besoldung erhielt, las er seit dem Winter 1840 jedes Semester ein einziges zweistündiges Collegium, in den ersten zwei Semestern über Logik und Metaphysik und colloquia philosophica, im dritten Semester über Weltgeschichte und Politik und von da bis zum Sommer 1844 kündigte er nur noch colloquia philosophica an. Ich hatte factisch in den letzten Jahren, in welchem sich Hofrath Kapp ganz zurückzog, die Philosophie allein zu vertreten, das Gleiche war nun, nachdem er sich ganz von der Universität losgesagt hatte und in dem Lectionskataloge nicht mehr erschien, auch im Winter 1844/45 der Fall. Erst im Sommer 1851 trat Eduard Röth, seither Privatdocent und dann Extraordinarius, als zweiter ordentlicher Professor in die philosophische Facultät ein. Er war in der speculativen Philosophie ein Anhänger Bolzano's und trat in diesem Gebiete nie als Schriftsteller auf. Dagegen hatte sein bekanntes Werk: Geschichte der Philosophie im Abendlande, in zwei Bänden und in zwei Auflagen erschienen, einen besonderen Werth, freilich nur vorzüglich für jene, welche der jetzt allgemein verworfenen Creuzer'schen Ableitung der griechischen Philosophie aus dem Oriente huldigen. Er war ein Anhänger Creuzer's, hatte Theologie studirt und warf sich mit riesigem Fleiße auf das Studium der orientalischen Sprachen, besonders des Sanscrit und des Aegyptischen. Von diesen Studien wurde er zu dem Gedanken veranlaßt, die griechische Philosophie aus der orientalischen abzuleiten. Es war ein unhaltbares Princip, von dem er ausging, die ihrem innersten Wesen nach originelle Griechenphilosophie aus Aegypten und Persien ableiten zu wollen. Frühe schon, im Jahre 1857, unterlag der gering besoldete, verdiente Philosoph Röth einer schmerzvollen Krankheit. Bis kurz vor seinem Tode hatte der tüchtige, fleißige Mann am zweiten Bande seines historischen Werkes gearbeitet. Auch jetzt vertrat ich wieder die philo-

sophischen Lehrfächer allein bis zu der 1860 erfolgten Berufung Zeller's, des berühmten Verfassers der Philosophie der Griechen. Bis zu diesem Jahre waren außer den letzt Genannten viele bedeutende Kräfte für die philosophische Facultät gewonnen worden. Außer den bereits erwähnten wurden ordentliche Mitglieder derselben der jetzt in München wirkende Philologe Spengel, der gegenwärtig gleichfalls in München lehrende Physiker Jolly, der kürzlich in Freiburg verstorbene Philologe Zell, die Historiker Häusser und Wattenbach, der von Karlsruhe berufene Sanscritlehrende Holtzmann, der Chemiker Bunsen, der Physiker Kirchhoff, der Philologe und Archäologe Stark, der nunmehr in München wirkende Mathematiker Hesse, der Mineraloge Blum. Gervinus war professor honorarius. Die ausgezeichnetsten Schüler Schlossers vertraten das geschichtliche Fach; doch war es Häusser, der eben allein ungewöhnlich zahlreich besuchte Collegien, wie die deutsche Geschichte, die Geschichte der französischen Revolution, die römische und die europäische Staatengeschichte las. Der berühmte Verfasser der deutschen Geschichte seit Friedrich dem Großen, der Pfälzischen Geschichte, der französischen Revolution und anderer Werke war auch als Landstand durch seine ungewöhnliche Beredsamkeit und seinen praktischen Verstand bedeutend. Immer hatte er das Ziel des Fortschrittes im Auge. Auf die politische und religiöse Entwickelung des Landes, auf die Organisation der Universität und der Facultät war er von großem Einflusse. Er wollte nie das Uebertriebene, sondern immer das Ausführbare und Maaßvolle. Durch die Berufung der berühmten Naturforscher Bunsen und Kirchhoff kam ein ganz neues Leben in den naturwissenschaftlichen Theil der Facultät. Es war eine Freude, einer Universität anzugehören, die sich immer mehr in allen ihren Theilen lebenskräftig erwies. Viele der Collegen, welche die Hochschule bei meiner Ankunft in Heidelberg zierten, waren entweder heimgegangen oder an andere Universitäten gerufen. In der theologischen Facultät waren außer Umbreit und Rothe die aus der Schweiz gerufenen Schenkel und Hundeshagen ordentliche Mitglieder, Stadtpfarrer Plitt wirkte als Extraordinarius, Privatdocenten waren die Licentiaten Holtzmann und Riehm. Auch hielt praktische Vorlesungen der jetzige Prälat und damalige Stadtpfarrer Dr. Holtzmann. Ullmann war nach Karlsruhe als Prälat abgegangen. Zu Mittermaier, Roßhirt und v. Vangerow waren v. Mohl, Zöpfl und Renaud als neue Mitglieder hinzugekommen. Außer Röder, Sachße und Brackenhöft war der jetzige Staatsminister

und Präsident des Staatsministeriums in Karlsruhe, Dr. Jolly, Extraordinarius. Als Privatdocenten lehrten außer Pagenstecher, Gerstlacher, Vering und Wippermann, der gegenwärtig als Ordinarius in Erlangen angestellte Dr. Marquardsen und der jetzt beim Oberhandelsgericht wirkende Dr. Goldschmidt. Ordinarien waren in der medicinischen Facultät der Anatom Arnold, der Geburtshelfer Lange, der jetzt in Berlin wirkende Physiker und Physiologe Helmholtz, der Chemiker Delffs und der Pathologe Friedreich, Extraordinarien Posselt, Nuhn, Chelius und v. Dusch, Privatdocenten Puchelt, Oppenheimer, Pagenstecher und Wundt. Und wie viele Kräfte gingen in dem Zeitraume von 1860 bis zur Gegenwart verloren, wie viele neue wurden der Hochschule gewonnen! An Umbreit's, Rothe's und Hundeshagen's Stelle traten als Ordinarien in die theologische Facultät Hitzig, Gaß, Holtzmann und Hausrath, in die Juristenfacultät traten neu ein der Rechtslehrer Buntschli, der Kriminalist Herrmann, und, als dieser nach Berlin, als Präsident des evangelischen Oberkirchenraths, gerufen wurde, Geheimerath Heinze, die Romanisten Windscheid und Karlowa, in der medicinischen waren neue Mitglieder der Chirurg Simon, der Physiologe Kühne, der Ophthalmologe Becker, die Pathologen v. Dusch und Arnold, der Anatom Gegenbaur, in der philosophischen die Philologen Köchly und Ribbeck, der Chemiker Kopp, die Sprachforscher Bartsch, Weil und Windisch, an Zeller's Stelle der Philosoph Kuno Fischer, an Häusser's und Wattenbach's Stelle v. Treitschke, Winkelmann und Gelzer, ferner der Mathematiker Königsberger, der Cameralist Knies, die Landwirthschaftslehrer Fühling und Stengel, der Zoologe Pagenstecher, der Botaniker Pfitzer, der Pädagoge Stoy. Regierung und Universität wetteiferten, ohne den Kostenaufwand zu scheuen, das Würdigste und Beste für die Hochschule zu gewinnen. Ich bekleidete dreimal das Dekanat, dreimal die Stelle eines Mitgliedes des engeren Senates und viele Jahre hindurch die eines Mitgliedes der Universitätsbibliothekscommission. Zugleich wurde ich acht Jahre hindurch von der Museumsgesellschaft in ihre Bibliothekscommission gewählt.

Ein Mann, dem nach und nach dasjenige abstirbt, was ihm im Leben theuer und werth war, gleicht einem Baume, dessen Wurzeln zwar noch fest am Boden klammern und aus diesem ihre Nahrung holen, von dem aber nach und nach ein Zweig um den andern, ein Blatt um das andere abfällt, bis er verdorrt und entwurzelt zurücksinkt in die Erde, aus welcher er entstanden ist. So verhielt es sich in der

That mit mir. Ich verlor meinen Schwager, den Hofgerichtspräsidenten Litschgi, im November 1856. Ihm folgte einige Wochen nachher im December desselben Jahres meine liebe Schwester. Paulus war mir schon 1851 entrissen. Ich hatte für die literarische Wirksamkeit meinen Freund Bähr, den Redacteur der Heidelberger Jahrbücher, deren regelmäßiger Mitarbeiter ich war. Besonders befreundet aber waren mir Kortüm und Hautz. Mit ihnen machte ich regelmäßig größere und kleinere Ausflüge nach Ziegelhausen, Schlierbach, Neckargemünd, Rohrbach, Leimen, Neuenheim, Handschuchsheim, Dossenheim, Schriesheim, auf den Heiligenberg, das Schloß, die Molkenkur und an alle die reizenden Punkte des schönen Heidelbergs. Daneben wurden in den Herbstferien Ausflüge jedes Jahr in's Oberland gemacht. Bei einem solchen begegnete ich vor dem Schwabenthore dem Geheimenrath und Domcapitular Hug. Neben mir ging meine Frau und hinter ihr ein Mädchen, das meinen ersten Sohn Karl trug. Ich erkannte Hug schon von Ferne. Er hatte seinen braunen Frack an und trug den Hut schief auf dem Kopfe, sein Gesicht war geröthet und er suchte seinen Körper möglichst im Gleichgewichte zu erhalten. Kaum war er mich ansichtig geworden, rief er: „Ah! Die ganze heilige Familie, Joseph, Jesus und Maria!" Mich verblüffte diese Art der Begrüßung und ich erzählte sie einem Freunde. Dieser sagte: „Warum hast du nicht gesagt: Es fehlt nur noch der Esel an der Krippe dazu und der steht ja auch vor uns?" In der Ferienzeit reiste ich nach Freiburg, Lörrach, Müllheim, Bühl, Breisach, Philippsburg, Konstanz. Einmal machte ich eine größere Reise mit dem ersten Manne meiner Schwester, dem Baron v. Pfürdt, den Rhein hinunter nach Holland. Wir besahen Amsterdam, Haarlem, Leiden, Haag, Scheveningen; ein zweitesmal ging es mit meinem Sohne nach Belgien, wo wir uns in Lüttich, Gent, Ostende, Antwerpen, Löwen und Brüssel aufhielten, die Kunstschätze besahen, und die Theater besuchten; dann folgte eine Reise zu meinem Schwager, dem ältesten Bruder meiner Frau, Geheimenrath und Oberappellationsgerichtsdirector v. Molitor. Unvergeßlich bleibt mir der Aufenthalt in dieser an Kunstgenüssen so überaus reichen Stadt.

Ich war ordentlicher Mitarbeiter der Heidelberger Jahrbücher und der Zeitschrift für Philosophie von J. H. Fichte, Ulrici und Wirth. Daneben hatte ich viele Vorlesungen zu halten. Zu meinen regelmäßigen Vorträgen über Faust kamen auch solche über Shakespeare's Macbeth, Lear und Hamlet. Bei dem letzteren blieb ich zuletzt stehen und kündigte regel-

mäßig in jedem Sommer Vorlesungen über Hamlet an. Diese brachten mich in eine nähere Beziehung zu Ulrici, dem Vorsitzenden der deutschen Shakespeare-Gesellschaft, deren Mitglied ich wurde.

Mit Kortüm blieb die freundschaftliche Verbindung immer dieselbe. Das Barocke und Derbe des Mecklenburgers hinderte mich nicht, den edeln, reinen Kern seines Wesens festzuhalten. Er klagte besonders darüber, daß seine Vorlesungen keine rechte Theilnahme fanden. Wer ihn hörte, konnte gewiß sein, daß er Gelegenheit hatte, sich einen Reichthum von Wissen anzueignen. Kortüm zeichnete sich noch als siebenzigjähriger Greis durch eine ungewöhnliche Kraft des Geistes und Körpers aus. Er hatte 1854 seine Geschichte Griechenlands herausgegeben und fühlte sich immer noch in gleicher Lebenskraft. Wir lasen zu gleicher Zeit von 7—8 Uhr Morgens im Sommer 1858. Da begegnete er mir nach der Vorlesung im Gange des Universitätsgebäudes verstört und leichenblaß. Er sagte zu mir: „Mir ist, ich fühle es, während der Vorlesung, in der ich mich stark anstrengte, etwas innerlich gesprungen". Ich rieth ihm, schnell nach Hause zu gehen und einen Arzt holen zu lassen. Er that es. Ich habe ihn nicht mehr gesehen. Ein Geschwür im Herzen hatte sich gebildet und war gesprungen. Schon am 4. Juni Morgens 3½ Uhr war Kortüm, der lebenskräftige Mann, eine Leiche. Er war ohne Vermögen. Frau und Kinder nahmen ihre Zuflucht zu mir. Ich wurde Beistand der Frau und nach ihrem bald erfolgten Tode Vormund der Kinder. Das eine Kind, Jurist, ist meiner Vormundschaft längst entwachsen. Noch bin ich der Vormund des jüngeren, der Tochter. Ich schrieb unter Beigabe seines Bildes einen Nekrolog Kortüm's in die Leipziger illustrirte Zeitung. Die Abhandlung erschien als besondere Schrift mit dem Bilde Kortüm's und dem Titel: „Friedrich Kortüm, nach seinem Leben und Wirken in Umrissen dargestellt" (Leipzig, bei J. J. Weber, 1858). Ich sicherte nach dem Tode in Verbindung mit dem Notar gegenüber den Gläubigern die Forderungen der Frau und Kinder an den Nachlaß, und entwarf einen Katalog der interessanten Büchersammlung des Verstorbenen. Die Ernst Mohr'sche Buchhandlung übernahm den Verschleuß der Exemplare des gedruckten Kataloges. Die Versteigerung ergab einen Erlös von 1800 fl. Ich durchging die hinterlassenen Manuscripte und fand einen ersten Band und einige Anfänge zum zweiten Bande zu einer Geschichte Europas im Uebergange aus dem Mittelalter in die Neuzeit. Leider fehlte das Meiste zum zweiten Bande. Da sich dieses auf religiöse

Zustände bezog, so übernahm ich die Abfassung von mehr als zwei Drittheilen des zweiten Bandes. Ohne diese Vollendung konnte das Buch nicht herausgegeben werden. So erschien „die Geschichte Europas im Uebergange vom Mittelalter bis zur Neuzeit von Friedrich Kortüm und v. Reichlin-Meldegg" (Leipzig, T. O. Weigel, 1861) in zwei Bänden. Zudem habe ich das Werk mit einer Vorrede und Anmerkungen versehen. Das ganze Werk ist in Bücher eingetheilt. Das erste Buch umfaßt den politischen, das zweite den commerciellen und industriellen, das dritte den wissenschaftlichen, das vierte den religiös-kirchlichen Uebergang, der von Kortüm nur auf einigen Seiten angefangen und von mir zum Abschlusse gebracht wurde. Kortüm hatte im Sinne, seine kleineren historischen gedruckten Schriften zu sammeln und mit einigen ungedruckten herauszugeben. Auch daran hinderte ihn der Tod. Ich übernahm die Herausgabe. So erschien das Werk: „Geschichtliche Forschungen im Gebiete des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit" (Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter'sche Buchhandlung, 1863). In einer Vorrede gab ich Aufschluß über die Zeitschriften, in welchen sich die schon gedruckten Abhandlungen befinden, und bezeichnete die von Kortüm verfaßten ungedruckten kleineren Schriften. Zu diesen gehörten 1) Pindar's politische und philosophische Lebensanschauung; 2) Gedanken über die pädagogisch-philologische Erklärung des Thukydides; 3) zur Charakteristik dieses Geschichtschreibers; 4) zur Geschichte der antiken Kunst oder Rückblicke auf plastische Werke des ehemaligen Museums Napoleon in Paris; 5) über das gleichartige und abweichende Element der spanisch-römischen Dichterschule in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts nach Christus; 6) Johanna Gray, die neuntägige Königin von England. Die Forschungen wurden geordnet unter Alterthum, Mittelalter und Neuzeit. Im Alterthume bezogen sich auf Griechenland der Demagoge Kleon, Wesen und Schicksal der dorisch-lakonischen Ackergesetzgebung, Plutarch's politische und philosophische Lebensanschauung und die ungedruckten Abhandlungen über Pindar, Thukydides und das Museum Napoleon, auf Rom die ungedruckte Untersuchung über Gleichartiges und Abweichendes der spanisch-römischen Dichtung. Unter der Rubrik des Mittelalters standen zwei schon gedruckte Abhandlungen: 1) Königthum, Dienstmannschaft, Landestheilung; 2) Ezzelino da Romano. Die Neuzeit umfaßt die schon gedruckten Abhandlungen: Herzog Alba wider Genf und die evangelisch-schweizerische Eidgenossenschaft und die ungedruckte Schrift: „Johanna Gray". Die Sammlung

wurde ihrer Zeit in der Augsburger allgemeinen Zeitung und in anderen Blättern sehr günstig aufgenommen.

So war mir abermals ein Freund entrissen und Friedrich Hautz war noch der einzige. Wir holten uns wechselseitig zu Spaziergängen ab. Es war mir oft recht schwer, auf Spaziergängen mit Freund Hautz gleichen Schritt zu halten. Seine Freunde nannten seine Füße die große Papierscheere und für meine Füße mit ihren kleinen Schritten war es eine schwierige Arbeit, mit der Papierscheere gleichen Schritt zu halten. Doch wir accomodirten uns und es ging. Seine Fröhlichkeit, verbunden mit selbstbeherrschender Mäßigung, sein biederer, rechtlicher Sinn, sein aufgeklärtes religiöses Denken, seine Hochachtung vor Paulus und vor allem, was von wissenschaftlichem, wahrem Streben zeigte, seine Forschungen in der Geschichte des Lyceums, dem er als Professor und später als Director angehörte, seine Zuverlässigkeit als Freund zogen mich zu ihm hin. Wie oft habe ich mich mit ihm über die alten Anstalten, die Neckarschule und Jacobus Micyllus unterhalten, über welche beiden letzten Gegenstände er Programme herausgab. Wie oft sprach er mir von seiner Sammlung von Materialien zu einer Geschichte der Universität Heidelberg! Selbst seine Feinde mußten ihm nachsagen, daß er an der Anstalt immer für Ordnung und Ruhe sorgte, ohne welche von geregelten Studien nicht die Rede sein kann. Auch ging sein Streben immer dahin, von der Regierung Anerkennung zu erhalten. Darum machte ihm der Hofrathstitel eine große Freude. Er hatte mit geringen Mitteln angefangen und durch Fleiß und Sparsamkeit und eine Erbschaft, in seinem Bemühen von einer verständigen, wackeren Frau unterstützt, es zuletzt dahin gebracht, in den Besitz eines nicht unbeträchtlichen Vermögens zu kommen. Nicht auf seinen Reichthum, auf die Anstrengung, die dessen Erwerbung kostete, war er stolz. In den letzten drei Jahren seines Lebens kränkelnd, besuchte er in den Herbstferien regelmäßig das Bad Berg bei Canstatt. Während eines Aufenthaltes daselbst (September bis October 1861) traf ihn plötzlich die von ihm nicht geahnte Zurruhesetzung. Thätigkeit war das Element seines Lebens. Er wollte sich das Unangenehme seiner Pensionirung nicht anmerken lassen und gerade das vermehrte sein Uebelbefinden. Es hatte sich eine Wasseransammlung im Unterleibe gebildet, die sich auch der Brust mittheilte, eine Krankheit, der auch sein Vater unterlag. Schon am 11. Januar, Abends 6½ Uhr starb Hautz. Den Abend vor seinem Tode dictirte er seinen letzten

Willen. Er verlangte von mir die Herausgabe seiner Geschichte der Universität Heidelberg und erklärte, daß ich dafür das Honorar bestimmen sollte. Nach seinem Wunsche sollte ich dem Buche seine Lebensbeschreibung vorausschicken und damit ein alphabetisches Namenregister verbinden. Es war keine kleine Arbeit. Das hinterlassene Werk war nicht im Zusammenhange geschrieben. Es bestand aus einzelnen nummerirten Blättern. Diese Blätter waren wieder mit kleineren, verschiedenfarbigen Zetteln beklebt, welche die einzelnen zusammengetragenen Materialien enthielten. Die Manuscripte waren nicht alle von Hautz, sondern theilweise von fremder Hand geschrieben. Jeder, der ein Register verfertigt, weiß die Mühe zu schätzen, die seine Aufstellung kostet, besonders, wenn es sich auf ein Werk bezieht, das man nicht selbst geschrieben hat. Dazu lieferte ich eine Biographie des Verstorbenen. Ein Anhang enthält ungedruckte und gedruckte seltenere Urkunden. Immerhin bleibt die Hautz'sche Arbeit eine verdienstliche. In meiner Vorrede gebe ich Rechenschaft über die von Hautz benutzten ungedruckten Quellen und die gedruckten Hülfsmittel. Er hatte schon bei Lebzeiten mit dem Buchhändler, J. Schneider, einen Vertrag zur Herausgabe eingegangen und so übernahm dieser nach des Verfassers Tode auch den Verlag. Im September 1862 hatte ich meine Arbeit vollendet und das Werk erschien unter dem Titel: „Geschichte der Universität Heidelberg nach handschriftlichen Quellen nebst den wichtigsten Urkunden von Johann Friedrich Hautz, nach dessen Tode mit einer Vorrede, der Lebensgeschichte des Verfassers und einem alphabetischen Personen- und Sachregister herausgegeben von R. M." (Mannheim, bei J. Schneider, 1862 und 1864) in zwei Bänden. Der erste Band enthält außer der Vorrede und dem Leben des Verfassers die Einleitung und den scholastischen Zeitraum der Universität Heidelberg von 1386 bis 1556, der zweite Band die evangelisch-protestantische Zeit (1556 bis 1685) und die vorherrschend katholische Periode bis zur Wiederherstellung der Universität durch Karl Friedrich von Baden (1685 bis 1803), die Urkunden und das alphabetische Personen- und Sachregister.

Mit Hautz war mir der letzte der Freunde entrissen, welche mich auf meinen Spaziergängen begleiteten.

In Hautz' Todesjahre hielt ich am hundertsten Geburtstage (19. Mai 1862) im Namen und aus Auftrag der Universität in der Aula die akademische Festrede. Sie erschien als Programm im Drucke (Ernst Mohr'sche Verlagshandlung, Heidelberg, 1862). Zu-

gleich gab ich nach dem Wunſche der Redaction in der Halle'ſchen Zeitſchrift für Philoſophie 1863 (Bd. 42, neue Folge S. 147—177) eine überſichtliche Darſtellung und Kritik aller damals erſchienenen Fichtereden.

Der deutſche Idealismus fand in Fichte, dem Philoſophen und Patrioten, den begeiſterten Vertreter. Auch in Schelling's und Hegel's Philoſophie, ſowie in Krauſe's, ja ſelbſt in Herbart's und Schopenhauer's Syſtemen, war eine ideale, dem Materialismus abholde Färbung. Auch mir behagte niemals jene troſtloſe, alle Freiheit und fortſchrittliche Entwickelung des Geiſtes aufhebende, und durch den Mechanismus des todten Stoffes das Leben der Ideen erklären wollende Weltanſchauung. Zu meiner Freude erhielt ich von Germer Baillière den Auftrag, das Werk Paul Janin's gegen den deutſchen Materialismus zu überſetzen. So erſchien meine Ueberſetzung deſſelben mit einer Einleitung, erläuternden Anmerkungen und einem Vorworte J. H. Fichte's (der Materialismus unſerer Zeit in Deutſchland, Paris und Leipzig, 1866).

Ich hatte 1869 ſeit 38 Jahren in jedem Semeſter und auch daneben Logik noch als privatissimum, alſo im Ganzen wenigſtens 76 bis 80mal geleſen und in derſelben meinen eigenen Plan verfolgt. Ich wollte ſie einmal nicht vereinzelt, als eine getrennte Wiſſenſchaft, lehren, ſondern im Zuſammenhange mit der Pſychologie, da das Denken ein Theil des Seelenlebens iſt, und mit der Geſchichte der Philoſophie, da die Logik ſelbſt als ein Ergebniß derſelben betrachtet werden muß, darſtellen. Dazu ſollte mir eine allgemeine Einleitung, in welcher ich die Geſchichte der Philoſophie und den Zuſammenhang der Logik mit ihr behandelte, und eine beſondere Einleitung dienen, in welcher die pſychologiſchen Vorderſätze der Logik entwickelt wurden. Ich konnte mich, was die Logik ſelbſt betraf, weder der Kant-Herbart'ſchen Anſchauung von ihr, als einer rein formellen Wiſſenſchaft, noch der Hegel'ſchen Lehre von der Logik, als Metaphyſik oder einer Wiſſenſchaft, deren eigentlicher Kerntheil die Metaphyſik iſt, anſchließen. Mir ſcheint der vermittelnde Weg zwiſchen dieſen Extremen, welchen Schleiermacher, Ueberweg u. A. eingeſchlagen hatten, der richtigere. Ich ſuchte den Parallelismus der Denk- und Naturgeſetze darzuſtellen und zu zeigen, wie jeder Denkform des Geiſtes eine Exiſtenzform in der Natur entſpricht. So wurde meine Logik erſt nach beinahe vierzigjährigem Aufenthalte in Heidelberg dem Drucke übergeben. Das Buch erſchien 1870 mit der Aufſchrift: „Syſtem der

Logik nebst Einleitung in die Philosophie (Wien, bei Wilhelm Braumüller) in zwei Abtheilungen. Die erste enthält die Einleitung in die Philosophie, die zweite das System der Logik selbst. Im ersten Theile wird das Ganze, im zweiten der Theil dieses Ganzen, die Logik, behandelt. Die Einleitung umfaßt den Begriff, die Eintheilung, Object und Sphäre, Verhältniß der Philosophie zu den übrigen Wissenschaften und ihre Geschichte. Die zweite Abtheilung entwickelt die Stellung der Logik zur Philosophie, behandelt die Logik als Wissenschaft, ihren Begriff und ihre Eintheilung. Der erste oder psychologische Theil der Logik stellt dar die Seele und ihre geistigen Vorgänge, die sinnliche Erkenntniß oder das Vorstellungsvermögen, das sinnliche Gefühls- oder Empfindungsvermögen, das sinnliche Begehrungsvermögen oder den Trieb, den Verstand, die Einbildungskraft, das verständige Begehrungsvermögen, die Vernunft, die höhere Einbildungskraft oder die Phantasie, den Willen, Charakter, Genie, Gedächtniß, Talent. Der zweite oder analytische Theil umfaßt die Lehre vom Denken an sich, von den Begriffen und Ideen, von den Urtheilen und Schlüssen, der dritte oder dialectische Theil die Heuristik und die Systematik. Eine elende anonyme Recension in der Augsburger allgemeinen Zeitung wollte dem Buche das Licht ausblasen. Da schämte man sich nicht, auf einen jungen, talentvollen Mann sich eine Anspielung zu erlauben, daß man Freiherr und zugleich Weinreisender sein könne. Der rohe und dumme Witz war für eine Klasse von Menschen berechnet, welche an sich weder Weinhändler noch Freiherren und für solche Gemeinheiten empfänglich sind. Man warf mir solche Dinge vor, die in meinem Buche gar nicht standen. So wurde mir vorgeworfen, daß ich als Regeln für alle Schlüsse die bekannten Regeln für die erste oder regelmäßige Figur hinstelle, während ich in meinem Buche ausdrücklich sage, daß die von mir aufgeführten Regeln nur für den regelmäßigen Schluß, also die erste Schlußfigur gelten. Man erkannte übrigens sogleich in der Recension den jesuitischen Pferdefuß. Der Verfasser macht mir folgenden Schluß zum Vorwurfe, den ich als Beispiel der vierten Schlußfigur anführe:

Alle Jesuiten sind Obskuranten,
Kein Obskurant ist ein Lichtfreund,
Also ist kein Lichtfreund ein Jesuit.

Wenn ihn das ärgert, hätte er auch meinen Kettenschluß anführen können, in welchem ich durch die Prosyllogismen zum Episyllogismus

komme, daß jeder, der den so genannten heiligen Rock in Trier als veritablen Christusrock verehrt, entweder beschränkt oder böswillig sei. Warum hat er nicht auch den regelmäßigen Schluß nach Barbara aus meiner Logik angeführt:

Jedes Verdummungssystem ist ein Grund der Volksverschlechterung,
Der Ultramontanismus ist ein Verdummungssystem,

Also ist er ein Grund der Volksverschlechterung.

Ich habe dagegen eine kleine Tragikomödie geschrieben, in welcher der Anonyme die Rolle des ritterlichen Don Quixote spielt.

Nur wegen der Erbärmlichkeit dieses Angriffes erwähne ich hier zwei Recensionen meines Buches von zwei der bedeutendsten Philosophen der Gegenwart aus entgegengesetztem Lager, von Friedrich Ueberweg in Königsberg, dessen Verlust alle Freunde der Wissenschaft beklagen, und von Robert Zimmermann in Wien. Friedrich Ueberweg sagt in seiner Anzeige meines Buches in der Fichte-Ulrici-Wirth'schen Zeitschrift für Philosophie, neue Folge, Bd. 57, Heft 1 (Jahrg. 1870) S. 174—181: „Die Darstellung ist klar und lichtvoll, die Kritik besonnen und nüchtern, der Verfasser huldigt dem alten Rationalismus, dem politischen und religiösen Liberalismus." Er findet in dem Buche „Beweis von Gelehrsamkeit und sagt, es verdiene bei dem lehrenden und lernenden Publikum warme Empfehlung". Robert Zimmermann, der berühmte Aesthetiker, sagt in Nr. 44 des Centralblattes, Jahrg. 1870, nachdem er mich den Veteranen der deutschen Rationalisten genannt: „Die Durchführung des Standpunktes zeichnet sich durch logische Sauberkeit und belebte Darstellung, die auch einem größeren Leserkreis verständlich zu werden trachtet, vortheilhaft aus. Die tüchtige, lichtfreundliche, aller Mystik und Pfafferei abholde Gesinnung des Verfassers wird auch der mit dessen wissenschaftlicher Grundlage nicht Einverstandene an dem Buche bereitwilligst anerkennen". Wie viele Collegien habe ich in der langen Reihe von Jahren gelesen, wie viele Zuhörer um mich versammelt, wie viele Privatissima, besonders in der Zeit vor meiner Einweisung in das Ordinariat der philosophischen Facultät, gegeben! Viele, viele meiner Zuhörer im In- und Auslande sind dahin geschieden, viele in der Literatur berühmt geworden, manche haben im Leben eine bedeutende Stellung erreicht und erinnern sich vielleicht auch noch zuweilen an ihren alten Professor in der Logik, der Psychologie oder in Faust und Hamlet. Mit vielen

derselben war ich persönlich befreundet und mir schweben deren Namen noch immer im Gedächtnisse.

Allmählig, doch mit schwerem Schritte nahte sich mir das Alter. Die erste Abnahme meiner körperlichen Kraft zeigte sich im kränklichen Zustande meiner Augen. Durch das viele Lesen der stereotypen Tauchnizer Ausgaben der griechischen Klassiker bei dem Kerzenlichte hatte ich mir in meiner Jugend meine Augen verdorben. Schon vor mehr als 20 Jahren war durch eine Erkältung in dem einen Auge eine Lähmung der Augenmuskeln eingetreten, und ich sah längere Zeit die Gegenstände doppelt. Durch Anwendung von Höllenstein wurde das Uebel beseitigt, bis sich endlich mein Augenlicht im Jahre 1869 mehr und mehr trübte. Ich sah immer noch so viel, daß ich arbeiten konnte, mehr wollte ich nicht. Bald fühlte ich mich im Lesen und Schreiben angegriffen. Ich hatte den berühmten Augenarzt, Professor Knapp, schon vor seiner Abreise nach Amerika consultirt. Da nun Knapp im Sommer 1871 zu einem Besuche nach Europa kam, consultirte ich ihn abermals. Er erklärte, daß sich an beiden Augen der graue Staar entwickelt habe, daß er an dem linken zur Operation vollkommen reif sei, am rechten sich aber erst zu gestalten anfange. Meine Augen waren schon damals so getrübt, daß ich so viel als nichts mehr sah. Dank meinem Gedächtnisse, hielt ich noch im Sommer 1871 meine Vorlesungen. Ich mußte mich, wenn ich auf die Kanzel wollte, an der ersten Bank halten, um die hinauf führenden Stufen zu finden. Eines Tages konnte ich den Weg zum Universitätsgebäude nicht mehr finden. Ich tastete an den Häusern, um das dahin führende Eck der Augustinergasse zu entdecken. Es hatte eben das akademische Viertel geschlagen, und ich war in großer Unruhe wegen meiner Zuhörer. Da ging hart an mir auf der Hauptstraße ein Junge vorbei. Ich, der ich seit 40 Jahren den Weg dahin gemacht hatte, fragte ihn: „Wohin geht der Weg zur Universität"? Der ungezogene Range erwiederte: „Sie finden ihn doch nicht". Endlich gelang es mir, den Eingang zur Augustinerstraße zu ertappen. Dann kam ich noch rechtzeitig zur Vorlesung. Da mein Auge im Herbste 1871 sich ganz verdunkelte, so wandte ich mich an meinen Collegen, den berühmten Augenarzt, Professor Dr. Becker den Director der Universitätsaugenklinik. Er bekräftigte Knapp's Urtheil, nachdem er meinem Auge schon früher dieses traurige Prognostikon gestellt hatte. Am 7. November 1871 betrat ich die Universitätsaugenklinik. Becker hatte

mir das ſchönſte Zimmer in ſeiner Klinik angewieſen. Meine liebe Frau begleitete mich und wohnte mit mir während meines ganzen Aufenthaltes in der Klinik. Schon zwei Tage nach dem Betreten der Anſtalt nahm Becker die Operation vor. Ohne mich zu bewegen und einen Laut von mir zu geben, hielt ich ſtille. Becker ſagte, ich hätte mich heldenmüthig benommen, er fände das ſonſt nicht immer ſo bei ſeinen Operationen. Er hielt mir nun in einer gewiſſen Entfernung eine Flaſche von weißem Glaſe vor; ſie war bis zu einem beſtimmten Punkte mit Waſſer angefüllt. Ich unterſchied deutlich die Flaſche, das Waſſer und deſſen Grenzen. Meine Frau und mein Sohn traten ein und ich erkannte ſie ſogleich zu meiner großen Freude. Nun wurden beide Augen feſt zugebunden und das Augenmartyrium begann, das ſchon eine Heiligſprechung zur Folge haben könnte. Nur, wer dieſe Bandage ſchon einmal kreuzweiſe über der Naſe gehabt hat, kann ſich meine Unbehaglichkeit denken. Dann kommt die liebenswürdige Wärterin Louiſe und bringt eine dünne Fleiſchbrühe und einen Kaffee, das iſt Alles. Dabei darf man ſich Tag und Nacht nicht rühren, muß immer auf derſelben Stelle liegen. Dann die unangenehme Empfindung im Auge, das Zwicken, das Brennen, das Sticheln. Wenn ich Becker meine Leiden klagte, ſagte er ernſthaft: „Was haben Sie für ein freiherrliches Wappen?“ Ich wurde ganz eitel und dachte, er wolle an mir heraldiſche Studien machen. „Einen weißen Balken mit drei rothen Ringen“ ſagte ich ſtolz, und dachte an unſere auch in der Leipziger illuſtrirten Zeitung erwähnte Familienlegende von den drei rothen Blutstropfen auf dem weißen Mantel des Tempelherren bei der Belagerung von Ptolemais. Becker aber ſagte lächelnd: „Laſſen Sie ſich einen Haſenfuß in Ihr Wappenſchild machen?“ Wenn ich über das Gefühl von Zwicken im Auge klagte, wandte Becker zur Beruhigung folgendes Manöver an. Er nahm meine Hand, zwickte ſie und ſprach: „Zwickt es eben ſo ſtark im Auge?“ Wenn ich meinte, das Gefühl im Auge ſei noch ſchmerzhafter, zwickte er abermals. „Thut es Ihnen im Auge auch ſo weh?“ fragte er nun, und, wenn ich es verneinte, wurde erwiedert: „Nun, ſehen Sie, das iſt ja nichts“! Nach ſechs Tagen war ich glücklich, die Binde wurde abgenommen und ich ſah wieder. Aber noch einmal ſollte ich meinen Freund Becker erzürnen. Ich durfte jetzt des Nachts im Bette ohne Binde ſchlafen. Da hatte ich im tiefen Traume den unglückſeligen Einfall, mit dem Zeigefinger meiner linken Hand in mein operirtes

linkes Auge zu fahren. Die Wunde riß auf. Es war Nachts 3 Uhr. Becker wurde in seiner Wohnung geholt und kam augenblicklich. Von dem Momente seines Erscheinens bis zum andern Tage 10 Uhr Morgens wurden Aufschläge von Eiswasser auf das verwundete Auge gemacht. Dann ging der Tanz wieder von vorne an, kreuzweise Teufelsbandagen, dünne Brühe, inhaltsleerer Kaffee, sechs Tage ohne Bewegung. Jeden Tag wurde die Binde zweimal gelüftet und dann wieder fest gemacht. Es war reizend, so eine Geschichte zweimal durchzumachen und immer im Finstern unbeweglich liegen, den Kreuzbalken auf der Nase. Becker sagte von Zeit zu Zeit. „Was wollen Sie denn immer mit Ihrer Nase?" Er meinte wahrscheinlich, ich sollte einstweilen auf meine Nase verzichten. Ich hätte mich vor Verzweiflung aufgelöst ohne ein Mittel, zu dem ich auch sonst in verzweiflungsvollen Krankheitszuständen meines Körpers meine Zuflucht nahm. Das Mittel war irgend ein humoristisches Geistesproduct, das mir bei der Abfassung die Zeit vertrieb und durch den heitern Humor, der bei mir einkehrte, die schwarze Melancholie verscheuchte. So hatte ich einmal in einem solchen Zustande meine Autolatrie gegen Feuerbach und ein anderesmal in einer gleichen Lage „das wahrhaftige Mährchen von Ibu Gnilleſch und dem neuen Reinecke Fuchs" geschrieben. Schreiben konnte ich bei meiner Kreuzbinde nicht, aber aussinnen, dichten konnte ich und das Ausgesonnene im Gedächtniß behalten. So entstanden einige humoristische Danksagungsgedichte an Becker, die ich mit verbundenen Augen, unter dem Nasenverbande, zu meiner dünnen Brühe sammt inhaltleerem Kaffee abfaßte. Mir fehlte die zur Schöpfung der Phantasie nothwendige, feuerspendende Gabe des Bacchus. Es ging mir, wie dem Tantalus im Tartarus. Ich schnappte nach den fetten Bissen und nach den labenden Getränken, aber Becker, der Beherrscher des Blinden, verweigerte den lockenden Genuß. Ich dachte mir denselben schon im Voraus. Die Stimmung mag daher den Mangel an Feuer entschuldigen, für welchen Becker durch sein Verbot verantwortlich ist. Ich theile zur Charakteristik meiner Stimmungen hier eines jener auf meinem Nachtkurlager entstandenen Gedichte mit:

Die Leiden und Freuden eines Operirten:

Sticheln, Brennen, Beißen, Zwicken,
Immer liegen auf dem Rücken,

Augen rechts und links verbunden,
Naſe kreuzweis eingeſchunden,
Keinen feſten Biſſen kauen,
Nicht einmal am Kopfe krauen,
Weder lachen, weder nieſen,
Nichts, als reine Brüh' genießen
Und ſich hüten vor dem Gähnen,
Ungewaſch'ne Löwenmähnen,
Keine Bürſte, keinen Kamm,
Keine Seife, keinen Schwamm,
Unraſirt auf gleichem Flecke
In demſelben Tuchverſtecke,
Bei der Loupe exerciren
Und im Finſtern nicht parliren,
Damit ſich noch amüſiren,
Fegfeuer, das zum Himmel führt,
Den uns Becker präparirt.
Herrlich, wenn die Binde fällt,
Stehet da die neue Welt,
Sonne, Mond, der Sterne Kranz
Und der Erde Farbenglanz.
Und das Auge ſtrebt nach Oben,
Ihn zu preiſen, ihn zu loben,
Ihn, den Geber jedes Glücks,
Jedes ſeel'gen Augenblicks.
Abwärts zieht es dann den Blick
Nach dem weiſen Arzt zurück,
Der durch Kunſt des Nebels Hülle
Wandelte in Lichtmeers Fülle,
Der vom Auge zog den Kleiſter;
D'rum ein Hoch dem edeln Meiſter,
Der, ein zweiter Schöpfer, ſpricht:
Aus dem Dunkel werde Licht!

Schnell ſind Schmerzen und Unbehaglichkeit vergeſſen. Welche Freude über das dem Meiſter verdankte, wieder gewonnene Augenlicht! Ich dictirte meiner lieben Frau die Verſe:

1.

Sei gegrüßt von Dichters Munde,
Neu gebornes Sonnenlicht,
In der erſten Weiheſtunde,
Da der Strahl durch's Aug' ſich bricht!

2.
Neu erfüllen sich die Räume
Mit des Aethers Farbenpracht;
Neu sind Berg und Strom und Bäume
Und die sternenhelle Nacht;

3.
Neu' des Abendroths Erglühen
Und der Morgensonne Glanz,
Neu der Blumen buntes Blühen
Und des Waldes duft'ger Kranz;

4.
Neu der Vogel, der da schwebet
In der freien Gottesluft,
Neu der Schmetterling, der lebet
In der Blüthen süßem Duft,

5.
Neu der Schnee, der tief bedecket
Lebenskeimes Erdennacht,
Bis der Frühling ihn erwecket
Mit der Liebe vollen Macht.

6.
Aber, was noch mehr, als Leben,
Ist der Lieben holder Blick,
Von dem Meister mir gegeben,
Ihm verdanke ich dies Glück.

Ein drittes Gedicht auf Becker lautete:

Dacht' im Bette hin und her,
Welcher Vers der beste wär,
Unsern Becker hoch zu ehren.
Ja, wenn Verse Thaten wären,
Nun, da wollt' ich schockweis' schreiben,
Aber so — da laß ich's bleiben.
Wenn das Werk sich selber lobt,
Wenn der Meister sich erprobt,
Da bedarf es keiner Kunst,
Da ist Dichten eitel Dunst.

Als die Hungertage vorüber waren, sorgte die freundliche Hand der eben so umsichtigen, als eifrigen Oberleiterin der Anstalt, Fräulein Brömel, jetzige Geheimerathin Kirchhoff, durch treffliche Pflege für den alten Dulder. Ihr und der emsigen und freundlichen Wärterin Louise hat er seine Wiederkräftigung zu verdanken. Als ich wieder sah und die Anstalt endlich 4. December 1871 verlassen konnte, drückte

ich meinem Lichtfreunde und Lichtspender Becker dankbar die helfende Hand.

Ich hatte ihn einmal in einem harten Stadium meiner sogenannten Nachkur gefragt: „Herr College, nicht wahr, Sie sind ein Oesterreicher". Nein, sagte er, ich bin ein geborner Mecklenburger". „Ach! Das merkt man, erwiederte ich ja, ja, mein College Kortüm war Ihr Landsmann.

Becker wird mir, als Retter von der Pater Roh'schen, höllischen Finsterniß, unvergeßlich sein, ich werde ihn mit dankbarer Liebe nennen, so lange ich athme. Auch mein Sohn besuchte mich häufig in der Augenklinik. Seit Sommer 1870 und Winter 1871 hatten sich Ereignisse entwickelt, die ihn für mich hätten ewig unsichtbar machen können.

Zwei unangenehme Ereignisse fielen nämlich in den Juli des Jahres 1870, das auf einer so genannten allgemeinen Kirchenversammlung durch die Majorität der italienischen Bischöfe gemachte Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit und das schmähliche, unerhörte Auftreten Frankreichs gegen Preußen. Das erste brachte mich zwar in keine große Verlegenheit. Ich war Protestant und, wenn auch jetzt die sämmtlichen Protestanten sammt Griechen und andern Altkatholiken unfehlbar verflucht waren, so konnten sie eben so gut auch unfehlbar darüber lachen. Denn die mir einmal von Herrn Hofrath Buß angedeutete Mode des Verbrennens war außer Kurs gekommen. Ganz anders berührte mich das zweite Ereigniß. Seine nothwendige Folge war der große vaterländische Krieg gegen Frankreich von 1870 und 1871. Mit Begeisterung hörte, und las ich von diesem Kriege. Die Ultramontanen drückten zwar leise gewisse Sympathieen für Frankreich aus, und auf diese hatte auch die beschränkte französische Politik gezählt. Aber allgemein und wahrhaft deutsch war die Stimmung gegen Frankreich. Jeder ergriff die Waffen gegen den übermüthigen Feind. Mit Freuden folgten alle Stämme, setzten Gut und Blut ein für die Einheit und Freiheit des deutschen Vaterlandes, den rheinischen Bundes- und Landestheilungsgelüsten gegenüber. Mein Sohn war damals Privatdocent in Heidelberg. Früher hatte er von 1856 an nahe an drei Jahre in der großh. badischen Kavallerie, dem dritten Dragonerregiment, Prinz Carl, als Secondelieutenant gedient. Seine Habilitationsschrift über den Parallelismus der alten und neuen Philosophie war von Kennern, wie von Ueberweg in seiner Geschichte der Philosophie, von Ulrici in seiner Zeitschrift und von Calker in

Bonn in einem noch ungedruckten Briefe auf das Günstigste aufgenommen worden. Er hatte zum Kriegsdienste keinerlei Verbindlichkeit mehr. Da kam die Kriegserklärung Frankreich's, da erhoben sich zur Wahrung ihrer Selbstständigkeit alle deutschen Stämme. Mein Sohn ließ sich nicht länger halten, er verließ mitten im Semester Heidelberg, zeigte seinen Abzug am schwarzen Brette an, meldete sich als Freiwilliger und trat, in seiner früheren Charge als Secondelieutenant seines Dragonerregiments, in die active Armee ein. Wie ängstlich waren wir, meine liebe Frau und ich, über seine Entfernung, über den Kampf im fernen Lande, wie zählten wir die Tage bis zu einem Briefe, mit welchem Interesse lasen wir die Schilderungen der Kämpfe, an denen er Theil nahm, der gefährlichen Recognoscirungen, die er oft mit wenigen Dragonern unternahm, und welche Gefangennahme von Franctireurs und Eroberung von beladenen Militärwagen zur Folge hatten, und vollends erst die Zeit des Rückzuges von Dijon im kältesten Winter und den dreitägigen Kampf bei Montbeillard, wie freuten wir uns, als er, unversehrt und mit einem Orden geschmückt, in's elterliche Haus zurückkam, während so mancher Andere mit seinem Leben den Sieg des Vaterlandes erkaufen mußte, wie freudig begrüßten wir die Wahl des deutschen Kaisers Wilhelm's I., die neue Bildung des einigen deutschen Reiches, das neue wahrhafte deutsche Parlament des alle Stämme einigenden Vaterlandes, wie mächtig wie begeisternd wirkten die neuen Gesetze und neuen Institutionen, wie schwoll unser Herz vor freudiger Bewegung, da wir in unserem erhabenen Landesfürsten, dem regierenden Großherzog Friedrich, selbst das schönste Bild eines seine Eigenherrschaft dem Wohle des Vaterlandes freudig aufopfernden Fürsten erblickten.

Nicht ohne Rührung blicke ich auf den langen Zeitraum meines Lebens zurück, wenn ich bedenke, daß es mir gestattet war, noch diese neue, uns alle sichernde, unsern Wohlstand für die Zukunft begründende Umgestaltung erlebt zu haben.

Einem Schatten, einem Traume gleich ist das Leben an mir vorübergegangen mit seinen Freuden und mit seinen Schmerzen. Aber Eines bleibt uns aus den verschwindenden Schattenbildern dieses Traumes, die Liebe zur Wahrheit, zur Freiheit, zum Rechte und zum Lichte. Religion tröstet und erhebt die Menschen, Philosophie weist uns das Ziel der Erkenntniß durch denkende Betrachtung. Aber die Religion verliert, wenn man sie in den Tiegel eines Glaubensbekenntnisses knetet, wie die

Philoſophie, wenn man ſie in den Panzer eines ausſchließlichen Syſtemes zwängt. Beide erheben uns über den niederen Tand des Erdenlebens, aber nicht durch die Formen, welche die Menſchen machen, nein, durch ihr ewiges, im Menſchenherzen und in der Menſchenvernunft begründetes Weſen.

Im November 1872 wurde meine liebe Frau von einer ſchweren Krankheit befallen, die bald einen chroniſchen Charakter annahm und noch fortdauert. Manche trübe Stunden brachen über mich und meinen Sohn herein; doch auch im Leiden bleibt die Liebe der leuchtende Stern. Sie duldet Alles, wie der Apoſtel ſagt, und mit freudigem Gefühle kann ich jetzt von der Wiedergeneſung meiner Frau ſprechen.

Noch ein heller Tag ſollte mir den Abend meines Lebens erleuchten. Am 15. Mai 1873 feierte die Univerſität mein fünfzigjähriges theologiſches Doctorjubileum. Am 15. Mai 1823 war ich zum Doctor der Theologie und des Kirchenrechtes promovirt worden. Seither hatte ich zweimal nach langen Kämpfen mich vom Privatdocenten in zwei verſchiedenen Fächern an zwei verſchiedenen Hochſchulen zum Ordinarius hinaufarbeiten müſſen. Neun Jahre hatte ich als katholiſcher Theologe in Freiburg gewirkt, ſeit 41 Jahren in Heidelberg als Philoſoph. Seine Königliche Hoheit, der Durchlauchtigſte Großherzog, der edle Schwiegerſohn unſeres tapferen deutſchen Kaiſers Wilhelm, verlieh mir aus Veranlaſſung dieſes Feſtes das Ritterkreuz erſter Klaſſe des Ordens vom Zähringer Löwen. Am Vormittage des 15. Mai überreichte mir der derzeitige Prorector, Profeſſor Dr. Stark, an der Spitze einer Deputation des engeren Senates, die Inſignien dieſes Ordens, mit einem huldvollen Schreiben Sr. Excellenz, des Herrn Staatsminiſters Dr. Jolly. Unmittelbar hierauf erſchienen die ſämmtlichen Mitglieder der philoſophiſchen Facultät, angeführt von ihrem derzeitigen Dekan, geheimen Hofrath Dr. Bartſch, welcher mir eine geſchmackvoll ausgearbeitete, in kurzen Zügen meine Lebenskämpfe enthaltende lateiniſche tabula gratulatoria überreichte. Es folgten die Deputationen der Studierenden, des Studentenvereins, der Corps und der übrigen Studentenverbindungen, der Abgeordnete der Univerſität Freiburg, Hofrath Dr. Sengler, die Deputationen des Gemeinderaths und des Theatercomités, deſſen Vorſitz ich ſeit einer langen Reihe von Jahren führe, die beiden letzteren mit beſonderen Beglückwünſchungsſchreiben, viele einzelne Collegen, Freunde und Bekannte. Von Berlin kamen freundliche Zuſchriften von Zeller und von dem auf dem Reichstage abweſenden Collegen v. Treitſchke.

Von vielen Seiten folgten Depeschen und Briefe von Freunden. Mittags gab die Universität ein zahlreich besuchtes, durch viele Trinksprüche gewürztes Festmahl im schön geschmückten, großen Museumssaale.

An einem solchen Tage blickt man zurück in die Zeit, die war und, einem Traume gleich, mit ihren nächtlichen, gewitterschwangern Wolken und ihrem rosigen Lichte verschwunden ist.

Da sieht man, wie Recht der alte Heraklit hat, wenn er das Leben einen Fluß nennt, in dessen Welle Keiner zweimal den Fuß setzt. Da blickt man wohl auch vorwärts in die Zukunft mit ernstem Auge. Kurz, eine Spanne noch, ist der Raum bis zum Eintritte in das stille, enge Haus, über dessen Schwelle Keiner mehr zurückgeht. Wie viele von denen, die ich liebte, sind diesen Weg gegangen, und, wenn ich mich beim Festmahle im Saale umsah, nicht einer von denen, welche bei meiner Entfernung von Freiburg, an jener Universität lehrten, nicht einer von denen, welche damals der Universität Heidelberg angehörten, begegnete meinem Blicke. Sie hatten beinahe alle jene geheimnißvolle Schwelle überschritten, welche die Religion mit dem schönen Glauben der Unsterblichkeit und des Wiedersehens umgibt.

Wer einen Sinn für sein Vaterland, für das große Ganze, dessen Glied er war und ist, in seiner Brust fühlt, der fühlt sich auch bei diesem ernsten Blick auf das Dunkel des Jenseits gehoben. Haben wir doch jetzt ein einiges und durch die Einheit unseres Volkes und die Gesetze des Reiches gegen die Uebergriffe politischer und kirchlicher Anmaßungen gesichertes Vaterland. Zwei feindliche Burgen stehen uns gegenüber, die arx Knackiana, schwarz angestrichen, mit einer fetten Weide für Dohlen, Raben und Krähen. Die Vögel nisten in feudalistisch-pietistischem Trümmergesteine, und zwischen den einzelnen Felsblöcken sprudelt eine Quelle hervor, nicht die kastalische Musenquelle, sondern der muckerische Gesundheitsbrunnen. Die schwarzen Vögel, die aus ihm trinken, vergessen alles, was sie gelernt haben und müssen ihre Augen vor dem Lichte schließen. Sie suchen die Nester im Trümmergestein. Oben ist eine Stange angebracht, nicht mit Geßler's Hut, sondern mit einem knackenden Pastorhut und einer schwarzen Renitentenfahne. Die Burg hat eine Uhr, deren Zeiger rückwärts geht und Monate, Jahre und Jahrhunderte in möglichster Kürze zurücklegt. In Zeit von 24 Stunden deutet sie schon auf Attila und die Hunnen. Zwei schwarze Krebse sind die Schildhalter. Die Uhr hat die Unterschrift: „Und sie (die Erde) bewegt sich doch nicht. Sonne, Mond, Planeten und der

Fixſternhimmel bewegen ſich um uns". Die andere Burg iſt das castellum infallibilitatis. Es iſt in Tempelform gebaut. Ueber dem Bogen des Einganges iſt ein Jeſuitenſchifffhut aufgeſteckt. Zwei koloſſale Karyatiden tragen das Tempeldach. Auf jeder glänzt ein Bruſtſchild. Auf dem einen ſtrahlt in goldenen Buchſtaben das Wort: Dummheit, auf dem andern das Wort: Schlauheit, über dem Portale aber leſen wir die Inſchrift:

Wo Dummes ſich und Schlaues paarten,
Da gibt es einen guten Klang.

Im Hintergrunde ſieht man Geſtalten mit Gläſern, voll ſchäumenden Rachebieres. Ueber ihnen, etwas weiter zurück ſchwebt in einem Luftballon Gambetta. Unter ihm zerſchlagen ſich mit Fäuſten und Keulen Petroleums-Internationale, conſervative Republikaner, Socialdemokraten, Orleaniſten, Bourboniſten, Fuſioniſten, Bonapartiſten und liegen ſich in den Haaren.

Trotz dieſen drohenden Viſionen dürfen ſich die Freunde des Fortſchrittes nicht fürchten. Roger Baco wollte durch ſeinen redenden Kopf das Geheimniß entdecken, England mit einer unüberſteiglichen und unüberwindlichen Mauer zu umgeben. Durch die Dummheit ſeines Famulus Miles ſtürzte der Kopf zuſammen, und Meiſter Baco kam um das koſtbare Geheimniß. Wir Deutſche haben es ohne Baco und ſeinen redenden metallenen Kopf dahin gebracht, einen ſolchen Wall um unſer deutſches Vaterland aufzubauen. Es iſt der Wall der Macht des freien Geiſtes, der Bildung, Sitte und Zucht. Dieſer Wall hat Feſtungsthürme, die ihn ſchützen, feſter und ausdauernder, als die von unſeren Helden niedergeſchoſſenen Feſtungsthürme in Paris. Es ſind unſere deutſchen Univerſitäten. Die Lehrer der Wiſſenſchaft ſind die Führer, die Studenten die Krieger, die mit der Tapferkeit des Armes auch den Muth und die Freiheit echter Geiſtesbildung verbinden. Ihre Munition iſt das Licht. Es verbreitet ſich überall und am ſchnellſten unter allen denkbaren Waffen. Wo das Licht hindringt, da werden die Burgen der Knackmandeln und der Infallibilität zu optiſchen Illuſionen, die ſich immer weiter in die Ferne zurückziehen und zuletzt in Nichts verſchwinden. Da weht allen Freidenkenden voran die Bundesfahne mit der Inſchrift:

Ja, blinzt und tobt, ihr Eulenzunft!
Das Wort ſoll ſiegen und Vernunft!

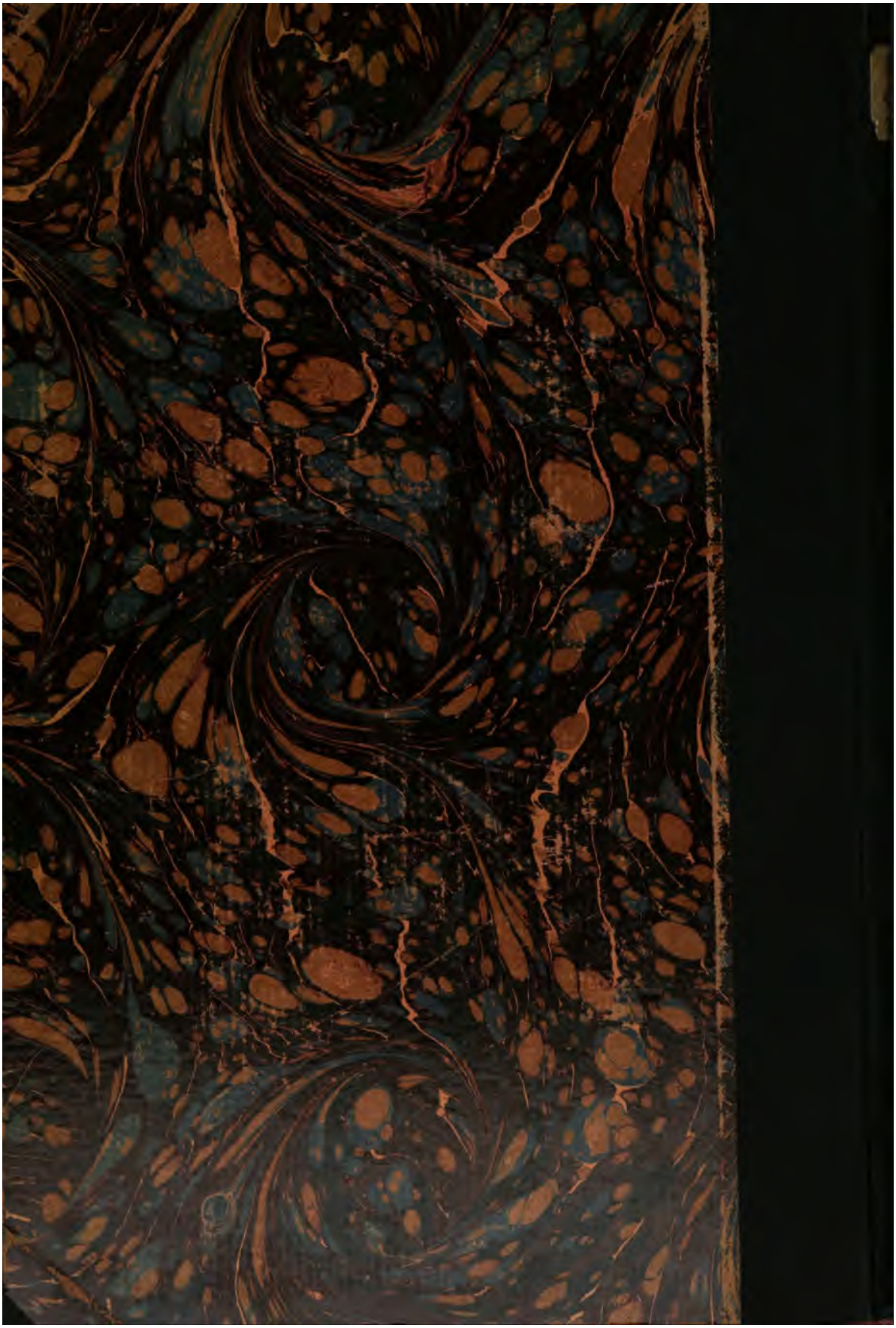
3 2044 021 189 303

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

MAR 1968 ILL

1933900

CANCELLED